

Städtische Siedlungen und ihr Umland

Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 26, 2008

Siedlungsforschung

Archäologie - Geschichte - Geographie

Band 26, 2008



Schwerpunktthema:

Städtische Siedlungen und ihr Umland

Umschlagabbildung:

Compact geography of the Netherlands. – Utrecht 2007, S. 37: Built-up areas of Randstad in 2000 (Ronald Kronenburg)

Siedlungsforschung

Archäologie – Geschichte – Geographie 26, 2008

Städtische Siedlungen und ihr Umland

Herausgegeben
von

Johannes Renes und Winfried Schenk

für den

Arbeitskreis
für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa
ARKUM e.V.

SELBSTVERLAG ARKUM e.V. BONN 2008

HERAUSGEBER

Für den Themenschwerpunkt:

Dr. Johannes Renes: Departement Sociale Geografie en Planologie der Universität Utrecht – Heidelberglaan 2, NL–3584 CS Utrecht, Email: j.renes@geo.uu.nl

Für die Zeitschrift Siedlungsforschung:

Prof. Dr. Winfried Schenk: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71, Email: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

REDAKTION

Drs. Peter Burggraaff: Büro für historische Stadt- und Landschaftsforschung – % Institut für Integrierte Naturwissenschaften der Universität Koblenz, Geographie – Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz, Tel.: 02 61 / 287 22 86, Email: burggra@uni-koblenz.de

Für die Mitglieder des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa ARKUM e.V. ist der Bezugspreis im Jahresbeitrag enthalten (Anmeldungen an die Geschäftsstelle: Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn).

Der Nachdruck von Beiträgen ohne Genehmigung von ARKUM e.V. ist auch bei Quellenangabe nicht gestattet. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung bleiben vorbehalten. Der Bezug erfolgt unmittelbar bei der Geschäftsstelle (% Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 58 71) oder über den Buchhandel.

Herstellung: Hartmann Satz + Druck / Mignon-Verlag, Winzerstr. 61, 53129 Bonn, Email: peter.hartmann@mignon-verlag.de

Kartographie: *Stefan Zöldi:* Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn, Tel.: 02 28 / 73 76 52, Email: s.zoeldi@uni-bonn.de

ISSN: 0175–0046

INHALT

Städtische Siedlungen und ihr Umland

Referate

Susanne Sievers

- Umlandbeziehungen eisenzeitlicher Herrschaftszentren 7
Mit 3 Abbildungen

Donat Wehner

- Frühstädtische Siedlungen und ihr Umland an der Ostsee und
im Binnenland. Wolin und Brandenburg im Vergleich 23
Mit 1 Abbildung

Pim Kooij

- Städte und ihr Umland in den Niederlanden vom Mittelalter
bis ins zwanzigste Jahrhundert 37
Mit 3 Abbildungen

Thomas Küntzel

- Quedlinburg und sein Umland. Siedlungsforschung für das
OSCAR-Projekt der Hochschule Anhalt (FH) 53
Mit 10 Abbildungen

Ragnhild Berge

- Resource management in the town common of medieval Trondheim,
Norway. Presentation of an archaeological PhD-Project 75
With 2 figures and 1 table

Renger E. de Bruin

- Utrechter Patrizier und Bürger als Gutsbesitzer.
Ein Aristokratisierungsprozess, 1600–1850 87
Mit 6 Abbildungen

Rolf Peter Tanner

- »Die Bistums-Lande, wie bekant, rauch, ohnwegsam, mithin zum
Commercio auf keine Weiss bequemlich«.
Das Fürstbistum Basel im Spannungsfeld von Zentrum und Peripherie
zwischen Antike und Ancien Régime 127
Mit 17 Abbildungen

Peter Burggraaff und Klaus-Dieter Kleefeld

- Historische Umlandbeziehungen niederrheinischer Städte 163
Mit 8 Abbildungen

Peter Rückert

- Der Fürstenhof und sein Umland zwischen Mittelalter und Neuzeit:
Das Beispiel Württemberg 179
Mit 4 Abbildungen

Annika Björklund

Urban farming and settlement expansion.

An historical geographical study of the town land in Uppsala 195

With 7 figures and 2 tables

Klaus Fehn

Walter Christaller und die Raumplanung der NS-Zeit 215

Kurzreferate und Beiträge

Raf Verbruggen

A geographical appreciation of historical research on

urban networks 235

Michael Kriest

Das Reichsautobahnnetz als Element der

historischen Kulturlandschaft 241

Mit 6 Abbildungen

Orsolya Heinrich-Tamaska

Das Umland spätrömischer Innenbefestigungen Pannoniens

(4. Jh. n. Chr.) 251

Mit 6 Abbildungen

Rainer Schreg

Das Umfeld der Höhlenstädte Mangup und Eski Kermen auf der
südwestlichen Krim. Eine Siedlungslandschaft in der Peripherie des

byzantinischen Reiches 267

Mit 11 Abbildungen

Aleš Nováček

Historische Geographie in Tschechien.

Ein Bericht über den aktuellen Stand der Forschung 287

Alexandra Kruse

EucaLand-Netzwerk. Europäische Kultur- und Agrarlandschaften . 299

Anschriften der Autoren und Vorstandsmitglieder

des Arbeitskreises 307

Contents 309

Susanne Sievers

Umlandbeziehungen eisenzeitlicher Herrschaftszentren¹

Mit 3 Abbildungen

Die Bezeichnung Herrschaftszentrum wird hier im Sinne des von *Eike Gringmuth-Dallmer* eingeführten Begriffes »komplexes Zentrum« verwendet, der Produktion mit Verteilung, administratives mit kultischem Zentrum und Anbindung an den Fernverkehr verbindet (*Gringmuth-Dallmer* 1996). Im Mittelpunkt dieses Überblicks stehen befestigte Siedlungen des 6.–4. Jahrhunderts v. Chr., die als »Fürstensitze« bezeichnet werden, und sog. Oppida des späten 2. und 1. Jahrhunderts v. Chr. Daneben werden aber auch die sog. Hillforts Südenglands des gleichen Zeitraums und unbefestigte Großsiedlungen in die Diskussion einbezogen.

Zunächst einige Bemerkungen zu den Begriffen »Fürstensitz« und »Oppidum«. Sprechen wir von Fürstensitzen, dann greifen wir auf eine Bezeichnung zurück, die in Anlehnung an den Begriff »Fürstengräber« entstanden ist, der dem 19. Jahrhundert entstammt (*Bittel u. Rieth* 1951; *Kimmig* 1983, S. 21–26). Charakteristisch für einen Fürstensitz nach der Definition von *Wolfgang Kimmig* ist eine befestigte Siedlung, z.T. in Ober- und Unterburg unterteilt, die sich durch mediterrane Importe auszeichnet und von goldreichen Gräbern unter Großgrabhügeln (sogenannte Fürstengräber) umgeben ist. Muster ist die Heuneburg an der oberen Donau (*Kimmig* 1969, S. 95–113). Dadurch, dass von einigen Kollegen auch die von der Mittelalter-Forschung besetzten Begriffe Dynastie und Adel mit diesem Modell verbunden wurden, entstand eine Diskussion um den Begriff Fürstensitz, der seitdem meist in Anführungszeichen gesetzt wird. Mittlerweile erweist sich aber über naturwissenschaftliche Untersuchungen (z.B. DNA: *Krausse* 2006, S. 74f.) oder über die Beobachtung reich ausgestatteter Kindergräber (*Kurz u. Wahl* 2005, S. 81f.), dass wir es vielleicht doch zumindest zum Teil mit Dynastien zu tun haben.

Ganz anders steht es um den Begriff Oppidum in unserem Raum, ein Synonym für die Begriffe Zentralort, komplexes Zentrum oder Herrschaftszentrum, aber auch hier gilt es vorsichtig zu sein (*Büchsenschütz* 1995, S. 53–63). Caesar gebraucht in seinem Bericht über den Gallischen Krieg (58–52 v. Chr.) die Begriffe *oppidum* und *urbs* z.T. für die gleichen befestigten Siedlungen, die er als Stammesmittelpunkte bezeichnet (*Tarpin* 2000, S. 27–30). Das größte uns bekannte Oppidum (Heidengraben), in Baden-Württemberg gelegen, ist etwa 1660 ha groß

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

(Knopf 2006). In der französischen Forschung benutzt man den Begriff aber auch für sehr kleine, nur 2 ha große befestigte Anlagen, deren Funktion mit der von z. B. Bibracte mit Sicherheit nicht zu vergleichen ist. Auch zum Begriff Oppidum gibt es Diskussionen, die aber meist schnell in die Debatte überleiten, ob Oppidum mit Stadt gleichzusetzen ist. Als Muster eines Oppidums, für das der Begriff Stadt angebracht scheint, gilt Manching (380 ha) in Bayern (Maier u. a. 1992, S. 477–480; Sievers 2007).

Hillfort dagegen ist ein neutraler Begriff im Sinne von befestigter Höhensiedlung oder Burg, doch auch hier gibt es qualitative Abstufungen (Collis 1996, S. 87–94).

Unter Umland ist der direkte Einflussbereich eines Herrschaftszentrums zu verstehen, der gewöhnlich an einer wie auch immer gearteten Grenze endet, an der das Umland, also der Einflussbereich des nächsten Zentralortes beginnt. Wir können damit einen sehr eng begrenzten oder auch einen sehr weiten Raum fassen, wobei der Begriff Umland eben doch zuallererst das Land um den Zentralort meint. Die Begrenzung des Umlandes kann durch natürliche Gegebenheiten, also Bergkämme, Täler, Engpässe geschehen, sie kann aber auch durch Burgen, Siedlungen oder Gräberfelder signalisiert werden. Von entscheidender Bedeutung dürfte es gewesen sein, den Zugang zu den wichtigsten Ressourcen oder die Fernwege zu kontrollieren. Da wir für den uns interessierenden Zeitraum, abgesehen von Gallien, nicht über schriftliche Nachrichten verfügen und somit auf den recht ungleichmäßigen Forschungsstand auf archäologischer Basis angewiesen sind, ist es sehr schwierig, auf diesem Gebiet zu eindeutigen Aussagen zu kommen.

Im Folgenden sollen anhand einzelner Beispiele, die chronologisch angeordnet sind, die Schwierigkeiten, aber auch die Möglichkeiten geschildert werden, die sich aus der Sicht der Eisenzeitforschung in Bezug auf unser Thema ergeben. Im Blickfeld stehen die unterschiedlichen methodischen Ansatzpunkte, aber auch die jeweiligen örtlichen Gegebenheiten wie die verkehrsgünstige Lage, diverse Ressourcen sowie die perceptionelle, wirtschaftlich-strukturelle und administrative Bedeutung der jeweiligen Zentren. Die Beispiele zum Thema »Fürstensitze« entstammen dem DFG-Schwerpunktprogramm »Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse. Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstensitze und ihres territorialen Umlandes«, in dem die Umweltbezüge von großer Bedeutung sind.²

Fürstensitze

Die *Heuneburg* (Kimmig 1983) liegt am Südrand der Schwäbischen Alb an der oberen Donau, die ab hier etwa schiffbar war. Verbindungen bestanden nach Süden, zumal die Alpen bei Fernsicht zu sehen sind, und über die Donau nach

² Allgemeine Informationen zu diesem Projekt finden sich unter www.fuerstensitze.de. Von der Autorin werden die Projekte »Fürstensitz Glauberg« (Bearbeiter H. Baitinger) und Fürstensitze & Umland (Bearbeiter A. Posluschny) betreut.

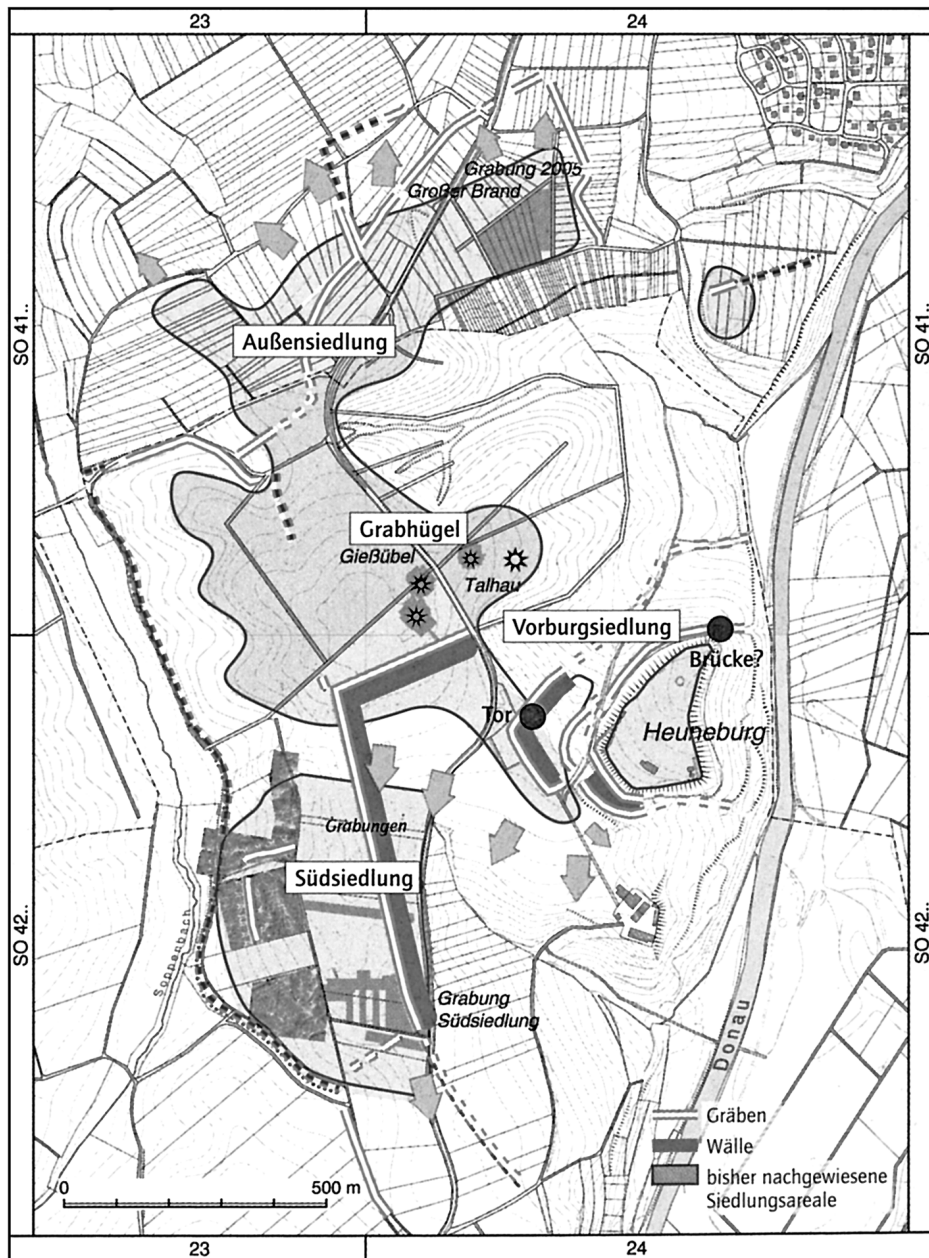


Abb. 1: Die Heuneburg und ihr näheres Umfeld
Nach D. Ade u. A. Wilmy (2007, S. 125)

Osten. Heute befindet sich die Heuneburg abseits der wichtigen Verkehrswege in einem strukturschwachen Raum. Die Siedlung ist im Gelände nicht sonderlich hervorgehoben, sie liegt in Spornlage am Rande einer Hochebene. Offensichtlich

wurde sehr viel Wert auf die Abtrennung einer Akropolis gegenüber diversen Außensiedlungen gelegt, was auf eine innere Hierarchisierung schließen lässt. Vor allem die nach mediterranen Vorbildern erbaute Lehmziegelmauer, aber auch ein kürzlich aufgedecktes steinernes Kammertor hinter einem 8 m tiefen Graben dienten ganz offensichtlich der Repräsentation. Die Schauseite war nach Norden gerichtet, wo sich auch die sog. Fürstengräber und eine größere Nekropole befanden (Abb. 1).

Einzelne Großbauten auf der Burg, aber auch im Bereich der inneren Außensiedlung (Kurz 2000, S. 162–166) spiegeln die sich in den Gräbern abzeichnende gestaffelte Sozialordnung. Auch handwerkliche Einrichtungen verteilen sich auf beide Einheiten. Zahlreiche Importe, in erster Linie von der Burg, belegen Fernbeziehungen vor allem nach Süden und Südosten.

Die Steine für die Stadtmauer und das Kammertor stammen aus einem nahe gelegenen Steinbruch. Das Holz für die Stadtmauer und die Häuser dürfte ebenfalls aus der näheren Umgebung kommen. Auf der Schwäbischen Alb ist Bohnierzabbau nachgewiesen. Auch der auf der Heuneburg verarbeitete, für Armringe verwendete Sappropelit steht dort an. Die Pollen aus dem Met eines Kessels aus einem Grab, das zur Heuneburg gehört, verweisen z.T. auf die nächste Siedlungsumgebung, also auf Weideland, Felder und Ruderalflächen, aber auch auf Feuchtgebiete; ein anderer Teil, ebenfalls Blütenhonig, kommt von der Schwäbischen Alb aus einer Entfernung von etwa 30 km (Rösch u. Goppelsröder 2002, S. 180–190). Die Untersuchungen der Tierknochen haben ergeben, dass das Fleisch größtenteils bereits portioniert angeliefert wurde, dass man also, auch was die Versorgung mit Lebensmitteln anging, auf das Umland Einfluss nahm (Biel, Stephan u. Schatz 2006, S. 4.).

Die Grenze des Einflussbereichs der Heuneburg (Kurz 2007) ist letztlich noch nicht geklärt, da es von den benachbarten Höhensiedlungen kaum Grabungen gibt. Interessant ist, dass von der gleichzeitigen Alten Burg bei Langenenslingen, in Sichtweite der Heuneburg gelegen, vage Hinweise auf kultische Handlungen vorliegen. Als Wirtschaftsraum mit Ressourcen vielfältiger Natur und damit als das eigentliche Umland der Heuneburg, ist auf jeden Fall die Schwäbische Alb zu werten.

Die hallstattzeitliche Heuneburg bestand etwa von 600 bis maximal 450 v. Chr., also etwa 150 Jahre. In dieser Zeit scheint sich eine Veränderung im Umland abgespielt zu haben. Kleinere Siedlungen, kenntlich an ihren Großgrabhügeln, wurden aufgegeben. Dafür wurde die Außensiedlung der Heuneburg am Ende des 6. Jahrhunderts auf etwa 70 ha erweitert. Der Ausgräber Siegfried Kurz schließt nicht aus, dass sich in den kleineren gehöftartigen Siedlungseinheiten, die durch größere Gräben voneinander abgegrenzt sind, die ehemals im Umland verstreuten Siedlungseinheiten wiederfinden, wir es also mit einer Zentralisierung zu tun hätten.

Berücksichtigt man einen Zerstörungshorizont um die Mitte des 6. Jahrhunderts (Ende der Lehmziegelmauer), ist es denkbar, dass man gezielt den Schutz der Burg gesucht hat, wohl auch, um Vorräte zu sichern. Ein Problem könnte darin bestanden haben, dass es bei einer Konzentration einflussreicher Familien auf einen engeren Raum zu größerer Konkurrenz und erhöhtem sozialem Druck gekommen

ist, der dann vielleicht für das Ende des Herrschaftszentrums, das dann noch eine Zerstörung erlitt, verantwortlich war.

Das *Nördlinger Ries* mit seiner natürlichen Begrenzung soll als Kontrast zur Heuneburg vorgestellt werden. Wir haben es dort mit zwei eng benachbarten Herrschaftszentren zu tun: mit dem Goldberg, der bereits im 6. Jahrhundert v. Chr. von Bedeutung war und dessen Bebauungsstruktur mit einem abgegrenzten herrschaftlichen Teil wir gut kennen (Parzinger 1998), und dem Ipf, einem Zeugenberg, der am Westrand des Rieses liegt und dieses beherrscht (Krause, Böhr u. Guggisberg 2005, S. 160–236; Krause 2007). Der Goldberg wurde noch vor dem Ende des 6. Jahrhunderts aufgegeben, bestand aber zeitweise gleichzeitig mit dem Ipf. Hier berühren wir die Frage nach der Dauerhaftigkeit der Zentren bzw. nach der keltischen Mobilität. Goldberg und Ipf übten keine direkte Kontrolle über Fernverkehrswege aus und liegen auch heute abseits der Hauptverkehrswege.

Vor allem der Ipf ist weithin sichtbar, dominiert die Landschaft und damit sein Umland. Sicherlich war er von sehr großer Symbolik und identitätsstiftend. Zu seinen Füßen, im Osterholz, von der Befestigung etwas abgesetzt, liegen Rechteckhöfe und in deren Nähe ältere Großgrabhügel, die womöglich zur Goldbergphase gehören. Auch die beiden Rechteckhöfe sind nicht genau gleichzeitig. Sie haben aber einander nicht abgelöst, sondern scheinen unterschiedliche Funktionen besessen zu haben.

Das Nördlinger Ries war und ist gut geeignet für Landwirtschaft, auch hier gibt es Hinweise darauf, dass Fleisch aus der Umgebung angeliefert wurde (Biel, Stephan u. Schatz 2006, S. 4). Am Südrand gibt es Eisenerzvorkommen, die womöglich in der Eisenzeit ausgebeutet worden sein könnten. Während Holz an den Rändern des Rieses bereit stand, war der Zugang zu Gewässern nicht ideal. Darauf lassen große Zisternen schließen. Fernbeziehungen sind über Importkeramik vom Ipf und von einem der Rechteckhöfe greifbar, und zwar in Richtung Süden und Osten. Wie weit der Einflussbereich über den Riesrand hinausreichte, wissen wir nicht.

Nur gestreift werden soll der *Hohenasperg* nördlich von Stuttgart, von dem wir praktisch nichts wissen, da das Plateau überbaut ist. Er lag und liegt auch heute noch verkehrsgünstig. In seinem Umfeld gibt es mehrere sog. Fürstengräber vom Ende des 6. Jahrhunderts, das jüngste datiert ins 5. Jahrhundert (Biel u. Balzer 2006, S. 1–8; Krause 2006). Der »Fürstensitz« ist außerdem von zahlreichen offenen Siedlungen umgeben, deren Schwerpunkt im 5. Jahrhundert liegt, während die Mehrzahl der Gräber etwas älter ist.

Bereits um 700 v. Chr. erfolgte ein deutlich wahrnehmbarer Landesausbau in den Mittelgebirgen, so auch im benachbarten nördlichen Schwarzwald. Dort bei Neuenbürg hat man Eisenerzabbau und –verhüttung nachgewiesen (Gassmann, Rösch u. Wieland 2006, S. 273–278). Es ist interessant, dass dieses Gebiet in Richtung Hohenasperg entwässert. Somit ist nicht auszuschließen, dass der Raum Hohenasperg von dort mit Eisenerz beliefert wurde und dass der Nordschwarzwald womöglich zum Umland, also Territorium des Hohenaspergs gehörte. Eine offene Siedlung in der Nähe des berühmten Fürstengrabes von Hochdorf, allerdings etwas jünger, weist handwerkliche Strukturen auf; hier wurden sogar importierte Waren

gefunden. Auch in anderen gleichzeitigen offenen Siedlungen, wie z.B. am Ipf, die man Herrschaftszentren zuordnen kann, sind diese beiden Aspekte miteinander kombiniert. Es fragt sich, ob wir hier Spezialhandwerker vermuten dürfen oder Sitze der Oberschicht, die handwerkliche Einrichtungen einschließen. Dies würde dann bedeuten, dass die Sitze der Oberschicht im 5. Jahrhundert nicht zwingend mit den Herrschaftszentren identisch sein müssten.

Der *Glaubeberg* (Hansen 2008; Baitinger 2008) liegt nördlich des Mains, am Südrand der Mittelgebirgszone. Er besitzt keine auf den ersten Blick verkehrsgünstige bzw. -beherrschende Lage. Es ist aber auffallend, dass er auch in älteren und jüngeren Perioden eine zentrale Rolle spielte.

Als Teil eines Ausläufers des Vogelsbergs stellt er keine wirklich herausragende Höhe dar, ist jedoch weithin sichtbar. Die Binnenstruktur der Siedlung auf dem Plateau ist unbekannt, aber es gibt neuerdings jüngere Siedlungsspuren außerhalb der Befestigung. An handwerklichen Aktivitäten ist Keramikproduktion nachgewiesen. Das Halbfabrikat eines reich verzierten Halsringes, ein Altfund, ist nunmehr einem solchen handwerklich geprägten Areal zuzuweisen. Die innere Befestigung umschließt das Plateau und durch einen Annex den Zugang zu einem großen Wasserbecken. Ein äußeres Wall-Grabensystem ist nicht geschlossen und kann demnach kaum Verteidigungszwecken gedient haben. Am Südhang, unterhalb der Hauptbefestigung, befindet sich ein wahrscheinlich zentrales Heiligtum mit einem Kalenderbauwerk (Deiss 2008), in das ein Großgrabhügel mit seinen Grabensystemen sowie ein weiteres Grab integriert sind. Die Goldfunde aus dem Großgrabhügel, aber auch die Keramik vom Plateau, binden vor allem an den Mittelgebirgsraum an (Baitinger 2008).

Das Kalenderbauwerk mit den bekannten Statuen kann als Machtinstrument interpretiert werden. Es stellt sich die Frage, ob die Höhen, auf die sich der Kalenderbau bezieht, zum Territorium des Glaubergs gehörten. A. Posluschny hat mittels eines GIS Sichtbarkeitsanalysen für den Glauberg erstellt (Posluschny 2008). Dessen Umland, das demnach vor allem nach Westen ausgerichtet ist, ist für Landwirtschaft gut geeignet, Eisenerz steht in nächster Nähe an. Basalt zum Bau der Stadtmauer ist direkt greifbar. Aufschlussreich für die Frage nach dem Bezug zwischen dem Glauberg und seinem Umland sind vegetationshistorische Untersuchungen. Demnach (Stobbe 2008) fand der Ausbau zur Kulturlandschaft mit Rodungen und der Entstehung von Wiesenflächen bereits um 700 v. Chr. statt. Um 500 v. Chr., also zur Blütezeit des Glaubergs und der Zeit der reichen Gräber ist über deutlich gestiegene Buchenwerte eine Aufgabe der zuvor landwirtschaftlich genutzten Flächen, vielleicht aber auch nur eine Änderung der Waldbewirtschaftung fassbar. Zumindest lassen die Pollenprofile aus der allernächsten Umgebung des Glaubergs keinerlei Vegetationsänderungen erkennen. A. Kreuz (2006, S. 32f.) schließt aus der Kulturpflanzenproduktion auf eine insgesamt gute Versorgungslage, was als Indiz für ein Herrschaftszentrum gewertet werden kann. Darüber hinaus vermutet sie, dass es sich eher um eine Konsumenten-, denn um eine Produzentensiedlung handelt.

Die Herren über den Glauberg müssen weitreichende Beziehungen gehabt haben, was auch die Analyse der Pollen aus der Kanne des Fürstengrabes zeigt

(Rösch 1997, S. 543–550); es ist aber denkbar, dass ihre Machtposition vor allem auf astronomischem Spezialwissen beruhte, dass wir es also mit einem zentralen Heiligtum und seinen Versorgungseinrichtungen zu tun haben, die wiederum vor allem das direkte Umfeld beeinflusst haben.

Oppida

Dem Block an Siedlungen aus dem 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. ist *Manching* gegenüberzustellen, das seit dem frühen 4. Jahrhundert zunächst als offene Siedlung existierte, bald zu einem Herrschaftszentrum wurde und erst am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. befestigt wurde. Manching, an der Mündung der Paar in die Donau in der Ebene gelegen, kontrollierte den Schnittpunkt sämtlicher Wege zu Wasser und zu Land. Der heutige Verlauf von Bahn und Autobahn unterstreicht dies. Die Donau–Süd–Straße war schon seit der Bronzezeit von großer Bedeutung und spielte vor allem während der Römerzeit eine wichtige Rolle. Abgelöst wurde Manching letztlich durch das 7 km entfernte Ingolstadt auf der anderen Seite der Donau (Sievers 2007).

Manching wird durch eine differenzierte Bebauungsstruktur charakterisiert, die auch die Anwesenheit der Führungsschicht erkennen lässt. Mehrere kleine Heiligtümer sprechen für seine frühe zentrale kultische Bedeutung. Landwirtschaft wurde auch innerhalb der Stadtmauern betrieben; trotzdem ist wegen der in die Tausende gehenden Bevölkerungszahl eine große Abhängigkeit vom Umland zu vermuten. Vermutlich spätkeltisch sind drei befestigte Gehöfteinheiten in nächster Umgebung des Oppidums, die aber nicht gegraben sind. Haustiere wurden auch in der Siedlung selbst gehalten; vermutlich wird man hier auch mit einem Viehmarkt zu rechnen haben; Waren aus eigener Produktion bestanden aus Ton, Eisen, Bronze und Glas. Manching war sowohl Produzenten– als auch Konsumentensiedlung, was zahlreiche Importe unterstreichen. Machtfaktoren waren die Münzprägung, die offensichtlich hohe Zahl der Bewaffneten, aber auch die Stadtmauer mit ihrem Festungscharakter.

Manching ist im Süden und Westen von sumpferreichen Moosen umgeben. Die Bodengüte ist für Ackerbau gut geeignet. Kalksteine zum Mauerbau konnten von der Frankenalb nördlich der Donau beschafft werden, Steine für Drehmühlen ebenfalls aus der näheren Umgebung, z. T. aus dem Umland von Regensburg. Holz war zumindest anfangs in nächster Umgebung vorrätig. Zu betonen ist die große Zahl an Speicherbauten im Oppidum.

Auch hier lässt sich eine Entwicklung beobachten: im 4. und 3. Jahrhundert v. Chr. stellen wir im Ingolstädter Becken zahlreiche kleinere Gräbergruppen fest, dann, mit dem Wachsen der offenen Siedlung von Manching, zwei große Gräberfelder. Damit einher geht offensichtlich eine Zentralisierung. Das von Manching beherrschte Ingolstädter Becken besitzt zwei Talverengungen im Osten und Westen. Im Osten lag an der Mündung der Altmühl in die Donau das Oppidum von Kelheim, 40 km von Manching entfernt. Im Norden befand sich die offene Siedlung Pollanten. Hier stellt sich die Frage nach dem Bezugssystem. Es hat den Anschein,

dass Pollanten anfangs seine Selbständigkeit wahren konnte, was an der Keramik und am Münzspiegel ablesbar ist, dann geriet es in den Sog von Manching. Kelheim scheint wie Pollanten eine wichtige Rolle in der Eisenverarbeitung gespielt zu haben. Fast identische Produkte aus Manching und Kelheim lassen auch hier auf eine enge Verbindung schließen. Im Fernhandel stellte Manching ein Scharnier zwischen Ost und West dar. So wurden z.B. östlich von Manching keine Weinamphoren mehr gefunden. Offensichtlich war Manching im 1. Jahrhundert v. Chr. in ein weiträumiges Wirtschaftssystem eingebunden, das möglicherweise unter dem Druck von Rom und durch eine allmähliche Infiltration aus dem Norden zusammengebrochen ist.

An dieser Stelle kommt Gallien ins Spiel, das über eine andere historische Entwicklung verfügt. Hier werden zur Abgrenzung verschiedener gleichrangiger Orte gerne Thiessen-Polygone eingesetzt. Grundlage ist der Abstand zwischen zwei Oppida, die nach schriftlichen und archäologischen Quellen gleichrangig sind und später als civitas-Hauptorte weiterexistierten. Civitas-Grenzen (spätere Diözösgrenzen) und Polygone sind zwar nur annähernd deckungsgleich, dennoch erhalten wir einen Eindruck von der Größenordnung der einzelnen Einheiten (*Fichtl* 2004, S. 36–48).

Von besonderem Interesse ist der *Titelberg*, ein Hauptort der Treverer (*Metzler* 1995). Anders als östlich des Rheins gibt es im treverischen Raum auch noch in spätkeltischer Zeit sog. Fürstengräber unter Grabhügeln. Diese Bestattungssitte erleichtert indirekt auch das Auffinden von kleineren Siedlungseinheiten. Der Titelberg, in einer eisenerzreichen Region gelegen, verfügte u. a. über ein Heiligtum und kontrollierte die Fernwege. Das Oppidum war somit Zentralort, vielleicht aber nicht Sitz der Aristokratie, deren Gräber zwar im Umfeld des Oppidums lagen, aber nicht zwingend auf dieses bezogen gewesen sein müssen (*Metzler* u. a. 1991, S. 158–174). Die idealen Forschungs- und Auffindungsbedingungen in Luxemburg ermöglichten die Erstellung eines Modells des Bezugssystems von Oppidum und Umland. Abb. 2 zeigt eine eher schematische Darstellung, die von geographischen Modellen inspiriert scheint, und auch die Verkehrsanbindung hervorhebt; dem gegenüber gestellt ist ein differenzierteres Modell (Abb. 3). Typisch ist dort eine Art Filiation. Die großen Einheiten, allen voran das Oppidum, dienen als Verteilerzentren, wo wir auch die Importe finden; die kleineren Siedlungseinheiten, in der Regel Gehöfte, liefern zu. Der wirtschaftliche Faktor scheint beherrschend geworden zu sein, wenngleich der kultische Aspekt die Mittelpunktfunktion unterstreicht. *Metzler* sieht in dieser Logik die Bedeutung der Stammeszugehörigkeit durch die Bedeutung der Zugehörigkeit zu einem größeren Wirtschaftsraum abgelöst. Durch eine Änderung eben jener wirtschaftlichen Netzwerke in römischer Zeit geriet der Titelberg dann ins Abseits, und Metz übernahm seine Funktion.

Auch die britischen Inseln liefern mit *Wessex*, bzw. dem Hillfort Danebury ein aufschlussreiches Beispiel (*Cunliffe* 2000, S. 162–196). Etwa um 600 v. Chr. setzt auch in England der Bau von Höhenbefestigungen ein. In der Umgebung von Danebury sind zahlreiche Anlagen unterschiedlicher Funktion untersucht worden. Während einige keinerlei Bebauungsspuren erkennen ließen, wurde Danebury

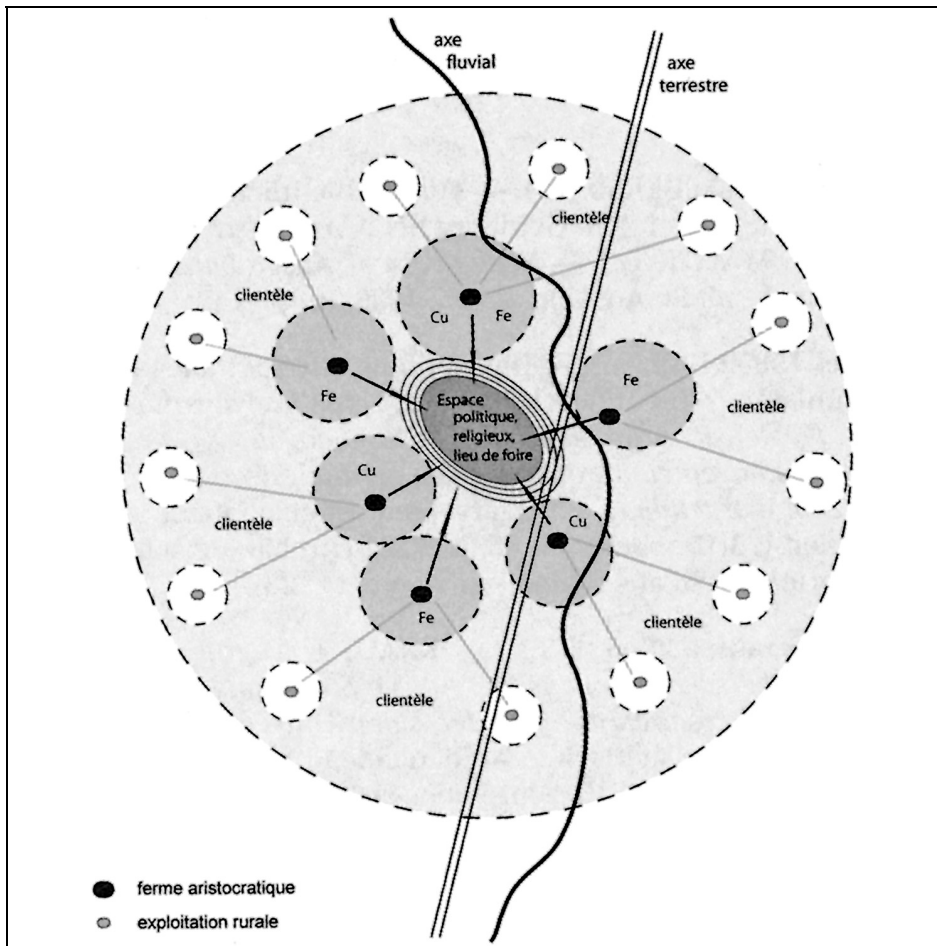


Abb. 2: Modell eines Sozialgefüges um einen Zentralort
 Nach J. Metzler, P. Méniel u. C. Gaeng (2006, S. 211)

durch ein Wegesystem strukturiert. Es gab sog. Schreine, kreisförmige Häuser und Gruben. Wegen der Menge an Vorratsgruben für Getreide dürfte Danebury als zentrales Depot für das nähere Umfeld fungiert haben. Die übrigen, kleineren, Siedlungen lagen manchmal in nur 1 km Abstand zueinander und besaßen ebenfalls Speichereinrichtungen. Als Wirtschaftsfaktor löste Ackerbau die Viehzucht ab, was der Ausgräber *B. Cunliffe* mit einem Anwachsen der Bevölkerung und mit einem zunehmenden Bedarf an Anbaufläche erklärt. Um 300 v. Chr. wurde Danebury zerstört und mit vergrößerter Speicherkapazität wieder aufgebaut; es entwickelte sich zum Verteilerzentrum. Salz und Eisen spielten hierbei eine große Rolle. Gehöfte im Umkreis von 10 km um das Hillfort wurden nun aufgelassen, was mit einer Bevölkerungskonzentration im Oppidum begründet wird. Demnach wären Felder nun von dort aus bewirtschaftet worden.

Über die Keramik lassen sich zwei Bezugsregionen erkennen. Danach war Danebury zuerst westlich, danach östlich orientiert. Als Hintergrund dieser Umorientierung werden politische Unruhen vermutet. Ersichtlich wird daraus vor allem, dass Danebury offensichtlich eine wichtige Position in einer Grenzzone wahrgenommen hat. Zwischen 100 und 50 v. Chr. nahmen Danebury und andere Hillforts ein gewaltsames Ende.

Schluss

Der Begriff Herrschaftszentrum impliziert dauerhafte Strukturen, doch ist genau dies ein Punkt, der für die Eisenzeit zu hinterfragen ist. Politisch müssen wir bei den Kelten mit ständig wechselnden Koalitionen rechnen. Dies bringt in Zusammenhang mit Kriegen auch Veränderungen in der Größe der Territorien mit sich. Zweckbündnisse aber sind immer nur von begrenzter Dauer. Insofern spielt die Frage nach Dynastien, nach Stämmen und Stammesverbänden, nach wirtschaftlichen Konstruktionen, kurz nach der sozialen und politischen Struktur, hier eine entscheidende Rolle.

Fassen wir zusammen, so stellen wir fest, dass unsere eisenzeitlichen Herrschaftszentren samt Umland fast alle eine verkehrsgünstige Lage besaßen. Beim Thema Ressourcen war über Steine und Holz hinausgehend eigentlich immer nur der Zugang zu Eisenerz hervorzuheben. Das Beispiel Hohenasperg-Nordschwarzwald hat die mögliche Ausdehnung des Einflussbereichs eines Fürstensitzes gezeigt, zu dem auch für uns heute unwirtlich scheinende Lagen gehört haben können. Bei Manching konnten wir großräumige Muster aufdecken, vor allem, wenn wir nicht ausschließen, dass ein benachbartes Oppidum und eine Industriesiedlung zum Einflussbereich des Herrschaftszentrums gehörten.

Die perzeptionelle Wahrnehmung war offensichtlich unterschiedlich. Hier spielten die Repräsentation (Umwehrung der Heuneburg), aber auch kultische Einrichtungen, vor allem zentrale Heiligtümer eine große Rolle. Als Bezugseinheit, die auch das Umfeld charakterisiert hat, ist hier eher ein Stamm anzunehmen als ein wirtschaftlicher Hintergrund, wobei die Versorgung eines zentralen Heiligtums nicht zu unterschätzen ist.

Bezogen auf wirtschaftliche Strukturen macht sich der z.T. sehr gute Forschungsstand bei einigen Plätzen und Regionen bemerkbar. Wir kennen von unseren Zentren zwar handwerkliche Einrichtungen, doch haben wir keine Industriesiedlungen von der Art Berching–Pollantens vor uns, sondern eine Produktion, die der Selbstversorgung diente und darüber hinaus mäßig auf Überschuss zielte. Meist haben wir es mit Konsumentensiedlungen zu tun, die aber auch für die Verteilung und Weiterleitung von Waren zuständig waren.

Die administrative Seite ist ohne Schriftquellen nur schwer zu fassen. Hier ist die Stadtmauer, die vielleicht auch eine rechtliche Funktion hatte, der gemeinsame Nenner, aber nicht Voraussetzung für eine Funktion als Zentralort, wie das Beispiel Manchings zeigt. Das Ausmaß der Vorratshaltung scheint gewisse Rückschlüsse auf das Verhältnis zwischen Zentrum und Umland zuzulassen. Von großer Bedeutung

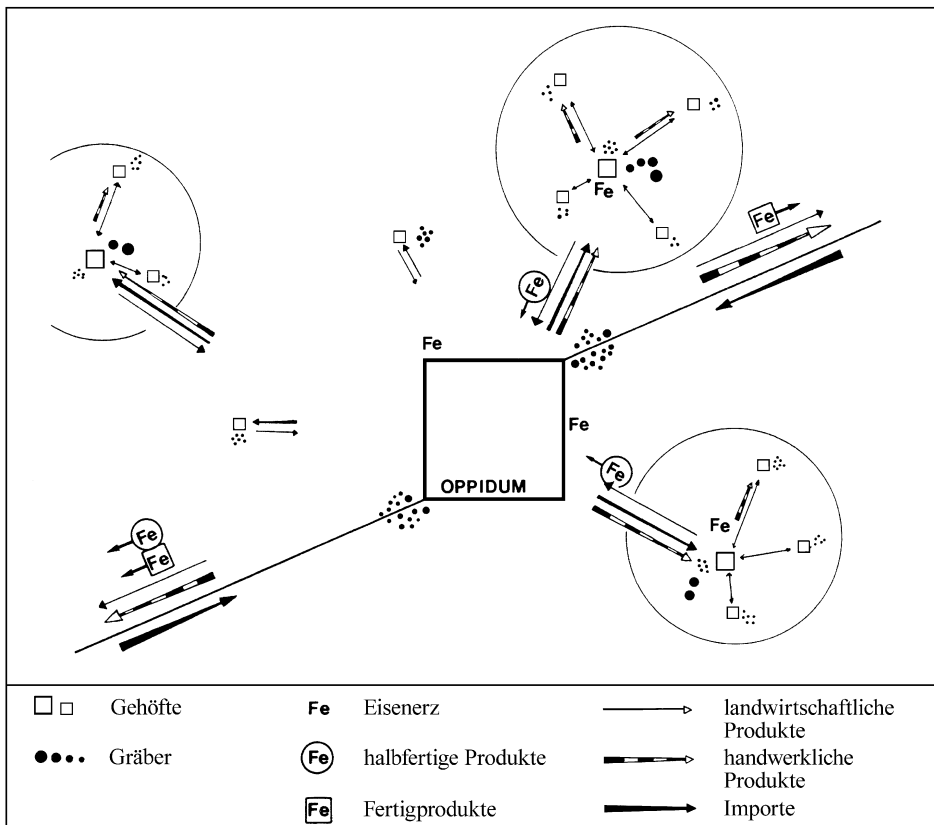


Abb. 3: Siedlungsmodell der Spätlatènezeit im Bereich des Titelbergs
Nach J. Metzler (1995, S. 283, Abb. 283)

ist schließlich die Frage, wie sich eine evtl. Grenze des Territoriums zu erkennen gibt. Dass diese nicht von Dauer gewesen sein kann, wurde am Beispiel Daneburys schon gezeigt. Von Bedeutung waren außerdem die naturräumlichen Gegebenheiten (Ries), der Zugriff auf Ressourcen (Hohenasperg), Fragen der Sichtbarkeit (Glauberg) sowie die Bedeutung der Verkehrswege. In der Regel bestehen aber große Probleme, solche Grenzen aufzuzeigen. Von Interesse sind einige Versuche, diese durch das Einbeziehen von Niederlegungen z.B. von Eisenbarren (Hingley 2006, S. 121–124) oder durch eine Häufung von Heiligtümern, wie etwa an der treverischen Südgrenze, zu lokalisieren. Für andere Regionen, z.B. das Oberrheingebiet, gibt es Hinweise darauf, dass kleinere Befestigungen als Grenzmarken gedient haben könnten (Jud 2000, S. 114f.).

Wichtig für unser Thema scheint die Frage zu sein, ob die Charakterisierung der Zentralität die Qualität oder Art und Weise der Umlandbeziehungen bedingt. Da sich die Zentralität, wie wir gesehen haben, immer in einer Kombination verschiedener Funktionen ausdrückt, ist diese Frage schwer zu beantworten. Hier gilt es,

die beschriebenen Entwicklungen zu berücksichtigen. In der Regel können wir einen Zentralisierungsprozess beobachten, eine Vergrößerung der Zentralsiedlung, die an eine Aufgabe von Siedlungen im Umland gekoppelt ist, eine Zunahme der Bevölkerung, die Anlage einer Befestigung. In einigen wenigen Fällen können wir einen Zusammenhang mit kriegesischen Konflikten herstellen und die Verlagerung der Umlandbesiedlung auf das Herrschaftszentrum oder dessen unmittelbare Umgebung mit einem gestiegenen Schutzbedürfnis verknüpfen. Damit einher geht hier und da auch eine Kapazitätssteigerung in der Lagerhaltung. Interessant ist in dieser Hinsicht, dass innerhalb des Oppidums von Manching auch Ackerbau und Viehzucht betrieben wurden. Die Abhängigkeit von Ressourcen bedingt auf jeden Fall deren Schutz. So kann das für den Titelberg geschilderte Modell nur in friedlichen Zeiten und bei sicheren Wegen funktioniert haben. Eine Abkoppelung des Zentrums führt zu einem Zusammenbruch des Systems oder einer Verlagerung weg vom Zentrum.

Vor allem der Niedergang der keltischen Herrschaftszentren im 5. und 1. Jahrhundert v. Chr. zeigt, dass diese und ihr Umland eine Einheit gebildet haben müssen. Mit dem Zentrum verschwinden auch andere Siedlungsformen, wenngleich der Niedergang nicht automatisch Siedlungsleere bedeuten muss. Die Bebauung der keltischen Siedlungen in Form von Gehöfteinheiten erleichterte deren Auflösung bzw. Umsiedlung ins offene Land, wo sie für uns kaum fassbar sind.

Eine wichtige Voraussetzung für das Funktionieren des Bezugssystems zwischen Zentrum und Umland war das keltische Clientelsystem, das uns zumindest für Gallien und die Spätlatènezeit schriftlich überliefert ist (*Dunham* 1995, S. 112–114). Symptomatisch für die Eisenzeit scheint weiterhin zu sein, dass wir auch innerhalb der Einheiten Fürstensitz und Oppidum keine einheitlichen Bezugsmodelle fassen können, was Rückschlüsse auf die segmentären politischen Strukturen dieser Zeit zulässt. Als Tendenz bleibt aber festzuhalten, dass in der spätkeltischen Zeit mit ihren z.T. überdimensionierten Siedlungen kompliziertere Mechanismen am Werk waren als wir sie für die ältere Periode vermutet haben, vor allem ein Schwinden der Bedeutung des direkten Umfeldes und eine gestiegene Bedeutung der weiträumigen Vernetzung, damit aber auch eine noch größere wirtschaftliche Abhängigkeit.

Literaturliste

- Ade, D. u. Willmy, A.: Die Kelten. – Stuttgart 2007.
- Baitinger, Holger: Die Burg der Keltenfürsten – Die Ausgrabungen auf dem keltischen Fürstensitz Glauberg. – In: *Pinsker, Bernhard [Hrsg.]: Der Glauberg in keltischer Zeit. Zum neuesten Stand der Forschung. Öffentliches Symposium 14.–16.9.2006 Darmstadt. Wiesbaden 2008 (Fundberichte aus Hessen, Beiheft 6), S. 5–20.*
- Biel, Jörg u. Balzer, Ines: Erforschung der Siedlungsdynamik im Umfeld des frühkeltischen Fürstensitzes Hohenasperg, Kreis Ludwigsburg auf archäologischen und naturwissenschaftlichen Grundlagen. – In: http://fuerstensitze.de/dna_media/Biel+BalzeR444750e04b551.pdf. [2006].
- Biel, Jörg; Stephan, Elisabeth u. Schatz, Kristine: Archäozoologische Untersuchung der Faunenfunde aus hallstatt- und frühlatènezeitlichen Siedlungen und Gräbern – Studien zur Wirtschaftsgeschichte im Umfeld frühkeltischer Fürstensitze. – In: [URL:/www.fuerstensitze.de/dna_media/www3-Biel+445f0383a228c.pdf](http://www.fuerstensitze.de/dna_media/www3-Biel+445f0383a228c.pdf). [2006].
- Bittel, Kurt u. Rieth, Adolf: Die Heuneburg an der oberen Donau, ein frühkeltischer Fürstensitz. – Stuttgart 1951.
- Büchsenschütz, Olivier: The significance of major settlements in European Iron Age society. – In: *Arnold, Bettina u. Gibson, D. Blair [ed.]: Celtic chieftdom, Celtic state. The evolution of complex social systems in prehistoric Europe. Cambridge 1995, S. 53–63.*
- Collis, John: Hillforts, enclosures and boundaries. – In: *Champion, T. C. u. Collis, John [ed.]: The Iron Age Britain and Ireland: recent trends. Sheffield 1996, S. 87–94.*
- Cunliffe, Barry: The Danebury Environs Programme. The prehistory of a Wessex landscape. Volume 1. Introduction. – Oxford 2000 (English Heritage and Oxford University Committee for Archaeology Monograph, 48).
- Deiss, Bruno: Zur Struktur und astronomischen Orientierung der Grabensysteme um die Fürstengrabhügel am Glauberg. – In: *Pinsker, Bernhard [Hrsg.]: Der Glauberg in keltischer Zeit. Zum neuesten Stand der Forschung. Öffentliches Symposium 14.–16. 9. 2006 Darmstadt. Wiesbaden 2008 (Fundberichte aus Hessen, Beiheft 6), S. 279–294.*
- Dunham, Sean B.: Caesar's perception of Gallic social structures. – In: *Arnold, Bettina u. Gibson, D. Blair [ed.]: Celtic chieftdom, Celtic state. The evolution of complex social systems in prehistoric Europe. Cambridge 1995, S. 110–115.*
- Fichtl, Stephan: Les peuples gaulois. III^e-I^{er} siècles av. J.-C. – Paris 2004.
- Gassmann, Guntram; Rösch, Manfred u. Wieland, Günther: Das Neuenburger Erzrevier im Nordschwarzwald als Wirtschaftsraum während der Späthallstatt- und Frühlatènezeit. – In: *Germania 84, 2006, S. 273–306.*
- Gringmuth-Dallmer, Eike: Kulturlandschaftsmuster und Siedlungssysteme. – In: *Siedlungsforschung 14, 1996, S. 7–31.*
- Hansen, Leif: Neue Grabungen und Forschungen am Glauberg. – In: *Pinsker, Bernhard [Hrsg.]: Der Glauberg in keltischer Zeit. Zum neuesten Stand der Forschung. Öffentliches Symposium 14.–16.9.2006 Darmstadt. Wiesbaden 2008 (Fundberichte aus Hessen, Beiheft 6), S. 21–34.*
- Hingley, Richard: Defining community: iron, boundaries and transformation in later prehistoric Britain. – In: *Harding, Anthony; Sievers, Susanne u. Venclová, Natalie [Hrsg.]: Enclosing the past. Inside and outside in prehistory. Sheffield 2006, S. 116–125.*
- Jud, Peter: Zur Frage der Oppida am südlichen Oberrhein. – In: *Guichard, Vincent; Sievers, Susanne u. Urban, Otto. H. [Hrsg.]: Les processus d'urbanisation à l'âge du*

- Fer. Eisenzeitliche Urbanisationsprozesse. Colloque des 8–11 juin 1998. Bibracte 4. Glux-en-Glenne 2000, S. 111–118.
- Kimmig, Wolfgang*: Zum Problem späthallstädtischer Adelssitze. – In: *Otto, Karl Heinz u. Hermann, Joachim [Hrsg.]*: Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen. Festschrift Paul Grimm. Deutsche Akademie der Wissenschaften Berlin. Berlin 1969 (Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte), S. 95–113.
- Kimmig, Wolfgang*: Die Heuneburg an der oberen Donau. – Stuttgart ²1983 (Führer zu archäologischen Denkmälern Baden-Württembergs, 1).
- Knopf, Thomas*: Der Heidengraben bei Grabenstetten. Archäologische Untersuchungen zur Besiedlungsgeschichte. – Bonn 2006 (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, 141).
- Krause, Rüdiger; Böhr, Elke u. Guggisberg, Martin*: Neue Forschungen zum frühkeltischen Fürstensitz auf dem Ipf bei Bopfinger, Ostalbkreis (Baden-Württemberg). – In: *Prähistorische Zeitschrift* 80, 2005, S. 160–236.
- Krause, Rüdiger*: Der Ipf. Frühkeltischer Fürstensitz und Zentrum keltischer Besiedlung am Nördlinger Ries. – In: *Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg* 47. Stuttgart 2007.
- Krause, Dirk*: Prunkgräber der nordwestlichen Späthallstattkultur. Neue Fragestellungen und Untersuchungen zu ihrer sozialhistorischen Deutung. – In: *von Carnap-Bornheim, Claus u. a. [Hrsg.]*: Herrschaft – Tod – Bestattung. Kongress Kiel 2003. Bonn 2006 (Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie, 139), S. 61–80.
- Kreuz, Angela*: Fürsten, Priester oder Bauern? Archäobotanische Untersuchungen zur Funktion des Glaubergs im Bereich der »Annexwälle«. – In: *Denkmalpflege und Kulturgeschichte* 3, 2006, S. 32–33.
- Kurz, Siegfried*: Die Heuneburg-Außensiedlung. – Stuttgart 2000 (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, 72).
- Kurz, Siegfried*: Zentralort und Umland: Untersuchungen zur Struktur der Heuneburg-Außensiedlung und zum Verhältnis der Heuneburg zu den umgebenden Höhensiedlungen. Resümee. – In: w210.ub.uni-tuebingen.de/volltexte/2005/2076/pdf/aussensiedlung.pdf [2005].
- Kurz, Siegfried u. Wahl, Joachim*: Zur Fortsetzung der Grabungen in der Heuneburg-Außensiedlung auf Markung Ertingen-Binzwanen, Kreis Biberach. – In: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg* 2005, S. 78–82.
- Maier, Ferdinand u. a.*: Ergebnisse der Ausgrabungen 1984–1987 in Manching. – Stuttgart 1992 (Die Ausgrabungen in Manching, 15).
- Metzler, Jeannot; Waringo, Raymond; Bis, Romain u. Metzler-Zens, Nicole*: Clemency et les tombes de l'aristocratie en Gaule Belgique. – Luxembourg 1991 (Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art, I).
- Metzler, Jeannot*: Das treverische Oppidum auf dem Titelberg. Zur Kontinuität zwischen der spätkeltischen und der frühromischen Zeit in Nord-Gallien. – Luxembourg 1995 (Dossiers d'Archéologie du Musée National d'Histoire et d'Art, III).
- Metzler, Jeannot; Méniel, P. u. Gaeng, C.*: Oppida et espaces publics. – In: *Haselgrove, C. [dir.]*: Les mutations de la fin de l'âge de fer. Gux-en-Glenne 2006 (Bibracte, 12/4).
- Parzinger, Hermann*: Der Goldberg. Die metallzeitliche Besiedlung. – Mainz 1998 (Römisch-Germanische Forschungen, 57).
- Posluschny, Axel*: Archäologie ohne Spaten – Computergestützte Untersuchungen zur Bedeutung des Glaubergs in seinem Umfeld. – In: *Pinsker, Bernhard [Hrsg.]*: Der Glauberg in keltischer Zeit. Zum neuesten Stand der Forschung. Öffentliches Symposium 14.–16.9.2006 Darmstadt. Wiesbaden 2008 (Fundberichte aus Hessen, Beiheft 6), S. 259–278.

- Rösch, Manfred*: Pollenanalysen an einem eisenzeitlichen Gefäßinhalt aus einem keltischen Fürstengrab am Glauberg in Hessen. – In: *Frey, Otto-Herman; Herrmann, Fritz-Rudolf*: Ein frühkeltischer Fürstengrabhügel am Glauberg im Wetteraukreis, Hessen. (*Germania*, 75), 1997, S. 543–550.
- Rösch, Manfred u. Goppelsröder, Arnd*: Pflanzliche Funde aus dem keltischen Grabhügel Hohmichele, Gemeinde Altheim (Kreis Biberach). – In: *Kurz, Siegfried; Schiek, Siegwalt*: Bestattungsplätze im Umfeld der Heuneburg. Stuttgart 2002 (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, 87), S. 163–200.
- Sievers, Susanne*: Manching – Die Keltenstadt. – Stuttgart ²2007.
- Tarpin, Michel*: Le concept urbain dans l'antiquité romaine. – In: *Guichard, Vincent; Sievers, Susanne u. Urban, Otto. H. [Hrsg.]*: Les processus d'urbanisation à l'âge du Fer. Eisenzeitliche Urbanisationsprozesse. Colloque des 8–11 juin 1998. Bibracte 4. Glux-en-Glenne. 2000, S. 27–30.
- Stobbe, Astrid*: Pollenanalytische Untersuchungen am Glauberg. – In: *Pinsker, Bernhard [Hrsg.]*: Der Glauberg in keltischer Zeit. Zum neuesten Stand der Forschung. Öffentliches Symposium 14.–16. 9. 2006 Darmstadt. Wiesbaden 2008 (Fundberichte aus Hessen, Beiheft 6), S. 211–222.

Donat Wehner

Frühstädtische Siedlungen und ihr Umland an der Ostsee und im Binnenland

Wolin und Brandenburg im Vergleich¹

Mit 1 Abbildung

Im westslawischen Siedlungsraum lassen sich an frühstädtischen Siedlungskomplexen im Wesentlichen zwei Typen unterscheiden. Es handelt sich um die Seehandelsplätze an der südlichen Ostseeküste und die binnenländischen Burgstädte. Frühstädtische Siedlungen sind, darin stimmen sämtliche Definitionen bei vielfältigen Differenzen im Detail überein, nicht agrarisch geprägt sowie durch Funktionsbündelung und überörtlich wirkende Funktionen charakterisiert. Bei der näheren typologischen Bezeichnung wird die dominante Funktion aufgegriffen. Burgstädte fungierten als herrschaftliche Mittelpunkte, Seehandelsplätze waren eher auf Fernhandel ausgerichtete wirtschaftliche Zentren. Während diese aus der Masse der Siedlungen hervorgehobenen Orte häufig im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehen, sind Untersuchungen zum Umland als auch zum wechselseitigen Verhältnis bislang weitestgehend Desiderat. Im Folgenden sollen exemplarisch der binnenländische Herrschaftssitz Brandenburg und der Seehandelsplatz Wolin² (Abb. 1) in knapper Form vorgestellt und eine vergleichende Strukturanalyse der beiden beigeordneten Regionen unter ökonomischen Aspekten vorgenommen werden.

Sowohl der Seehandelsplatz Wolin als auch der Herrschaftssitz Brandenburg gingen aus einer frühslawischen selbstgenügsamen offenen Siedlung in geschützter topographischer Lage hervor. Wolin liegt im Süden der Insel Wolin an der Dziwna/Dievenow-Bucht, auf einer sandigen, von Sumpf umgebenen Anhöhe. Über die Flüsse Dziwna/Dievenow, Peene und Świna/Swine konnte die Ostsee erreicht werden, über die Odra/Oder das südlich gelegene Binnenland. Die betreffende Siedlung von Brandenburg ist auf einer Insel am Zusammenlauf von Havel

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der für die 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) vorgesehen war.

2 Um den Lesefluss nicht zu sehr zu beeinträchtigen, wird die polnische Schreibweise des im Text häufig angeführten Ortes (zu deutsch: Wollin) verwendet und die Kreisangabe (Powiat Kamieński) unterlassen.

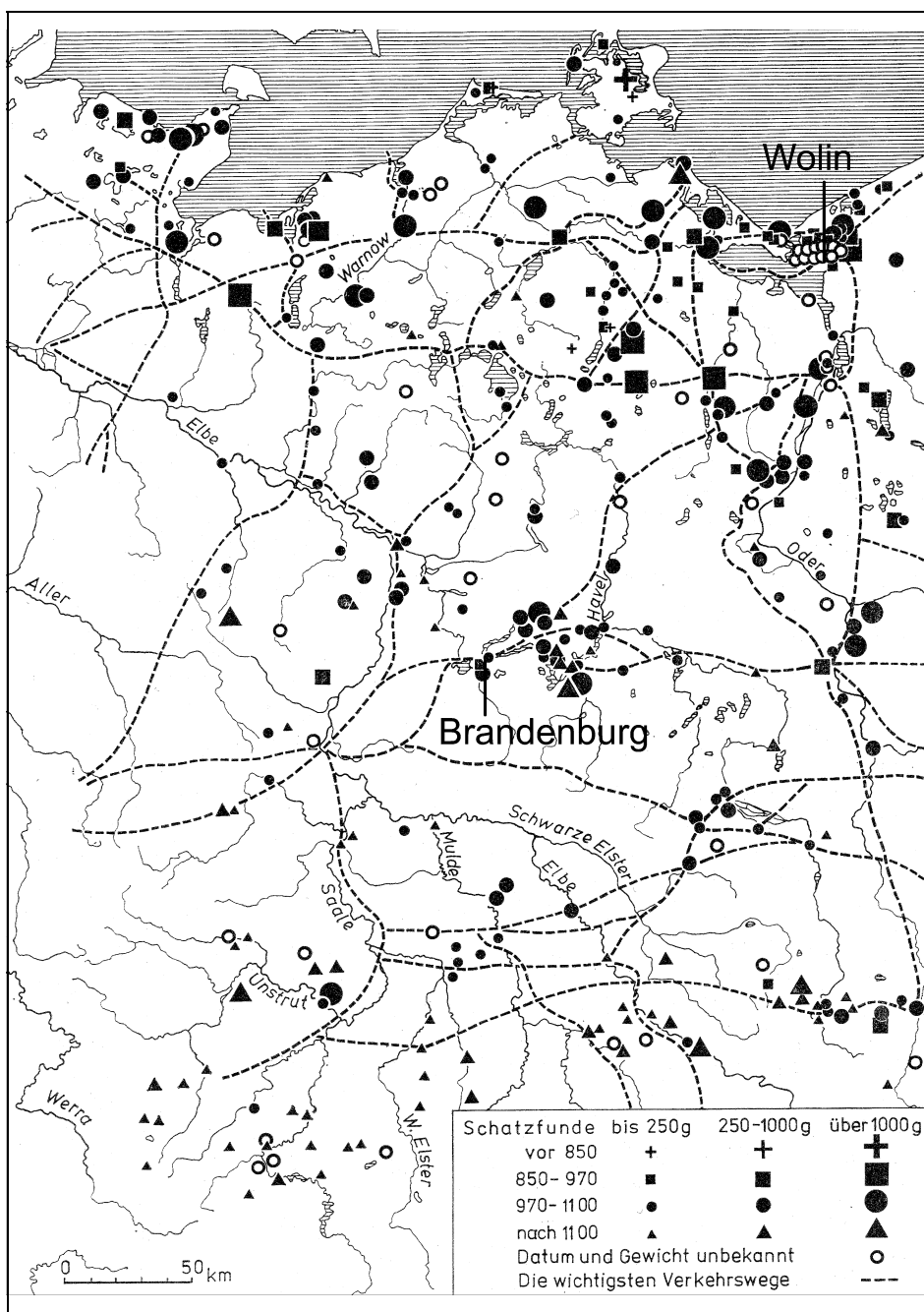


Abb. 1: Der Seehandelsplatz Wolin an der Ostseeküste und der Herrschaftssitz Brandenburg im Binnenland vor dem Hintergrund der Verbreitung der Schatzfunde und der rekonstruierten Hauptverkehrswege zwischen Elbe und Oder nach Herrmann 1985, S. 136, Abb. 53

und Beetzsee-Rinne situiert. Diese stellten in frühgeschichtlicher Zeit wichtige Wasserwege dar. Die Schutzlage betont eine Schilderung Widukinds von Corvey über einen Angriff auf die Brandenburg durch Heinrich I. im Winter 927, ein Unterfangen, das erst durch die Vereisung der Havel von Erfolg gekrönt war.³ Der Entstehungszeitpunkt beider Siedlungen ist höchstwahrscheinlich in das 8. Jahrhundert zu veranschlagen, wobei die Siedlung von Wolin mutmaßlich erst im späten 8. Jahrhundert einsetzte.⁴

In Wolin wurde im 9. Jahrhundert ein Burgwall errichtet, es mehren sich die Anzeichen auf Fernhandel.⁵ Einzelne Werkstätten zeugen von der Herausbildung handwerklicher, auf einen Markt orientierter Produktion.⁶ In der Hauptsiedlung wurde das Gelände nivelliert, die lockere Bebauung aufgegeben und durch regelhafte, entlang von Bohlenwegen aufgereimte Parzellen mit dicht stehenden Häusern ersetzt (*Cnotliwy* 1962, S. 29–61). Zu einem gewaltigem ökonomischen Aufschwung kam es im 10. Jahrhundert, der bis zum 11. Jahrhundert anhielt. Waren im 9. Jahrhundert noch mehrere handwerkliche Tätigkeiten auf eine Werkstatt konzentriert, die Produktpalette begrenzt und die Anzahl der Produktionsanzeiger wie Halbfabrikate, Produktionsabfälle usw. zwar nicht unerheblich aber auch nicht herausragend, so lässt sich für das 10. und 11. Jahrhundert eine spezialisierte Massenproduktion konstatieren. Darauf lassen insbesondere die umfangreiche Verarbeitung von Bernstein, Edel- und Buntmetallen, die Bronzeherstellung und -verarbeitung, die Glasmacherei und Glasverarbeitung und die Kammacherwerkstätten schließen. Nachgewiesen wurden ferner Schiffsbau, Textil- und Lederverarbeitung, Eisenverhüttung und Schmiedetätigkeit sowie Zimmerei, Böttcherei und

3 »[...] repente irruit super Sclavos qui dicuntur Hevelli, et multis eos preliis fatigans, demum hieme asperrima castris spuber glaciem positus cepit urbem quae dicitur Brennaburg fame ferro frigore« (Widukind von Corvey, I, 36).

4 In der Fachliteratur kursiert häufig das 7. Jahrhundert als Entstehungszeit (vgl. *Filipowiak* 2002, S. 201 für Wolin und *Grebe* 1991, S. 20 für Brandenburg). Ausschlaggebend für die hiesige Datierung ist die Zusammensetzung des Keramikspektrums in den frühesten Siedlungshorizonten im Abgleich neuerer Forschungsergebnisse zur Datierung der einzelnen Warenarten unter Berücksichtigung des regionalen Kontextes (*Brather* 1995, S. 404–406; *Kempke* 2001, S. 209–256). Der Horizont der jüngerfrühslawischen Siedlung auf der Dominsel in Brandenburg enthielt 63,1 % unverzierter Keramik, 23,7 % vom Feldberger Typ und 13,2 % vom Menkendorfer Typ (*Grebe* 1994, S. 166). Aus den frühen Schichten von Wolin liegt Keramik vom Sukower Typ nur zu geringen Anteilen von maximal 2 % vor; Keramik vom Feldberger Typ hat einen Anteil bis zu 84 %, vom Menkendorfer Typ bis zu 30 % (*Stanislawski* 2000, S. 142, Tab. 2). Auf der Dominsel in Brandenburg besteht darüber hinaus eine ältere frühslawische Vorgängersiedlung mit Keramik vom Prager Typ. Bevor die betreffende Siedlung entsteht, aus der der spätere Fürstensitz hervorgeht wird das Areal zwischenzeitlich als Ackerland genutzt (*Grebe* 1991, S. 19).

5 Zur Datierung der ersten Befestigungsanlage siehe *Filipowiak* 1995, S. 96, Anm. 4 und *Wehner* 2007, S. 33, Anm. 136. Von weitläufigen Kontakten im 9. Jahrhundert zeugen vereinzelte Tatinger Kannen, Badorfer Ware, Kämme mit friesischen Einflüssen und nicht lokal angefertigte Glasperlen (*Filipowiak* 2002, S. 202).

6 Belegt sind vor allem Knochen-, Geweih-, und Bernsteinverarbeitung (*Wehner* 2007, S. 88–92, Tab. 6–14).

Drechserei (*Cnotliwy* 1959, S. 219–248; *Olczak* 1959, S. 277–294; *Wojtasik* 1963, S. 273–314; 1986, S. 139–153; 1978, S. 115–157; 1991, S. 63–96; 1999, S. 313–384). Zur Veranschaulichung des immensen Produktionsumfangs seien einige Zahlen genannt: aus dem Handwerkerareal »Srebrne Wzgórze/ Silberberg« stammen 39 300 Artefakte aus Geweih und über 4 100 Kleinfunde aus Eisen (*Filipowiak u. Gundlach* 1992, S. 62, S. 64).

Gleichzeitig setzten weit reichende Handelskontakte von beträchtlichem Ausmaß ein, die sich durch Funde aus zahlreichen unterschiedlichen Regionen und das massenhafte Auftreten von gleichartigen Fremdgütern zu erkennen geben. Beispielfähig anführen lassen sich spätkarolingische und römische Bronzeschüsseln, Specksteingefäße aus Norwegen und bronzene Fibeln aus dem Baltikum, Spinnwirtel aus Owrutscher Schiefer, so genannte Kiewer Eier, Perlen aus Karneol, Bergkristall und Wahlrosszahn aus dem eurasischen Raum, Seide aus Byzanz sowie Kauri Muscheln vom Roten Meer oder aus dem Indischen Ozean. Ein im Borrestil verzierter Messergriff, ein im Mammenstil geschnitzter Drachenkopf und ein Eibenholzstück mit Runenritzung, verweisen auf skandinavische Hersteller. Die seit der fortgeschrittenen mittelslawischen Zeit wachsende wirtschaftliche Bedeutung des Oder-Warthe-Netze Hinterlandes für den Seehandelsplatz veranschaulichen Getreide- und Holzeinfuhren aus Schlesien. Außerdem stammen bis zu 96 % des umfangreichen »Fremdgesteins« aus den Westsudeten, aus Mähren bezog man Gرافitkeramik und aus Sobótka/Zobten Mahlsteine aus Granit. Waagen, Gewichte und Schatzfunde entlang der Gewässer geben die Handelsrouten im südlichen Hinterland deutlich zu erkennen (Abb. 1). Darüber hinaus bezeugen etliche Waagen und Gewichte, die aus der Hauptsiedlung und dem Suburbium vom »Srebrne Wzgórze/Silberberg« stammen, die Anwesenheit von Kaufleuten in Wolin. Indirekt deutet auch die Infrastruktur, erkenntlich anhand mehrerer z.T. ausgedehnter Anlagestellen, auf den Charakter Wolins als Handelsemporium.⁷ Weitere Indizien sind neun Schiffswracks und eine Schiffswerft (*Filipowiak* 1962, S. 298–323; 1995, S. 489; *Filipowiak* 2002, S. 205; 2003, S. 144; *Filipowiak u. Gundlach* 1992, S. 76–102; *Latałowa* 1992, S. 213; *Latałowa* 1999, S. 215; *Maik* 1986, S. 176; *Skoczylas* 1988, S. 61–63; *Wehner* 2007, S. 232–240).

Als Ausdruck der Prosperität dürfen dreizehn Schatzfunde gelten, die in und im unmittelbaren Umkreis von Wolin zu Tage kamen. Sie datieren in das 10. oder – allerdings weitaus seltener – in das 11. Jahrhundert. Auch, dass im 10. Jahrhundert bereits weite Teile des Seehandelsplatzes befestigt sind sowie der Anstieg der Bevölkerungsanzahl und die Ausdehnung des nunmehr komplexen Zentrums auf etwa 20 ha, darf dahingehend interpretiert werden (*Filipowiak u. Gundlach* 1992, S. 47; *Latałowa* 1999, S. 187).

7 Alleine aus dem zentralen Hafenbereich stammen drei Bronzekessel (zwei davon nahe eines Schiffswracks), die im Rheinland hergestellt werden, einige Kämmen mit friesischen Einflüssen, ein Gefäß vom Pingsdorfer Typ, ein eiserner Barren, Reste von Specksteingefäßen aus Norwegen, einige Granitmahlsteine schlesischer Herkunft, Graphitkeramik aus Mähren und so genannte Oldenburger Prachtkeramik.

Von religiöser Vielfalt im 10./11. Jahrhundert zeugen – sollten die Gegenstände nicht rein dekorativen Charakter besessen haben – Funde mit christlicher Symbolik wie silberne Kaptorgen und zwei Bernsteinkreuze, als Ausdruck skandinavischer Glaubensvorstellungen ein Thorshammer aus Silber und einer aus Bernstein, ein Halbmond aus Bernstein, der möglicherweise einem Anhänger des Islam gehörte und die so genannten Taschengötter und Idole aus Holz, die sich dem slawischen Kult zuordnen lassen (Eggers 1978, S. 21; Filipowiak u. Gundlach 1992, S. 63; Wojtasik 1992, Taf. II, 25 / V, 25).

Seit der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts nahmen die Fremdgüter und produzierten Waren rapide ab (vgl. Wehner 2007, S. 31, S. 88–92, Tab. 6–15), was den allmählichen Niedergang des Seehandelsplatzes demonstriert.

Einen völlig anderen Werdegang nahm der Herrschaftssitz Brandenburg. Der erste Burgwall beinhaltet Feldberger Keramik und datiert wahrscheinlich in das 8./9. Jahrhundert. Spätestens ab dem ausgehenden 9. Jahrhundert fungierte der Platz als Fürstensitz (siehe »Daten zur Geschichte der Brandenburg« bei Grebe 1991, S. 38). Archäologisch fehlen für die altslawische Zeit dahingehende eindeutige Belege ebenso wie für einen hohen ökonomischen Entwicklungsstand. Für die in der Literatur oft erwähnten drei Nachprägungen byzantinischer Goldmünzen aus dem 8. Jahrhundert sind die Fundumstände fragwürdig, spezialisiertes Handwerk gibt sich nur für das 10. Jahrhundert in Form der Drechslerei zu erkennen. Als archäologischer Niederschlag der deutschen Herrschaft zwischen 940 und 983 darf die aufgefundene »ottonische Standbodenkeramik« interpretiert werden. An Repräsentativbauten muss zu dieser Zeit zumindest von einem Dom ausgegangen werden, der archäologisch jedoch nicht erfasst ist (Herrmann, u. Donat [Hrsg.] Corpus III, 80/12; Grebe 1965, S. 147; 1968, S. 149; 1969, S. 156).

Frühstädtische Elemente sind erst für das 11. und 12. Jahrhundert greifbar. In Reihen angeordnete Flechtwerk- und Blockbauten fügt sich nun zu einem engmaschigen Grundriss. Das Burgareal war erweitert, die Ausdehnung des Innenraums betrug bis zu 3 ha (Grebe 1991, S. 24; Grebe u. Vogt 1971, S. 166). An handwerklichen Tätigkeiten nachgewiesen sind die Verarbeitung von Rohglas, Drechslerei, Eisenverhüttung und Nichteisenmetallverarbeitung. Höchstwahrscheinlich mit dem Hauswerk in Verbindung zu bringen ist die Verarbeitung von Geweih und Knochen sowie von Textilien und Leder (Dalitz 2005, S. 164–165; Grebe u. Vogt 1971, S. 166; Grebe 1991, S. 32–34). Ein über den Ort hinausweisender Produktionsumfang ist nicht feststellbar. Dies spricht selbstverständlich nicht gegen lokalen bzw. regionalen Austausch, dem ungeachtet spiegelt sich m.E. im nachweisbaren Mindeststatus eine Tendenz. Erinnern wir uns der Vielfalt der Gewerke, der Qualität und Quantität der angefertigten Produkte am Seehandelsplatz Wolin, so muss ein insgesamt vergleichsweise niedriger Stand der Produktivität postuliert werden; ein Umstand, der sicherlich nicht ausschließlich einem ungleichem Forschungsstand zugeschrieben werden kann, zumal auf der Dominsel in Brandenburg recht umfangreiche Ausgrabungen stattfanden (vgl. Grebe 1991, S. 18–19). Der Unterschied lässt sich beispielhaft anhand der Professionalität der Handwerker ausgewählter Produktionssparten veranschaulichen: In Brandenburg wurde zwar seit dem 11. Jahrhundert die Verarbeitung von Rohglas praktiziert,

jedoch fehlt der Nachweis der Glasherstellung, ein kompliziertes Verfahren, das die Woliner bereits seit dem 10. Jahrhundert beherrschten (*Grebe* 1963, S. 153; *Olczak* 1959, S. 285–292). Besondere Fähigkeiten verlangt auch die Kammerzeugung, von der an der Brandenburg jegliche Hinweise fehlen.⁸ Dagegen verfügte der Seehandelsplatz Wolin in Anbetracht der immensen Fundmengen (*Filipowiak u. Gundlach* 1992, S. 64) über eine der größten Kammproduktionsstätten im gesamten nordwestslawischen Siedlungsraum.

Weiterhin fehlen an der Brandenburg, im Gegensatz zu Wolin, Häufungen von für gewöhnlich in Handelszentren des slawischen Siedlungsraumes auftretenden Funden. An publizierten Fremdgütern liegen lediglich vor: einige wenige Kämme, ein mit Ringaugen verzierter knöcherner Messergriff aus Skandinavien, eine Karneolperle, eine Bernsteinperle sowie eine unglasierte und drei glasierte Tonklappern aus der Kiever Rus (*Herrmann u. Donat [Hrsg.] Corpus III*, 80/1). Ferner fehlen, abgesehen von einem bronzenumkleideten Eisengewicht, direkte Hinweise auf Händler. An Kleinfunden, die als allgemeines Äquivalent gelten können, lassen sich lediglich ein Silberbarren und einige Münzen des 11. und 12. Jahrhunderts anführen. Somit deuten die archäologisch fassbaren Hinterlassenschaften vielmehr auf Kontakte als auf Handel. Ein Wandel kann erst im 12. Jahrhundert unter der Herrschaft des letzten Hevellerfürsten Pribislaw-Heinrich festgestellt werden. Von breiteren Handelsaktivitäten zeugen der gestiegene Münzumlauf und die Einrichtung einer eigenen Münzprägestätte (*Grebe* 1967, S. 173; 1991, S. 16).

Rekapitulierend ist zu sagen, dass die Funde und Befunde der Brandenburg auf einen gewissen Wohlstand deuten, der erst für die spätslawische Zeit gut greifbar ist. Von dem vielfach angeführten herausragenden Wirtschaftszentrum (etwa *Grebe* 1976, S. 158; *Theune* 2007, S. 377) fehlt insbesondere in der altslawischen Zeit der Nachweis. Hingegen sind in Wolin im 10./11. Jahrhundert eine Massenproduktion mit in weiten Bereichen hoher Fertigungstechnik und ein ausgeprägter Fernhandel anzutreffen, wobei essentielle Rohstoffe zu beträchtlichen Anteilen aus dem Oder-Warthe Netze Hinterland bezogen wurden.

Im Anschluss soll ein Vergleich der ökonomischen Situation im Umland⁹ der beiden hervorgehobenen Orte vorgenommen werden, wobei der Fokus auf dem Produktionsniveau und der Partizipation an Handelskontakten und Reichtum liegt.

Im Umland der Brandenburg entstanden spätestens im 11. Jahrhundert weitere Burgstädte mit umfangreicher handwerklicher Produktion. Am deutlichsten, da am besten untersucht, ist die Entwicklung in Berlin-Spandau zu erkennen (*Geisler u. Grebe* 1993, S. 34–50; *Grebe* 1991, S. 12; *von Müller u. von Müller-Mučić* 1987, S. 45–63). Daneben zeugen Grabungsergebnisse von vergleichsweise umfangreicher Produktion im ländlichen Raum. Beispielhaft angeführt seien die Siedlun-

8 Überhaupt sind Kammacherwerkstätten für das nordwestslawische Binnenland erst in spätslawischer Zeit gelegentlich belegt (*Frey* 2001, S. 175).

9 Der Begriff findet in einer eingeschränkten Bedeutung als nähere Umgebung der Hauptorte Verwendung. Der überregionale Raum spielt in den folgenden Ausführungen nur eine mittelbare Rolle.

gen von Dyrotz, Lkr. Havelland, mit elf Teersiedegruben und 18 Kalkbrennöfen und der Teer-Siedeplatz von Dallgow-Döberitz, Lkr. Havelland, mit mehr als 30 Produktionsanlagen (*Faust u. Wichgers* 1995, S. 109–110; *Werner* 2000, S. 214). Außerdem scheint es – obgleich systematische Untersuchungen bislang ausstehen – Siedlungen mit auf die Burgstädte ausgerichteter Überschussproduktion gegeben zu haben. Im unmittelbaren Umkreis des Herrschaftssitzes Brandenburg liegt z. B. eine Siedlung für die der Nachweis von spätslawischer Nichteisenmetallverarbeitung und Kalkbrennerei erbracht ist (*Niemeyer* 2002, S. 101). Auch die identischen Bodenzeichen von auf derselben Töpferscheibe hergestellten Gefäßen Brandenburgs mit solchen aus bis zu 34 km entfernt liegenden Siedlungen lassen Bezüge erkennen, wenngleich sich beim derzeitigen Forschungsstand nicht mit Bestimmtheit sagen lässt worin diese liegen.¹⁰ Im Ganzen feststellbar ist eine deutliche Differenzierung und Steigerung der Produktion in spätslawischer Zeit (vgl. *Corpus III*).

Dagegen lassen die archäologischen Quellen im Umland von Wolin auf ein während der gesamten Slawenzeit sehr niedriges Produktionsniveau schließen. In geringem Ausmaß belegen lässt sich spezialisiertes Handwerk nur im spätslawischen Kamień Pomorski/Kammin (*Wehner* 2007, S. 151–153), das im Verlauf des 12. Jahrhunderts zum Hauptsitz des pommerschen Herzogs erkoren wurde (vgl. *Stępiński* 1975, S. 25). Insgesamt verweisen kleine Fundmengen an darüber hinaus einfachen Geräten (Spinnwirtel, Nadeln, Knochenpfrieme, Mahlsteine, Sicheln etc.) von geringer Produktpalette auf eine hauptsächliche Produktion zur Befriedigung eigener, lebensnotwendiger Bedürfnisse in den landwirtschaftlich geprägten Siedlungen.

Eine gewisse Leistungsfähigkeit des Umlandes ist allerdings vorauszusetzen, da die Woliner nachweislich Rohstoffe von dort bezogen – zu nennen sind Bernstein, Vieh, Gestein, Getreide, Flachs und Holz (*Latałowa* 1999, S. 225; *Malinowski* 1973, S. 32; *Skoczylas* 1988, S. 61; *Filipowiak* 2002a, S. 357; 1962, S. 157).

Ein ähnliches Ungleichgewicht der beiden Regionen im Vergleich ergibt sich aus der Betrachtung der Fremdgüter. Diese sind im Woliner Umland derart selten nachgewiesen, dass sie sich aufzählen lassen. Der Machart nach mutmaßlich in Wolin produziert wurden eine verzierte Büchse aus Geweih vom Burgwall von Kamień Pomorski/Kammin (vgl. *Cnotliwy* 2001, S. 146, Tab. 2, Abb. 3B), zwei Dreilagenkammfragmente aus der Siedlung von Dargobądz/Dargebanz, Powiat Kamieński, und drei Dreilagenkammfragmente vom Burgwall bei Gardziec/Garz, Powiat Kamieński (vgl. *Eggers* 1978, S. 262). An Fremdgütern, die höchstwahrscheinlich mittels Wolin ins Umland gelangten, können angeführt werden: ein im Borrestil verzierter Griffteil aus Geweih der als Einzelfund bei Reclaw/Hagen, Powiat Kamieński, zu Tage kam (vgl. *Kaube* 1984, S. 288), ein mit konzentrischen Kreisen verzierter Dreilagenkamm, der vermutlich aus einer Siedlung bei Wrzoso-

10 *K. Grebe* vermutet, dass die Verbreitung identischer Bodenzeichen den Siedlungsraum markiert, aus dem in spätslawischer Zeit Abgaben an den Herrschaftssitz Brandenburg zu leisten waren, oder in dem lokaler Handel getrieben wurde (*Grebe* 1976, S. 158).

wo/ Fritzow, Powiat Kamieński, (*Filipowiak* 1962, S. 328–329) stammt, eine Kette mit Glasperlen aus einem Körpergrab bei Żółcino/Soltin, Powiat Kamieński (vgl. *Eggers* 1978, S. 143; *Filipowiak* 1962, S. 337), eine Perle aus Bergkristall und eine Perle aus Karneol aus der Siedlung von Jarszewo/Jassow, Powiat Kamieński, (vgl. *Rogosz* 1965, S. 320) sowie zwei rheinländische Kessel aus Bronze und/oder Kupfer aus der Gegend um Samlino/Zemlin, Powiat Kamieński, und Żółtino/Wollmirstädt, Powiat Kamieński (vgl. *Filipowiak* 1955, S. 7).

Im Umland von Brandenburg liegt dagegen eine Vielzahl von Fremdgütern vor. An repräsentativen Beispielen seien nur genannt: Drehmühlen aus Crawinkler Porphyry (Phöben, Lkr. Potsdam-Mittelmark) Mahlsteine aus Hallenser Porphyry (Potsdam; Phöben, Lkr. Potsdam-Mittelmark), Bernstein und Kämme aus den Ostseegebieten (Buchow-Karpzow, Lkr. Havelland; Fohrde, Lkr. Potsdam-Mittelmark; Brandenburg-Neuendorf; Potsdam), Glas, welches zumindest teilweise aus Skandinavien stammt (Bamme, Lkr. Havelland; Karolinenhof, Lkr. Havelland; Nauen, Lkr. Havelland; Prützke, Lkr. Potsdam-Mittelmark; Golm, Lkr. Potsdam-Mittelmark; Brandenburg-Plaue; Potsdam, Berlin-Spandau), Karneol, Bergkristall und glasierte Toneier aus dem eurasischen Raum (Brandenburg-Neuendorf, Brandenburg-Plaue, Potsdam (*Herrmann u. Donat [Hrsg.] Corpus III; Niemeyer u. Jungklaus* 2002, S. 102–104; *von Müller* 1999, S. 471–473).

Bevor aus den gewonnenen Ergebnissen weitere Schlüsse zu ziehen sind, sollen die Schatzfunde und Münzen erörtert werden.

Schatzfunde treten im Woliner Raum ab der fortgeschrittenen mittelslawischen Zeit auf: 17 fallen ins 10. Jahrhundert, vier ins 11. Jahrhundert, einer bewegt sich zeitlich zwischen dem 10. und 11. Jahrhundert und drei sind unbestimmt. Dreizehn der insgesamt 25 Schatzfunde kamen in und im unmittelbaren Umkreis von Wolin zu Tage. Von den zwölf aus dem Umland des Seehandelsplatzes stammen zwei (11. Jahrhundert) aus der Vorburgsiedlung und dem Burgwall von Kamień Pomorski/Kammin sowie einer (nach 950) aus dem Burgwall von Lubin/Lebbin, Powiat Kamieński (vgl. *Eggers* 1978, S. 18–23, S. 38–45, S. 142–143, S. 228–263; *Kiersnowski* 1959, S. 203–217). Alle weiteren Schatzfunde lassen keinen direkten Zusammenhang zu einem Burgwall oder einer Siedlung erkennen.

Es fällt auf, dass die Schätze aus den Burgsiedlungskomplexen häufig bei um die 100 g liegen, während der Durchschnitt des Gewichts der Schätze in deren Umgebung mit ca. 3.500 g weitaus höher ansetzt. Besonders herausragend ist der Schatzfund von Dramino/Drammin, Powiat Kamieński, mit ca. 11.469 g. Vermutlich wählte man größere Vermögen in unruhigen Zeiten im ländlichen Bereich an schwer zugänglichen, oft von Sümpfen umgebenen Stellen sicherer als an hervorgehobenen Orten, die im Fokus der Angreifer lagen. Dass die Besitzer aus dem Umland von Wolin, Kamień Pomorski/Kammin oder Lubin/Lebbin, Powiat Kamieński, stammten, darf angesichts der fehlenden Anbindung der Schatzfunde an einen Burgwall oder eine Siedlung und der Akkumulation von Reichtum, die im eklatanten Kontrast zum ansonsten bescheidenen Fundspektrum steht, bezweifelt werden. Auch zeugt das unterschiedliche Quantum an Thesaurierung in Wolin und im Umland von häufigerer Zirkulation des allgemeinen Silberäquivalents am Seehandelsplatz im Rahmen von Fernhandel.

Im Nahhandel scheinen weder Münzen noch zerschnittene Silbergegenstände (im Sinne einer Gewichtsgeldökonomie) eine tragende Rolle zu spielen. Münzen liegen außerhalb der Schätze entweder als kontextlose Einzelfunde (fünf Exemplare) oder in geringer Stückzahl ab dem 10. Jahrhundert in Wolin und ab dem 11. Jahrhundert in Kamień Pomorski/Kammin vor. Einzelne »Hacksilberfunde« als Beleg für den Umlauf fehlen vollständig. Eine Durchsetzung des Münzgeldes als Zahlungsmittel auf einer breiteren Ebene erfolgte vermutlich erst mit der Einrichtung einer Münzprägestätte in Kamień Pomorski/Kammin gegen Ende des 12. Jahrhunderts (vgl. *Stepiński* 1975, S. 39; *Wehner* 2007, S. 51–53).

Ähnlich dem Woliner Raum ist auch von der Brandenburg und ihrem Umland eine hohe Anzahl an Schatzfunden bekannt. Von insgesamt 20 Exemplaren des 10. bis 12. Jahrhunderts gehört die Mehrzahl von elf sicher dem 11. Jahrhundert an, nur wenige sind dem 10. Jahrhundert zuzuordnen. Im Gegensatz zum Woliner Umland stammen sie jedoch häufig aus offenen Siedlungen oder deren unmittelbarem Umkreis.¹¹ Das legt neben den bereits angesprochenen Fremdgütern eine rege Anteilnahme der ländlichen Bevölkerung am Handel nahe. Weitere Beobachtungen verstärken den Eindruck: So konnten aus Siedlungsbefunden einzelne Münzen geborgen werden, z.B. in zwei Siedlungen von Brandenburg-Neuendorf, in einer Siedlung bei Schmergow, Lkr. Potsdam-Mittelmark, oder in einer Siedlung bei Dyrotz, Lkr. Havelland (*Herrmann u. Donat [Hrsg.] Corpus III*, 80/34, 80/36; *Gustavs* 1984, S. 213; *Werner* 2000, S. 215). Ein kleines Stück Hacksilber aus einer Siedlung von Nennhausen, Lkr. Havelland, (*Herrmann u. Donat [Hrsg.] Corpus III*, 78/67) ist möglicherweise mit Gewichtsgeld in Verbindung zu bringen. In der Gemarkung Ketzin fand sich sogar ein Körpergrab eines Händlers mit einer beigegebenen Waagschale aus dünnem Bronzeblech (*Herrmann u. Donat [Hrsg.] Corpus III*, 77/38).

Gerade vor dem Hintergrund der vielen Schatzfunde im Woliner Raum stellt sich die Frage, ob das rekonstruierte Bild des während der gesamten Slawenzeit ökonomisch rückständigen Woliner Umlandes im Vergleich zum Brandenburger, in der spätslawischen Zeit prosperierenden Umland tatsächlich als repräsentativ gelten kann. Schließlich gelten die südlichen Ostseegebiete im Vergleich zum nordwestslawischen Binnenland als hoch entwickelte Wirtschaftszonen (*Steuer* 2006, S. 83) und das nicht zu unrecht, wie die jüngsten Ausgrabungen auf der küstenparallelen Autobahntrasse A 20 zwischen Lübeck und Stettin erneut, vor allem für die spätslawische Zeit in aller Deutlichkeit zeigen (siehe z.B. *Brandt* 2005, S. 199–202; *Forler* 2005, 167–168; *Meier* 2005, S. 161–162; 2005, S. 177–180).

Als Rückversicherung, dass dem im Woliner Umland nicht so ist, dürfen die Ergebnisse der dortigen Ausgrabungen gewertet werden. Immerhin liegen – obgleich z.T. nur in kleinen Ausschnitten oder durch Altgrabungen erschlossen – 26

11 Schatzfunde die nachweislich aus offenen Siedlungen stammen: Leest, Lkr. Potsdam-Mittelmark; Paretz, Lkr. Havelland; Quermathen, Lkr. Havelland; Satzkorn, Lkr. Potsdam-Mittelmark. Schatzfunde die nahe einer Siedlung geborgen wurden: Golm, Potsdam-Mittelmark; Potsdam-Tornow (*Herrmann* 1968, S. 114–117).

archäologisch untersuchte Siedlungen und Burgwälle vor (Wehner 2007, S. 85, Tab. 1, 2). Es lassen sich keinerlei Auffälligkeiten erkennen, die eine Interpretation hinsichtlich einer gehobenen ökonomischen Stellung erlauben würde.

Als Quintessenz der vorliegenden Ausführungen ist festzuhalten: Dem ab der fortgeschrittenen mittelslawischen Zeit ökonomisch hoch entwickelten Wolin stand ein für nordwestslawische Verhältnisse vergleichsweise rückständiges Umland gegenüber, welches am Reichtum des Seehandelsplatzes nur geringfügig partizipierte. Die in Wolin in großem Umfang angetroffenen Waren aus fernen Gegenden und lokal produzierten Güter wie Bernsteingegenstände und Käämme gelangten nur in spärlicher Anzahl in das Umland. Sie dienten offenbar dem Eigenkonsum und zur Befriedung der Bedürfnisse von Eliten in anderen frühstädtischen Zentren und Herrschaftssitzen. Naturalien und Rohstoffe wurden während der Blütezeit Wolins zu beträchtlichen Anteilen aus dem Oder-Warthe-Netze Hinterland bezogen. Die Destabilisierung der politischen Verhältnisse und der Zerfall des polnischen Territoriums unter Mieszko II. um die Mitte des 11. Jahrhundert führten zu einem weitgehenden Verlust des großräumigen wirtschaftlichen Hinterlandes, der sich durch das nur schlecht organisierte wirtschaftliche Umland auf Dauer nicht kompensieren ließ. Das kann als eine wesentliche Ursache für den Niedergang Wolins betrachtet werden.

An der Brandenburg deuten die archäologischen Funde und Befunde auf einen gewissen Wohlstand in der spätslawischen Zeit. Ein herausragendes Wirtschaftszentrum lässt sich nicht konstatieren, eine dahingehende Entwicklung erfolgte wohl erst unter dem letzten Hevellerfürsten Pribislaw-Heinrich bzw. im Zuge der deutschen Ostkolonisation. Ferner scheint es Siedlungen mit auf die Burgstädte ausgerichteter Produktion gegeben zu haben. Insgesamt darf von Siedlungen mit Überschussproduktion im Umland ausgegangen werden. Der feststellbare häufige Zugang zu Fremdgütern, die Schatzfunde aus Häusern und einzelne Münzen von Siedlungen im Umland belegen darüber hinaus eine verhältnismäßig rege Anteilnahme am Handel.

Somit handelt es sich bei der Brandenburg um einen wirtschaftlich nicht übermäßig herausragenden Herrschaftssitz mit Bezügen zu seinem spätestens ab der spätslawischen Zeit prosperierendem Umland, während der Seehandelsplatz Wolin mit weit reichenden Handelskontakten und umfangreicher Produktion nur schwach in das ökonomisch niedrig entwickelte Umland eingebunden war.

Literatur

- Brandt, Jochen*: Kontinuität zwischen den Fronten – Ein slawischer Adelssitz und sein Fortleben in frühdeutscher Zeit bei Wodarg, Lkr. Demmin. – In: *Jöns, Hauke u. Lüth, Friedrich [Hrsg.]*: Die Autobahn A 20 – Norddeutschlands längste Ausgrabung. Archäologische Forschungen auf der Trasse zwischen Lübeck und Stettin. Schwerin 2005, S. 199–202.
- Brather, Sebastian*: Nordwestslawische Siedlungskeramik der Karolingerzeit – Fränkische Waren als Vorbild? – In: *Germania* 73, 1995, S. 403–420.
- Cnotliwy, Eugeniusz*: Wczesnośredniowieczne wyroby kamienie ze stanowiska 4 w Wolinie. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 5, 1959, S. 219–248.
- Cnotliwy, Eugeniusz*: Pozostałości budownictwa drewnianego z IX – XII w. ze stanowiska 4 w Wolinie. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 8, 1962, S. 29–84.
- Cnotliwy, Eugeniusz*: Wolińskie oprawki stożkowate i cylindryczne. Zagadnienie funkcji, produkcji, ornamentacji i dystrybucji. – In: *Wilgocki, Eugeniusz; Dworaczek, Marek; Kowalski, Krzysztof; Porzeziński, Antoni; Słowiński, Sławomir [Hrsg.]*: Instantia est mater doctrinae. Księga Jubileuszowa Prof. Dr. Hab. Władysław Filipowiaka. Szczecin 2001, S. 314–326.
- Dalitz, Stefan*: Die Grabung Domkietz 12 – Große Geschichte aus kleinen Löchern. – In: Historischer Verein Brandenburg (Havel) e.V. 14. Jahresbericht 2004–2005, 2005, S. 161–166.
- Eggers, Hans Jürgen*: Funde der wendisch-wikingschen Zeit in Pommern. – Kiel 1978.
- Faust, Wilfried u. Wichgers, Anka*: Slawische Teerschwelgruben. Ur- und frühgeschichtliche Siedlungsbefunde in Dallgow-Döberitz, Landkreis Havelland. – In: *Archäologie in Berlin und Brandenburg* 1993–94. 1995, S. 109–110.
- Filipowiak, Władysław*: Wolinianie. Studium osadnicze, Część 1. – Szczecin 1962.
- Filipowiak, Władysław*: Die Bedeutung der Binnenschifffahrt im Odergebiet. – In: *Germania* 73, 1995, S. 481–493.
- Filipowiak, Władysław*: Die Entwicklung des Seehandelszentrums im 8.–12. Jh. – In: *Slavia Antiqua* 36, 1995, S. 93–104.
- Filipowiak, Władysław*: Das frühstädtische Zentrum Wolin und sein Hinterland. – In: *Gringmuth-Dallmer, Eike u. Leciejewicz, Lech [Hrsg.]*: Forschungen zu Mensch und Umwelt im Odergebiet in ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Mainz 2002, S. 201–207.
- Filipowiak, Władysław*: »... in provincia Wolin villam Drammine ...«. – In: *Buško, Cesary; Klápště, Jan; Leciejewicz, Lech u. Moździoch, Sławomir [Hrsg.]*: Civita & villa. Miasto i wieś westlich średniowiecznej Europy Środkowej. Wrocław u. Praha 2002, S. 357–362.
- Filipowiak, Władysław*: Wolin – most na przeprawie? – In: *Galiński, Tadeusz u. Wilgocki, Eugeniusz [Hrsg.]*: Res et Fontes. Księga jubileuszowa dr. Eugeniusza Cnotliwego. Szczecin 2003, S. 143–158.
- Filipowiak, Władysław u. Gundlach, Heinz*: Wolin-Vineta. Die tatsächliche Legende vom Untergang und Aufstieg der Stadt. – Rostock 1992.
- Forler, Dominik*: Ganz groß, ganz tief, ganz kühl – Vorratshaltung während der Slawenzeit in Papendorf, Lkr. Uecker-Randow. – In: *Jöns, Hauke u. Lüth, Friedrich [Hrsg.]*: Die Autobahn A 20 – Norddeutschlands längste Ausgrabung. Archäologische Forschungen auf der Trasse zwischen Lübeck und Stettin. Schwerin 2005, S. 167–68.
- Frey, Katrin*: Die Keramik und die Kleinfunde des Pennigsberg. – In: *Biermann, Felix [Hrsg.]*: Pennigsberg – Untersuchungen zu der slawischen Burg bei Mittenwalde und zum Siedlungswesen des 7./8. Jahrhunderts am Teltow und im Berliner Raum. Weissbach 2001, S. 113–127.

- Geisler, Horst u. Grebe, Klaus*: Poztupimi – Potstamp – Potsdam: Ergebnisse archäologischer Forschungen. – Potsdam 1993.
- Grebe, Klaus*: Untersuchungen im Dom zu Brandenburg (Havel). – In: Ausgrabungen und Funde 10, 1965, S. 145–150.
- Grebe, Klaus*: Untersuchungen im Dom zu Brandenburg (Havel). – In: Ausgrabungen und Funde 8, 1963, S. 155–160.
- Grebe, Klaus*: Untersuchungen im Dom zu Brandenburg (Havel). – In: Ausgrabungen und Funde 10, 1965, S. 145–150.
- Grebe, Klaus*: Untersuchungen auf der Dominsel zu Brandenburg (Havel) im Jahre 1966. – In: Ausgrabungen und Funde 12, 1967, S. 167–174.
- Grebe, Klaus*: Untersuchungen auf der Dominsel zu Brandenburg (Havel) im Jahre 1967. – In: Ausgrabungen und Funde 13, 1968, S. 148–154.
- Grebe, Klaus*: Untersuchungen auf der Dominsel zu Brandenburg (Havel). – In: Ausgrabungen und Funde 14, 1969, S. 152–160.
- Grebe, Klaus*: Die Brandenburg (Havel) – Stammeszentrum und Fürstenburg der Heveller. – In: Ausgrabungen und Funde 21, 1976, S. 156–159.
- Grebe, Klaus*: Die Brandenburg vor 1000 Jahren. – Potsdam 1991.
- Grebe, Klaus*: Archäologisch-kulturelle Gruppen und die Stufengliederung der frühslawischen Zeit im Havelgebiet (Teil 1). – In: Veröffentlichungen des Brandenburgischen Landesmuseums für Ur- und Frühgeschichte 28, 1994, S. 149–180.
- Grebe, Klaus u. Vogt, Heinz-Joachim*: Untersuchungen auf der Dominsel in Brandenburg (Havel). – In: Ausgrabungen und Funde 16, 1971, S. 160–167.
- Gustavs, Sven*: Spätslawische Siedlungsfunde von Schmergow, Kr. Potsdam-Land. – In: Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam 18, 1984, S. 175–224.
- Herrmann, Joachim*: Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder/Neisse und Elbe. – Berlin 1968.
- Herrmann, Joachim*: Austausch und Handel. – In: *Herrmann, Joachim [Hrsg.]*: Die Slawen in Deutschland. Berlin 1985, S. 126–146.
- Herrmann, Joachim u. Donat, Peter [Hrsg.]*: Corpus archäologischer Quellen zur Frühgeschichte auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik (7. bis 12. Jahrhundert). 3. Lieferung. – Berlin 1979.
- Hirsch, P. u. H.-E. Lohmann, H.-E. [Hrsg.]*: Widukind: Widukindi monachi Corbeiensis rerum gestarum Saxoniarum libri tres. – Hannover 1935 (MGH. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum. LX).
- Kaube, Andrzej*: Odkrycia (Gmina Wolin, Reclaw). – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 30, 1984, S. 288, Abb. 16,6.
- Kempke, Torsten*: V. Slawische Keramik. – In: *Lüdtke, Hartwig u. Schietzel, Kurt [Hrsg.]*: Handbuch zur mittelalterlichen Keramik in Nordeuropa 1. Text. Neumünster 2001, S. 209–256.
- Kiersnowski, Ryszard*: Skarb monet wczesnośredniowiecznych z Kamieńia Pomorskiego. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 5, 1959, S. 187–218.
- Latalowa, Małgorzata*: The last 1500 years on Wolin Island in the light of paleobotanical studies. – In: *Review of Palaeobotany and Palynology* 73, 1992, S. 213–226.
- Latalowa, Małgorzata*: Palaeoecological reconstruction of the environmental conditions and economy in early medieval Wolin – against the background of the Holocene history of the landscape. – In: *Acta Palaeobotanica* 39/2, 1999, S. 183–271.
- Maik, Jerzy*: Wczesnośredniowieczne wyroby włókiennicze westlich Wolinie. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 32, 1986, S. 155–191.

- Malinowski, Tadeusz*: Warunki naturalne wyspy Wolin. – In: *Bialecki, Tadeusz [Hrsg.]*: Z dziejów ziemi wolińskiej. Szczecin 1973, S. 10–36.
- Meier, Uta Maria*: Wohlstand durch gute Böden – Die reichen Bauern von Kowalz, Lkr. Bad Doberan. – In: *Jöns, Hauke u. Lüth, Friedrich [Hrsg.]*: Die Autobahn A20 – Norddeutschlands längste Ausgrabung. Archäologische Forschungen auf der Trasse zwischen Lübeck und Stettin. Schwerin 2005, S. 161–162.
- Meier, Uta Maria*: Silberlinge und Importgüter – Handel und Austausch im Binnenland am Beispiel der Siedlung von Alt Stassow, Lkr. Bad Doberan. – In: *Jöns, Hauke u. Lüth, Friedrich [Hrsg.]*: Die Autobahn A 20 – Norddeutschlands längste Ausgrabung. Archäologische Forschungen auf der Trasse zwischen Lübeck und Stettin. Schwerin 2005, S. 177–180.
- Müller, Adrian von*: Importfunde vom Burgwall in Berlin-Spandau als Zeugen weitreichender Handelsbeziehungen. – In: *Cziesla, Erwin; Kersting, Thomas u. Pratsch, Stefan [Hrsg.]*: Den Bogen spannen ... Festschrift für Bernhard Gramsch zum 65. Geburtstag. Weissbach 1999, S. 471–473.
- Müller, Adrian von u. Müller-Muči, Klara von*: Ausgrabungen und Funde auf dem Burgwall in Berlin-Spandau. – Berlin 1987.
- Niemeyer, Wolfgang*: Endlich! Eine slawische Siedlung bei der Gotthardkirche in Brandenburg an der Havel. – In: *Archäologie in Berlin und Brandenburg* 2002, 2002, S. 100–102.
- Niemeyer, Wolfgang u. Jungklaus, Bettina*: Gräber zwischen Weg und Wasser. Das slawische Gräberfeld Plauerhof 23 bei Plaue, Brandenburg an der Havel. – In: *Archäologie in Berlin und Brandenburg* 2002, S. 102–104.
- Olczak, Jerzy*: Wyniki analiz spektograficznych niektórych wczesnośredniowiecznych zabytków szklanych z terenów Pomorza Zachodniego. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 5, 1959, S. 277–294.
- Rogosz, Ryszard*: Wczesnośredniowieczna osada otwarta westlich Jarszewie, pow. Kamień Pomorski. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 11, 1965, S. 317–409.
- Skoczylas, Janusz*: Surowce skalne wczesnośredniowiecznego Wolina. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 34, 1988, S. 47–67.
- Stanisławski, Błażej*: Ceramika typu Wolin-Fresendorf na tle badań nad wczesnośredniowieczną ceramiką słowiańską westlich południowo-zachodniej strefie Bałtyku. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 46, 2000, S. 125–156.
- Stępiński, Włodzimierz*: Kamień Pomorski w XII i XIII Wieku. – Poznań u. Warszawa 1975.
- Steuer, Heiko*: Die Ostsee als Kernraum des 10. Jahrhunderts und ihre Peripherien. – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 22, 2004, S. 59–88.
- Theune, Claudia*: Ländliches und städtisches Handwerk im mittelalterlichen Brandenburg. – In: *Ruralia VI. Arts Crafts in Medieval Rural Environment. Památky Archeologické. Brepols* 2007, S. 375–387.
- Wehner, Donat*: Der frühgeschichtliche Seehandelsplatz Wolin und sein Umland. Eine Studie zu Zentrum und Peripherie. – Neumünster 2007 (Studien zur Siedlungsgeschichte und Archäologie der Ostseegebiete, 8).
- Werner, Heike*: Eine spätslawische Siedlung von Dyrotz. – In: *Brandenburg und das Havelland. Potsdam u. Stuttgart* 2000 (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, 37), S. 213–217.
- Wojtasik, Jerzy*: Przedmioty drewniane znalezione na stanowisku 4 westlich Wolinie. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 9, 1963, S. 273–314.
- Wojtasik, Jerzy*: Wyroby z metali kolorowych ze Srebrnego Wzgórza westlich Wolinie. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 24, 1978, S. 115–157.

- Wojtasik, Jerzy*: Materiały bursztynowe ze Srebrnego Wzgórza westlich Wolinie. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 32, 1986, S. 139–153.
- Wojtasik, Jerzy*: Materiały bursztynowe z Wolina – Starego Miasta (Stanowisko 1, wykop 7 i 8). – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 37, 1991, S. 63–96.
- Wojtasik, Jerzy*: Bursztyn ze stanowisk wykopaliskowych 5, 6 oraz znaleziony luźno na Starym Mieście w Wolinie. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 38, 1992, S. 173–201.
- Wojtasik, Jerzy*: Srebrne Wzgórze westlich Wolinie – wstępne wyniki badań z lat 1961–1969. – In: *Materiały Zachodniopomorskie* 45, 1999, S. 313–384.

Pim Kooij

Städte und ihr Umland in den Niederlanden vom Mittelalter bis ins zwanzigste Jahrhundert¹

Mit 3 Abbildungen

1 Einführung

Dieser Beitrag möchte einen Forschungsbericht über die Art und Weise geben, wie in der niederländischen historischen Forschung Fragen der Stadt-Umlandbeziehungen bearbeitet wurden. Diese Übersicht wird sich primär auf generalisierende Betrachtungsweisen richten. Individuelle Städte werden nur behandelt, sofern sie diesen allgemeinen Erkenntnissen eingehender Gestalt verleihen.

Konkret werden drei Annäherungen zur Sprache kommen:

1. Eine politische Annäherung, die sich auf den politischen Einfluss von Städten auf das Umland bezieht;
2. Eine sozial-ökonomische Annäherung, die sich mit den Ergänzungsgebieten von Städten und der Verteilung der Produktion zwischen Stadt und Umland beschäftigt;
3. Eine kulturelle Annäherung, die sich auf kulturelle Merkmale von Stadt und Umland konzentriert sowie auf die Übereinstimmungen und Unterschiede hiervon und ihre gegenseitige Beeinflussung.

Diese drei Aspekte beziehen sich auf die Erforschung dreier Perioden: das Mittelalter, die Frühe Neuzeit und die Moderne, wobei im letzteren Fall die Betonung auf dem 19. Jahrhundert und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts liegen wird. Im Zuge dieser zeitlichen Differenzierung wird sich der inhaltliche Schwerpunkt in den genannten Epochen ändern, denn in der niederländischen Historiographie ist der politische Einfluss von Städten auf das Umland vor allem für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit herausgearbeitet worden. Die sozial-ökonomische Vorgehensweise dagegen, die die ökonomische Dominanz von Städten über ihr Umland in den Mittelpunkt stellt, ist vor allem für die Frühe Neuzeit und die Moderne angewandt worden. Von den hier erwähnten drei Annäherungen ist diese die einzige, die auf Theorien wie denen von *Walter Christaller* und *Jan de Vries*

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

oder den Modellen von *E. G. Ravenstein* und *H. von Thünen* basiert. Die kulturelle Annäherung kam dagegen bis jetzt in den Niederlanden nahezu ausschließlich für die Vormoderne zum Tragen.

2 Städte und ihr Umland im Mittelalter

Im 19. Jahrhundert und sogar bereits früher wurden viele Studien über die Verbreitung politischen und juristischen Einflusses von Städten auf das Umland im Mittelalter geschrieben. Vor allem Hauptstädte von Grafschaften und Bistümern sind in diesem Kontext behandelt worden. Systematischere Beschreibungen sind jedoch erst im 20. Jahrhundert erschienen. Eine Pionierstudie war das 1971 erschienene Buch von *D. M. Nicholas* »*Town and countryside. Social, economic and political tensions in fourteenth century Flanders*«. Es handelt also von Flandern, das zu diesem Zeitpunkt noch Teil der »Lage Landen« war. In diesem Beitrag will ich mich jedoch auf das Kerngebiet des späteren Königreichs der Niederlande beschränken. Das Buch wird hier jedoch erwähnt, da es, obwohl es ziemlich allgemein geschrieben wurde, eine Inspirationsquelle für spätere Studien über Stadt-Umlandverbindungen im Mittelalter war.

Ein frühes Beispiel einer solchen Studie für die nördlichen Niederlande ist die von *Dick de Boer* über das Verhältnis von Leiden und dem Rheinland um 1400 (*De Boer* 1975). In diesem Artikel zeigt er, wie die Stadtverwaltung von Leiden sich zunehmend der Herrschaft des Grafen von Holland zu entziehen vermochte. Dies war auch der Fall beim umliegenden Land. Aber was genau geschah, blieb anfangs undeutlich, da sowohl die Stadt als auch das Umland zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr in den gräflichen Rechnungen vorkommen. Es finden sich zudem keine städtischen Rechnungen; sie liegen erst wieder für die Frühe Neuzeit vor. *De Boer* musste darum nach anderen Quellen suchen, um den städtischen Einflussbereich zu rekonstruieren. Einen Ansatz boten die »Poorterbücher«, die auch die Namen neuer Bürger enthalten und angeben, woher diese kamen. Auf diese Weise war das Rekrutierungsgebiet Leidens zu rekonstruieren, was eine Art virtuelles Umland kreieren ließ, das an die Einflussbereiche anderer Städte grenzte.

Verglichen mit früheren Artikeln über die Situation im Mittelalter war dies ein atypischer Fall, da nicht auf politische und juristische Beziehungen eingegangen wurde, sondern auf sozial-ökonomische, woraus ein Ergänzungsgebiet rekonstruiert werden konnte. Dies weist auf den wachsenden Einfluss der neuen Disziplin der Stadtgeschichte hin, die zu dieser Zeit vor allem durch das Engagement des Hochlehrers aus Leicester, *Jim Dyos* (1968), einen großen Impuls erhielt. Die *urban history* wurde stark durch die Wirtschafts- und Sozialgeschichte beeinflusst. Stadt-Umlandbeziehungen wurden innerhalb der *urban history* vor allem nach den Indikatoren Arbeitsteilung, Güterströme und Migration zu bestimmen versucht.

Viel Nachahmung fand dieser Artikel anfänglich nicht, was daran lag, dass die Stadtgeschichte nur ganz langsam eine akademische Disziplin wurde. An den Universitäten widmete man sich vor allem der regionalen Geschichte und die hatte noch eine stark politische und verfassungsgeschichtliche Prägung. Dies äußerte sich

beispielsweise in der Art der provinziellen Geschichtsschreibung, wie sie in den 1970er Jahren geschrieben wurde, wie z.B. die aus Limburg (*Jappe Alberts* 1972) und aus Groningen (*Formsma* 1978).

In dieser provinziellen Geschichtsschreibung wird beschrieben, wie es im Mittelalter manche Städte schafften, sich Teile des Umlandes unterzuordnen. So gelang es Groningen im Jahre 1344, eine Jurisdiktion über das Gorecht zu bekommen, das östlich der Stadt lag, während etwa gleichzeitig dasselbe mit dem etwas mehr im Osten situierten Oldambt geschah. Nun war Groningen jedoch ein Fall für sich. Es war Teil des Grundgebietes des Bischofs von Utrecht, war aber mit dem Bischof in Konflikt geraten, so dass es zu einem bewaffneten Kampf kam, wobei der Bischof 1227 in der Schlacht bei Ane besiegt und getötet wurde. Infolge dessen wurde Groningen mehr oder weniger eine unabhängige Stadt, die direkt unter den deutschen König fiel und die sich den Gestus einer freien Reichsstadt anmaß (*Kooij* 1994). Auch in Friesland wussten einige Städte, sich aus der direkten Herrschaft zu befreien und eine Abhängigkeitsbeziehung mit manchen Landgebieten aufzubauen (*Schroor* 1999).

Vor kurzem hat diese regionale Perspektive einen neuen Impuls durch die Dissertation von *Reinout Rutte* (2002) erhalten. Sie behandelt die Stadtplanung in den »Lage Landen« im 12. und 13. Jahrhundert. Laut *Rutte* wurden in dieser Periode Städte durch Grafen und Herzöge gegründet oder aufgewertet, besonders in Holland und Gelderland. Sie taten dies, um über die Städte das Umland besser in den Griff zu bekommen. Leider gibt *Rutte* nicht genau an, auf welche Art und Weise die Städte politische Macht ausübten. Er suggeriert, dass allein schon die Anwesenheit davon sie zu politischen, ökonomischen und kulturellen Zentren machte. Im Falle von Nieuwpoort und Grevelingen, zwei neuen Hafenstädten, die vom Grafen von Flandern gegründet wurden, scheint es tatsächlich plausibel, dass diese Städte zu einem spezifischen Zweck gegründet wurden. Von den nördlichen Niederlanden sind solch eindeutige Beispiele planmäßiger Stadtgründung nicht vorhanden. Das gilt wenigstens in Ansätzen aber vielleicht für Goor, Vreeland und Westkapelle; aber sie blieben zu klein, um großen Einfluss ausüben zu können. Es hat den Anschein, dass die Vergrößerung und/oder die Transformation bestehender Städte der üblichere Prozess war.

Die Dissertation von *Rutte* passt in eine Tradition der Analyse der Stadt-Umlandbeziehungen aus der Perspektive der Städte. Damit hatte *De Boer* schon einen vorsichtigen Anfang gemacht. Und im Jahre 1988 fasste schließlich die *urban history* mit der Erscheinung eines Bandes über die holländische Stadt im 13. Jahrhundert festen Fuß unter den niederländischen Mediävisten (*Baart* 1988). Darin werden Themen wie städtische soziale Hierarchien, Orte der Produktion und des Konsums, die Nutzung des städtischen Raums sowie zwischenstädtische Beziehungen behandelt. Der Stadt-Umlandbeziehung wird in diesem Band jedoch keine Beachtung geschenkt.

Diese Beachtung findet man aber sehr wohl in einer aktuellen Übersicht (*Rutte u. van Engen* 2005). Obwohl die meisten Forscher gleichsam in der Stadt verbleiben, gibt es zwei, die die Beziehung mit dem Umland in ihre Untersuchungen einbeziehen. *Hans Renes* widmet bei seiner Analyse der Stadtpläne dem Stadtrand,

dem Gebiet gerade außerhalb der Mauern, wo Stadt und Umland ineinander übergehen, besondere Aufmerksamkeit (*Renes 2005*). Und *Peter Henderikx* analysiert einige seeländische und holländische Städte als zentrale Orte. Diese Termini werden dabei recht allgemein verwendet, wenngleich auch die Theorie von *Chrystaller* darin rezipiert wird (*Henderikx 2005*).

Auch *Peter Hoppenbrouwers* geht in einem Übersichtsartikel auf die Beziehungen von Stadt und Umland im Mittelalter ein (*Hoppenbrouwers 2001*). Er entwickelt hierbei einige interessante Ansichten, die weitere Ausarbeitung verdienen. Laut *Hoppenbrouwers* entwickelten die Städte auf dem Gebiet der Ökonomie zwei Strategien, um das Umland enger in den städtischen Einflussbereich einzubinden. Zuerst versuchten sie, Handel und Industrie in den Dörfern zu verbieten, wie das Mahlen von Getreide, das Backen von Brot oder das Brauen von Bier. Leiden wusste bereits im Jahre 1351 ein Privileg zu erlangen, in dem dies geregelt wurde. Und zweitens wurden Dörfer gezwungen, ihren agrarischen Überschuss auf städtischen Märkten anzubieten: das sogenannte Stapelrecht. Dordrecht vermochte dies beispielsweise 1421 zu erzwingen, als das Umland durch schwere Überschwemmungen getroffen wurde. Dieses Stapelrecht verbreitete sich auch außerhalb Hollands. Beispielsweise im Jahre 1472 vermochte die Stadt Groningen, das Stapelrecht für die gesamte Region zu erwerben, was eine Abstufung für Groningens Konkurrenten Appingedam und Winschoten bedeutete.

Auf politischem Gebiet entfalteten die Städte drei Strategien, um das Umland in den Griff zu bekommen. Die erste bestand darin, einen Teil der Steuerpflicht von den Städten auf das Umland zu übertragen. Dieses geschah ab dem fünfzehnten Jahrhundert, als die burgundischen Herzöge einen Zentralisierungsprozess starteten. Darüber hinaus bemühten sich die Städte, Kontrolle über die administrativen und juristischen Aktivitäten zu erlangen. Manchmal zwangen sie Dorfbewohner sogar, sich an städtische Gerichte zu wenden. Und ferner kauften sie herrschaftliche Rechte von ansässigen Herren, wie Gouda, Amsterdam und Leiden es taten. Dordrecht, im Mittelalter die wichtigste Stadt in Holland, schaffte es, das Recht zu erwerben, dass alle Vorstandsmitglieder des regionalen Wasserverbandes (*Waterschap*) Dordrechter Bürger sein mussten. Auch diese Dominanzprozesse beschränkten sich nicht auf Holland. Im Süden war 's-Hertogenbosch im Erlangen von Jurisdiktionen über das Umland – die Meierei von Den Bosch – äußerst erfolgreich. Groningen im Norden bekam eine vergleichbare Position bezüglich seines Umlands.

3 Städte und ihr Umland in der Frühen Neuzeit

In der Frühen Neuzeit wurde diese Praxis der städtischen ökonomischen und politischen Dominanz über das Umland fortgesetzt, wie *Marjolein 't Hart* zeigt (*'t Hart 2001*). Dies bedeutete jedoch nicht, dass alle gewerblichen Aktivitäten vom Umland ferngehalten wurden. Proto-Industrialisierung bildete die wichtigste Ausnahme. Das ist logisch, da es sich hier um ländliches Gewerbe handelte, das in Diensten der städtischen Ökonomie stand, wie Spinnen, Weben, Bleichen, Salz-

sieden, oder Schiffsbau. Dieses System kam Anfang des 16. Jahrhunderts auf und erreichte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts seinen Höhepunkt. Danach sackte es infolge einer relativen Depression, die bis ins 18. Jahrhundert andauerte und die mit Desurbanisation verknüpft war, etwas ab. Aber damals hatte das niederländische Städtesystem bereits Gestalt angenommen, nämlich dank der Vertiefung der Stadt-Umlandbeziehungen, aber auch dank einer zweiten Entwicklung, des Aufbaus eines Kanalsystems für Treckschuten.

Treckschuten, die durch Pferde gezogen wurden, erwiesen sich als sehr effizientes Transportsystem. Ihre durchschnittliche Geschwindigkeit betrug sieben Stundenkilometer und in der Kajüte (Roof) stand eine Sanduhr, die nicht leer sein durfte, bevor das Boot angekommen war, denn dann bekamen die Passagiere ihr Geld zurück! Die Treckschute transportierte nicht nur Passagiere, sondern auch Güter, und zwar hauptsächlich Luxusgüter, keine Massenware (Bulkloadungen). Der erste Wasserweg für das Treideln von Schiffen wurde 1587 zwischen Rotterdam und Delft konstruiert, und in den Jahren danach trafen alle Städte von einer gewissen Größe gegenseitige Vereinbarungen, um Wasserwege für Treckschuten zu graben oder einen bestehenden Wasserweg für Treckschuten anzupassen.

Das räumliche System des Treidelns von Schiffen ist gründlich von *Jan de Vries* analysiert worden (*De Vries* 1978). Anfangs gab es vier separate Systeme, aber diese wurden letztendlich miteinander verbunden, wobei Flüsse und die Zuiderzee auch eine Rolle spielten. Das Resultat war ein zweipoliges System, wobei im Süden sich um Rotterdam herum eine Verdichtung ergab, während im Norden Amsterdam wie eine Spinne im Netz saß. Dieses System hatte nicht zufällig diese Struktur bekommen. Wie Diederik Aten für Amsterdam zeigt, wurde z.T. massiv eingeschüchtert und sogar Gewalt angewendet, um kleinere Städte dazu zu bewegen, einen Wasserweg für das Treideln von Schiffen Richtung Amsterdam laufen zu lassen (*Aten* 1995).

Die Rekonstruktion eines Wasserwegsystems für das Treideln von Schiffen inspirierte De Vries zur Theorie des städtischen Netzwerksystems (*urban network system*). Alle größeren Orte wurden danach im Laufe der Zeit miteinander verbunden, was Arbeitsteilung bedeutete, aber auch politische und kulturelle Spezialisierung beinhalten konnte (*De Vries* 1984). Dieses Netzwerksystem bildet einen Kontrast zum wohlbekannten Modell *Christallers*, das das Ergänzungsgebiet eines zentralen Ortes wiedergibt (*Christaller* 1933). Es waren *Paul Hohenberg* und *Lynn Lees*, die beide Modelle kombinierten (*Hohenberg u. Lees* 1985). Sie betrachteten regionale Hauptstädte als die Verbindung zwischen beiden Systemen. Die kleineren Orte innerhalb des Ergänzungsgebiets einer regionalen Hauptstadt hatten ausschließlich Kontakt mit dem städtischen Netzwerksystem über das regionale Zentrum.

Dieses Konzept wurde für die Niederlande durch *Clé Lesger* für die Frühe Neuzeit weiter untersucht (*Lesger* 1990a). Sein Streben war, die Ergänzungsgebiete der holländischen Städte nördlich des IJ-See zu konstruieren. Amsterdam wurde dabei nicht weiter analysiert. In der Theorie *Christallers* war Amsterdam das Zentrum des Sechsecks und die Hauptstadt des Ergänzungsgebiets. Es ging *Lesger* jedoch um die Ergänzungsgebiete, die dort hierarchisch darunter lagen. In For-

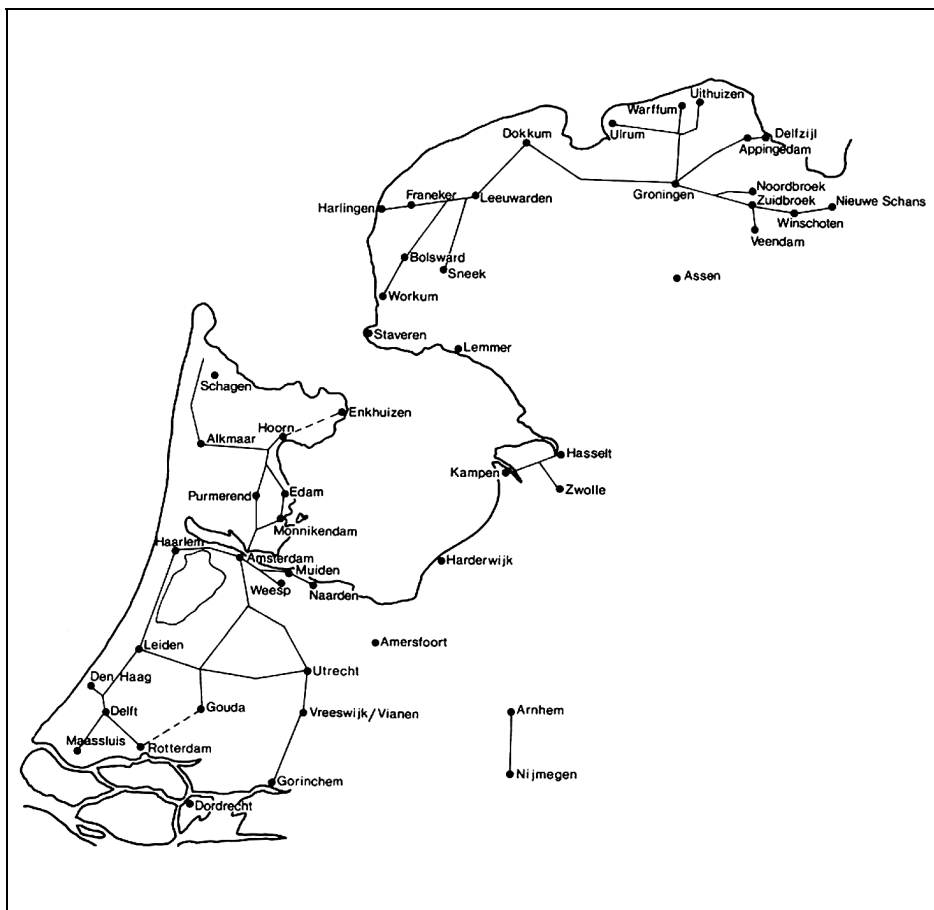


Abb. 1: Das Treckschuten-System in Holland 1665
De Vries 1978, S. 65

schungen, die in der Moderne angesiedelt sind, wird Zentralität vorwiegend nach dem Vorhandensein spezifischer, mehr oder weniger außergewöhnlicher Betriebe und Dienstleistungen gemessen. Für die Frühe Neuzeit fehlen diese Angaben meistens. Darum hat Lesger von den Berufsandeutungen in den *registres Civiques*, einer Art Volkszählung, Gebrauch gemacht. Auch die Reichweite dieser Berufe wurde berechnet. Dies ergab acht Zentren: Alkmaar, Medemblik, Enkhuizen, Hoorn, Monnikendam, Purmerend und Zaandam. Dies waren also sekundäre Zentren, beherrscht durch Amsterdam.

Lesger hatte zudem Probleme mit der Situation, dass die meisten dieser Städte auch Handelsbeziehungen mit anderen niederländischen Städten und sogar mit Städten im Ausland hatten. Er versuchte anfänglich, diese Beziehungen in das Christaller-Modell zu inkorporieren, was aber nicht funktionierte. Die Lösung wurde in Form des *urban network systems* von Jan de Vries gefunden. Diese Städte

fungierten also als zentraler Ort für ihr Umland und waren gleichzeitig Teil eines international interstädtischen Netzwerks. Dieses Ergebnis relativierte die Vorrangstellung Amsterdams.

In seiner Dissertation über eines dieser sekundären Zentren, Hoorn, entdeckte *Lesger* nun, dass die Beziehung komplizierter waren als angenommen. Hoorn war als wichtige Hafenstadt für Holz Teil des städtischen Netzwerksystems (*Lesger* 1990b). Der Holzhandel wurde jedoch von Amsterdam aus gesteuert. Deswegen könnte man behaupten, dass Hoorn in das Amsterdamer Ergänzungsgebiet fiel und damit der Hoorner Holzhandel eigentlich eine Funktion Amsterdams war.

Außerhalb Hollands ist Groningen die Region, wo die Stadt-Umlandbeziehungen der Frühen Neuzeit auch sehr gut erforscht wurden. Die jüngst erschienene Dissertation von Jan van den Broek enthält viele neue Informationen zur Methode, wie die Stadt Groningen eine Reihe von Gebieten innerhalb der gleichnamigen Region kontrollierte (*Van den Broek* 2007). 't Gorecht und Oldambt unterlagen bereits im Mittelalter der Jurisdiktion der Stadt, 1618 kam Westerwolde, das von den Erben des Grafen von Aremberg gekauft wurde, hinzu. Die *Hoofdmannenkamer*, das Gericht der Stadt Groningen, hatte faktisch die Jurisdiktion über das gesamte Gebiet und in den *Staten van Stad en Lande* hatten die Abgeordneten der Stadt das Sagen.

Während des Niederländischen Aufstandes versuchten die Ommelanden, wie das Groninger Land genannt wird, bisweilen sich aus der Vorherrschaft der Stadt zu lösen, indem sie sich für den neuen republikanischen Staat entschieden, wohingegen die Stadt spanisch blieb. Schließlich wurden im Jahre 1594 sowohl die Stadt als auch die Ommelanden Mitglied der Utrechter Union und bildeten eine der sieben Regionen der Republik. Eine wichtige Folge der so genannten Reduktion war, dass dort nur der reformierte Glaube erlaubt wurde. Klöster und andere Besitztümer der katholischen Kirche fielen an den Staat. Einige dieser Besitztümer umfassten ausgedehnte Moorgebiete im Südosten der Provinz. Sie wurden von der Stadt Groningen gekauft. Diese bewirtschaftete die Torffelder nicht selbst, vielmehr wurden dafür Konzessionen an Kompanien erteilt. Aber die Stadt sorgte wohl dafür, dass sie die gesamte Infrastruktur in die Hände bekam, vor allem die Kanäle. Das Winschoterdiep und der Stadskanaal wurden aus der Stadt heraus angelegt und fungierten als Hauptkanäle, auf denen der Torf in die Stadt hineinkam. Auch mit den agrarischen Gebieten nördlich und westlich der Stadt wurden die Wasserverbindungen verbessert oder neu angelegt, so das Boterdiep und das Hoendiep.

Die Stadt lag dadurch als eindeutiges Zentrum in einem Netz aus Wasserstraßen und Landstraßen, was die Zentrumsfunktionen Groningens gewaltig stärkte.

Während des *Twaalfjarig Bestand* (1609–1621), als der Krieg mit Spanien unterbrochen wurde, erfuhr die Stadt eine enorme Erweiterung ihrer Fläche, die erst Jahrhunderte später mit Bebauung aufgefüllt werden konnte, da das erwartete Wachstum ausblieb. Aber dennoch blieb Groningen die unbestrittene Hauptstadt der Region, die den größten Teil hiervon sowohl politisch als auch ökonomisch kontrollierte und verhinderte, dass sekundäre Zentren wie Appingedam und Winschoten Anschluss ans städtische Netzwerksystem bekamen. Die einzige Stadt,

die eine einigermaßen vergleichbare Position innehatte, war 's-Hertogenbosch. Die Stadt kontrollierte ebenfalls ein sehr weiträumiges Umland. Aber ihre politische Macht war gering, da die Stadt in den sogenannten Generalitätsländern gelegen war, Gebiete, die die Republik während des Achtzigjährigen Krieges von Spanien erbeutete, und die direkt von den Generalstaaten aus Den Haag verwaltet wurden.

4 Städte und ihr Umland im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert wurde das System des Treidelns von Schiffen durch die Eisenbahn abgelöst. Eisenbahn und Landstraßen wurden nun durch das neue Königreich der Niederlande, welche 1813 entstanden bis 1830 auch Belgien umfasste, gefördert. Die Eisenbahn sorgte für eine noch größere Integration als die Treckschuten, da nun auch der hochgelegene diluviale östliche Teil der Niederlande in das Beförderungssystem einbezogen wurde. Früher fand hier die Beförderung überwiegend mit der Kutsche statt.

Das Eisenbahnnetz widerspiegelte das städtische Netzwerksystem. Alle zentralen Orte waren auf diese Weise untereinander verbunden, während ein Netz von Straßenbahnenlinien die Orte zweiten und dritten Ranges mit den regionalen Hauptstädten verband. Das Eisenbahnnetz ermöglichte weitere Spezialisierungen im Zusammenspiel mit ihrem Umland. Die Industrialisierung bot in diesem Zusammenhang neue Chancen. Viele niederländische Städte entwickelten innerhalb des sekundären und tertiären Sektors Aktivitäten, die eine Ausstrahlung auch auf ländliche Räume hatten. Anders als in England und Deutschland spielte das Umland dabei aber eine untergeordnete Rolle, da sich die meiste Industrie weiterhin auf die Städte konzentrierte. Es gab nur zwei Ausnahmen, die Region Twente und die Mitte der Provinz Nordbrabant, zwei Gebiete mit einer proto-industriellen Tradition. In Twente entstand auf der Basis der Baumwollverarbeitung eine Textilindustrie, was Enschede und Hengelo zu vollwertigen Städten heranwachsen ließ, wobei sich in Hengelo auch die Metallindustrie (Stork) entwickelte. In Nordbrabant weitete sich die Wollindustrie aus, was das Wachstum von Tilburg anregte. Eine dritte industrielle Entwicklung auf dem Lande fand im 20. Jahrhundert statt, als der Philipskonzern die Verstädterung von Eindhoven und einiger umliegender Dörfer bewirkte, während in Limburg Heerlen durch den Betrieb von Kohlenzechen zu einem multifunktionellen zentralen Ort heranwuchs.

Die meisten Städte behielten das Umland, das sie bereits in der Frühen Neuzeit erworben hatten, aber in vereinzelten Fällen fanden eingreifende Veränderungen statt. *Jan Buursink* hat analysiert, wie die Industrialisierung in zwei Regionen die städtische Hierarchie durchgreifend verändert hat (*Buursink* 1971). Das waren genau die hier oben genannten Regionen, wo die Industrialisierung zur Verstädterung einiger Landgemeinden führte. In Twente übernahmen Enschede und Hengelo einige der zentralen Funktionen, die früher im zentralen Ort Almelo lokalisiert gewesen waren. In Nordbrabant verlor 's-Hertogenbosch einige zentrale Funktionen an Tilburg, während im Westen der Provinz Breda ein eigenes Ergänzungsgebiet aufbaute und Eindhoven dasselbe im Osten der Provinz tat.

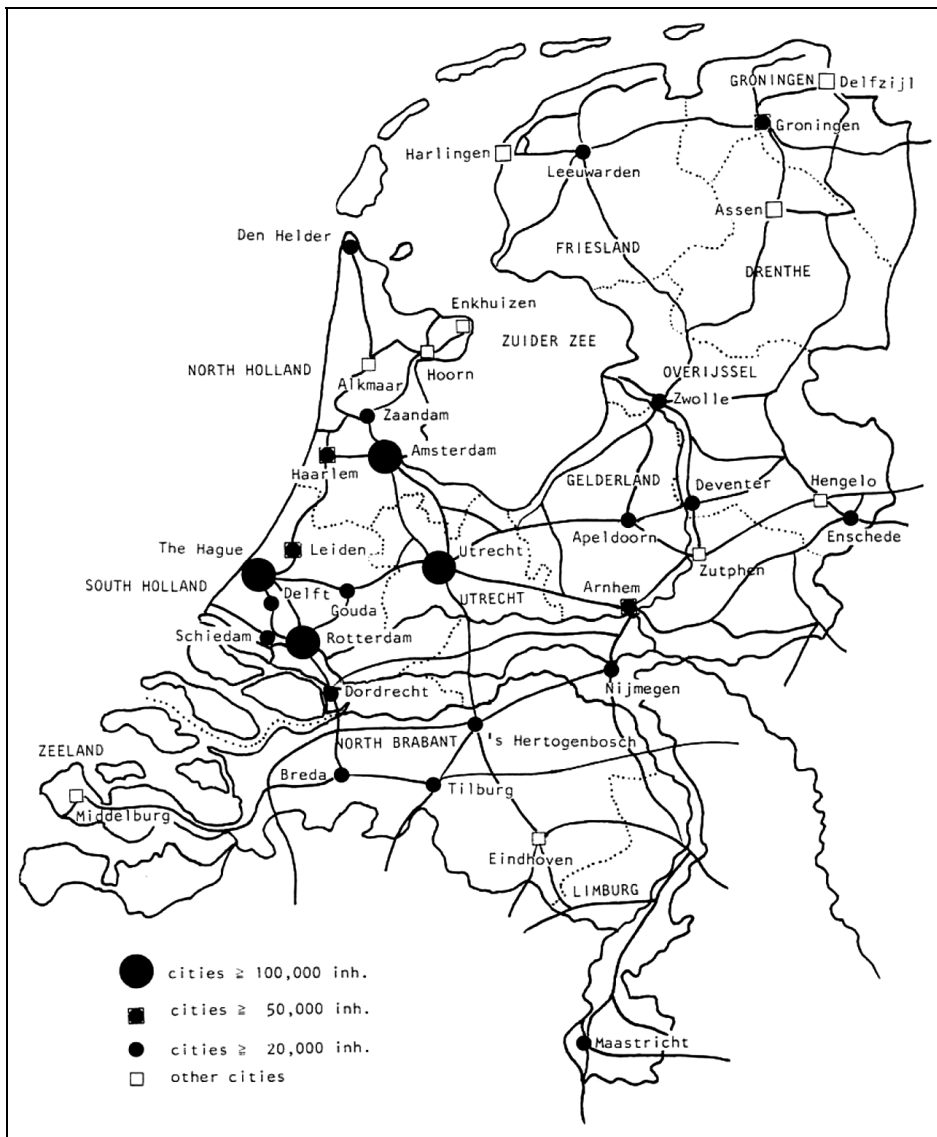


Abb. 2: Das Eisenbahnnetz 1900
Kooij 1994. S. 45

Sogar das allmächtige Groningen musste einen Teil seines Einflusses abgeben. Im agrarischen Umland dieser Stadt entstanden Industrien, die mit der Landwirtschaft verbunden waren: Kartoffelstärke, Strohpappe, Milch und Zucker, während die Torfgewinnung den Schiffsbau anregte. Natürlich versuchte die Stadt, oder besser gesagt, eine Gruppe von Einwohnern, weiterhin die Kontrolle über diese Industrien auszuüben, aber sie konnten nicht verhindern, dass einige Kerne von diesen neuen Entwicklungen profitierten. Das waren Veendam, das sehr zentral in

den sogenannten Moorkolonien lag, und Winschoten auf der Grenze von Moor und Lehm. *Jan Voerman* hat gezeigt, dass sich zu Ende des 19. Jahrhunderts das Migrationmuster veränderte (*Voerman* 2001). Bis zu dieser Zeit wurde in Teilschritten gewandert. Von kleinen Dörfern wanderte man über sekundäre Zentren wie Veendam und Winschoten nach Groningen, um von da aus in andere große Städte im städtischen Netzwerk zu ziehen – es ist dies das bekannte Muster von Van Ravenstein, das mit dem zentralen Ortsystem (*centrale plaatsen systeem*) kongruiert (*Ravenstein* 1885). Ab etwa 1900 wanderte man jedoch direkt von Winschoten nach Amsterdam und in andere Orte, was anzeigt, dass Winschoten damals einen eigenen Platz im städtischen Netzwerksystem zu erlangen wusste.

In meinem Artikel über periphere Städte gebe ich eine Gesamtübersicht der Stadt-Umlandbeziehungen um 1900, wobei die durch Hohenberg und Lees entwickelte Perspektive der regionalen Hauptstädte wie eine Drehscheibe zwischen dem städtischen Netzwerksystem und dem zentralen Ortsystem im Mittelpunkt steht (*Kooij* 1988).

5 Städte und ihr Umland im 20. Jahrhundert

Im 20. Jahrhundert waren die Veränderungen, die Industrie und Dienstleistungen in der urban-ruralen Landschaft durchführten, tiefgehender Art, obwohl sie nicht grundstürzend waren, denn die alten großen Städte behielten ihre Position an der Spitze der städtischen Hierarchie. Dies wird durch die Studien von *H. J. Keuning* und *Jean Claude Boyer* bestätigt (*Keuning* 1948, *Boyer* 1978). *Keuning* bezieht sich dabei auf das Jahr 1930, das Jahr, in dem die letzte Volkszählung vor dem Zweiten Weltkrieg durchgeführt wurde. Er ahmte die Vorgehensweise *Christallers* nach, indem er die Zahl unterschiedlicher Geschäfte aufnahm. Seine Resultate wurden unter anderem auf Karten wiedergegeben, auf denen Städte ersten, zweiten und dritten Ranges zu finden sind. Diese Rangordnung wurde vom Umfang und vom Charakter ihres Ergänzungsgebietes abgeleitet. Abbildung 3 zeigt eine solche Karte.

Sie illustriert, dass die meisten alten Städte ihre Position als regionale Hauptstadt zu sichern wussten. Die einzigen Neulinge waren Enschede, Tilburg und Eindhoven. Auch waren in Holland einige Städte, die einmal sehr wichtig waren, den großen Städten Amsterdam, Rotterdam und Den Haag untergeordnet worden. Dies war der Fall bei Haarlem, Leiden und Dordrecht; Delft ging sogar vollständig in Rotterdam auf.

Ferner zeigt diese Karte, dass manche Orte niedrigeren Ranges über die Konzentration von Funktionen des sekundären und tertiären Sektors versuchten, ein eigenes Ergänzungsgebiet aufzubauen. Das Ergänzungsgebiet von Winschoten zeichnet sich deutlich ab, während im Süden zu sehen ist, dass Heerlen Maastricht einen Teil des Ergänzungsgebiets »weggeschnappt« hat.

Jan Claude Boyer hat vergleichbare Analysen auf der Basis der Volkszählungen von 1960 und 1971 unternommen. Die Reichweite seiner Untersuchung war jedoch viel größer. Seine Dissertation, die mehr als 700 Seiten zählt, umfasst auch einen

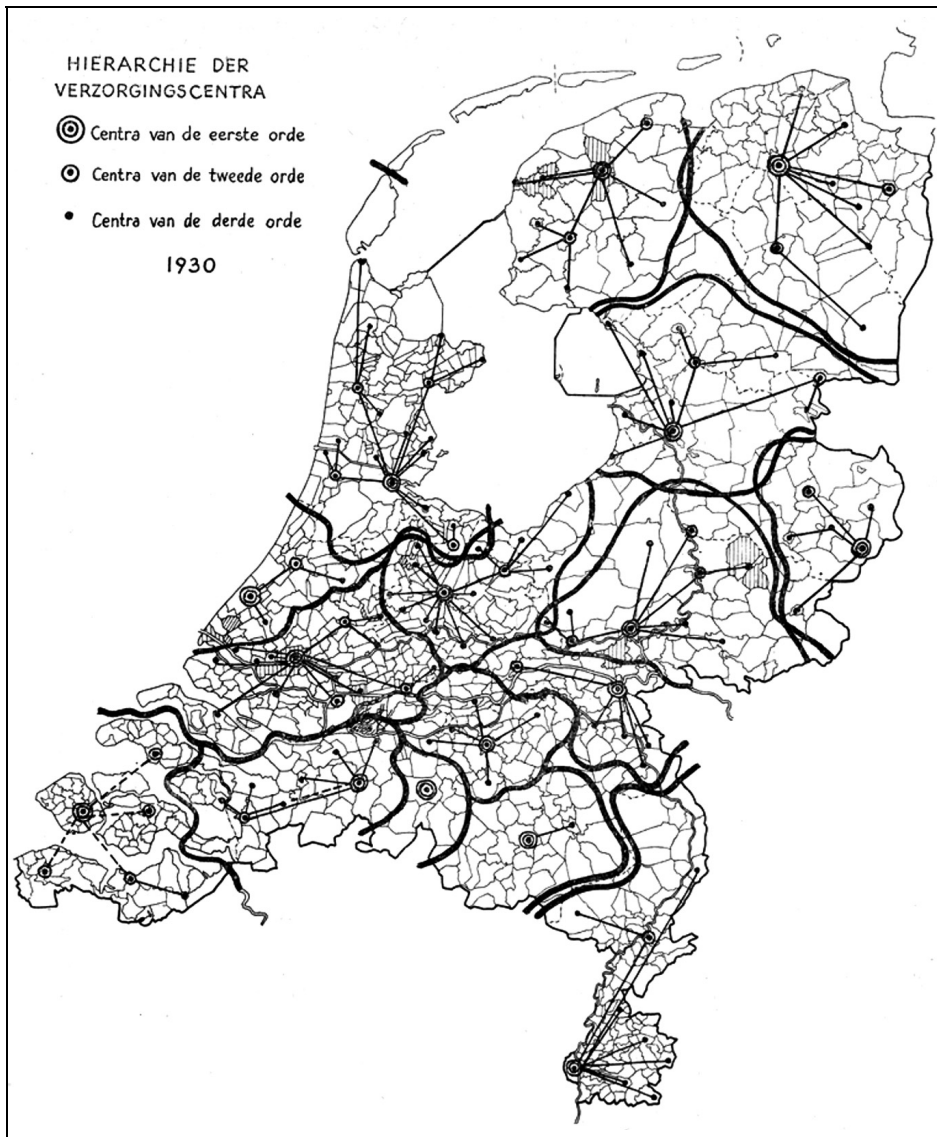


Abb. 3: *Ergänzungsgebiete*
nach H. J. Keuning (1948)

umfassenden historischen Teil. Obwohl er die Theorie *Christallers* als Ausgangspunkt nimmt, fokussiert er primär auf zentrale Funktionen und weniger auf zentrale Dienstleistungen, obwohl beide hinsichtlich ihrer zentralörtlichen Bedeutung selbstverständlich recht bedeutend sind. So untersucht er vor allem die Verteilung von Warenhäusern, Sparkassen, Fußballvereinen, Kulturzentren und etlichen anderen Einrichtungen des Dienstleistungssektors.

Seine wichtigste Schlussfolgerung daraus ist, dass das klassische hierarchische Modell *Christallers* mit seinem deutlichen Kontrast zwischen Stadt und Umland anno 1978 nur noch auf die peripheren Gebiete im Norden, Süden und Osten des Landes zutrifft. Im Westen und im Zentrum des Landes hat ein ungleichmäßiger Verstädterungsprozess stattgefunden, der durch polynodale Elemente gekennzeichnet wird und nur ein eingeschränktes hierarchisches Muster aufweist. Dieses Muster wandert langsam auch in Richtung Peripherie. *Boyer* schrieb sein Buch, bevor *Jan de Vries* sein Konzept des städtischen Netzwerksystems vorlegte; aber ich frage mich, ob dieses Konzept mehr System in die Komplexität des 20. Jahrhunderts gebracht hätte. Die Karte von *Keuning* sieht zwar auf den ersten Blick etwas primitiv aus, ist tatsächlich jedoch sehr komplex. *Boyer* versuchte dagegen nicht einmal mehr, eine Karte zu entwerfen, denn die Suburbanisierung und die damit verbundene Mobilität machten die Verhältnisse äußerst diffizil. Und schließlich fertigten auch Geographen bald keine Karten mehr an, die die Stadt-Umlandbeziehung für das ganze Land wiedergaben. Man spricht vielmehr nur noch von einer metropolitanen Landschaft und fokussiert auf spezifische Teile, wie das stark urbanisierte Gebiet im Westen der Niederlande, die *Randstad* (der Ballungsraum), die sich wie ein Ring um das Grüne Herz schließt, ein ländliches Gebiet, das mit dem verstädterten Räumen eine mühsame Symbiose aufrecht erhält. (*Musterd u. De Pater* 1994; *Kooij u. van de Laar* 2002; *Kooij* 2005). Auch wurden, zum ersten Mal schon 1947, Klassifikationen von Gemeinden gemacht, mittels derer anhand von Berufszählungsdaten Urbanität und Ländlichkeit gemessen wurden (CBS 1947). Seit kurzem stehen auf örtlicher Ebene die Angaben dieser Berufszählungsdaten digital zur Verfügung und zeigen, dass es bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg sehr schwierig war, eine scharfe Grenze zwischen Stadt und Umland zu ziehen (*Kooij* 2007). Beinahe alle Berufe kamen sowohl in Städten als auch in Dörfern vor, wenn sich natürlich deren Zahl je nach Siedlungstyp unterschied. Aber selbst in den kleinsten Dörfern gab es Autoschlosser und Beamte. Deshalb ist es sehr schwierig geworden, aufgrund von Berufsdaten Stadt-Umlandbeziehungen zu konstruieren.

6 Die kulturelle Dimension der Stadt-Umlandbeziehungen in der Moderne

Die Suburbanisierung, worauf hier oben schon verwiesen wurde, bringt uns auf die Spur der kulturellen Aspekte der Stadt-Umlandbeziehung. Etwa um 1900 entstand eine neue Betrachtungsweise über die Natur, die ich natur-emphatisch nennen möchte (*Kooij* 1999). Eine zunehmende Anzahl Menschen wollte ein engeres Band mit der Natur eingehen, indem sie diese nun überhaupt wahrnahm und sich auf die Suche nach der lebendigen Natur begab. Dies hatte mit der Industrialisierung und Urbanisierung zu tun, die in der Perzeption dieser Menschen so schnell voranging, dass die letzten Reste der Natur bedroht wurden. Was noch übrig war, musste geschützt werden.

Diese Naturanschauung brachte Schutzprogramme hervor – und kann als eine neue Phase städtischer Einmischung ins Umland gesehen werden! Bis dahin war

das Umland, als städtisches Umland vor allem in städtische Produktions- und Konsumprozesse inkorporiert gewesen. Auch war das Umland bereits seit dem 17. Jahrhundert von Städtern genutzt worden, um den überfüllten und schmutzigen Städten zu entfliehen. Vor allem in den holländischen Dünen und entlang der Vechte waren auf diese Weise viele Landhäuser entstanden. Anfangs hatten diese Gärten konventioneller Art, um einen kultivierten Ausgleich zu dem doch etwas öden Land zu bieten. Nach und nach wurde aber der englische Landschaftsstil eingeführt, der mit einer arkadisch paradiesischen Auffassung über die Natur einherging. Dieser Landschaftsstil arbeitete mit Metaphern: ein Teich vor einem See, eine Baumgruppe vor einem Wald, ein Hügel vor einem Berg, kurzum kultivierte, gezähmte Natur.

Auch aus dieser natur-emphatischen Betrachtungsweise heraus wurde die Stadt-Umlandbeziehung neu formuliert. Das Umland erhielt nun eine positivere Konnotation und brauchte nicht erst kultiviert zu werden, bevor es geschätzt wurde. Nun fand man gerade, dass dort Werte zu finden waren, die in der Stadt verloren gegangen waren. Manchmal wurden diese als Naturwerte umschrieben, aber oft wurden sie auch allgemeiner formuliert. Die Literatur über dieses Thema ist für die Niederlande noch nicht sehr umfangreich, aber *Mary Kemperink* legt einige treffende Beobachtungen über die Stadt-Umlandbeziehung vor, wie sie sich in der niederländischen Literatur um etwa 1900 finden (*Kemperink* 2001). Sie stellt fest, dass damals das Image der Städte sehr negativ war und das des Umlandes ziemlich positiv.

Aber diese positive Betrachtungsweise wurde aus den Städten heraus formuliert, und in den Städten wurden Naturschutzorganisationen gegründet, die zum Kauf von Naturgebieten übergingen, die übrigens meistens nicht in der direkten Umgebung der Stadt lagen, in der die Organisation niedergelassen war. Das Umland wurde innerhalb der kulturellen Domäne damit eine Art Hinterland im allgemeinen Sinne, beinahe ein virtueller Garten hinter dem Haus.

Aber ist es für die Moderne jetzt auch noch möglich, in der kulturellen Atmosphäre direkte Abhängigkeitsbeziehungen zu finden? Aus Sicht des Umlandes ist das nicht so schwierig. Beispielsweise kann nach der Rekrutierung von Schülern durch städtische Schulen oder nach der Nutzung städtischer Kulturzentren durch Bewohner des umringenden ländlichen Gebietes gefragt werden, oder nach der Verbreitung städtischer Auffassungen. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Untersuchung nach der regionalen Verteilung der Einstellungen zur Geburtenregelung. Für die Provinzen Limburg, Groningen und Utrecht wurde z. B. festgestellt, dass die Akzeptanz der Familienplanung zum ersten Mal um 1900 in den Städten aufkam und sich von dort in das Umland ausbreitete (*Engelen* 1987; *Hillebrand* 1991). Migranten, die von der Stadt aufs Land zurückkehrten, spielten dabei eine Vorbildrolle, indem sie ihre Familien klein hielten.

Im Rahmen der Zielsetzung dieses Artikels ist jedoch erwünscht, die Analyse auch umzudrehen und nicht primär das kulturelle Interesse der Stadt am Umland, sondern das des Umlandes an der Stadt zu betrachten. Dann zeichnet sich neben der »Naturkolonisation« ein zweiter Blickwinkel ab, der des kulturellen Erbes. Das Umland ist voll von Artefakten, die Dienstbarkeiten gegenüber der Stadt symbo-

lisieren. Um nur einige Beispiele zu nennen: Relaisstationen, wo der Städter sein Pferd wechseln konnte, Sanatorien, in denen der Städter sich von TBC erholen konnte, Schöpfwerke, die die Stadt trocken hielten, ausgeschilderte Fahrradwege, die den Städtern eine Route in die lebendige Natur boten, Forts und Schlösser, die die potentiellen Stadteroberer zurückhielten, alte Brücken und Straßenbahn-
deiche, die die inter-städtische Kommunikation darstellten oder Aussichtspunkte als Pendants zu den Kirchtürmen, um den Städtern eine neue Aussicht zu bieten (Kooij 2003). Teilweise beziehen sie sich auf bestimmte Städte und sind damit ein Beispiel einer direkten Abhängigkeitsbeziehung, aber mindestens ebenso oft sind sie mit Städten im Allgemeinen verbunden. Die erhöhte Mobilität, worauf im vorigen Paragraph verwiesen wurde, hatte also auch Auswirkungen auf die kulturellen Beziehungen von Städten und ihrem Umland.

7 Schlussbemerkung

Das Ziel dieses Beitrages war, eine Übersicht über die Methoden und Ansätze zu geben, mit denen niederländische Historiographie Stadt-Umlandbeziehungen untersuchte. Dabei ist eine große Breite an Zugängen zum Vorschein gekommen. Das ist nicht weiter verwunderlich, da eine Stadt nicht umsonst als multifunktionaler Ort definiert wird. Und im Rahmen all dieser Funktionen sind spezifische Abhängigkeitsbeziehungen zu formulieren. Dass damit auch das Umland immer multifunktionalere Konturen bekommt, wird durch neue Forschungen immer wieder aufs Neue bestätigt.

Literatuur

- Aten, Diederik*: >Als het gewelt comt.< Politiek en economie in Holland benoorden het IJ 1500–1800. – Hilversum 1995.
- Baart, J. M. u. a.*: De Hollandse stad in de dertiende eeuw. – Zutphen 1988.
- Boer, D. E. H. de*: De verhouding Leiden-Rijnland 1365–1414. Veranderingen in een relatie. – In: *Economisch en Sociaalhistorisch Jaarboek* 38, 1975, S. 48–72.
- Broek, Jan van den*: Groningen, een stad apart. Over het verleden van een eigenzinnige stad. – Assen 2007.
- Boyer, Jean Claude*: l'Evolution de l'organisation urbaine des Pays Bas. – Lille u. Paris 1978.
- Buursink, Jan*: Centraliteit en hiërarchie. – Assen 1971.
- Christaller, Walter*: Die zentralen Orte in Süddeutschland. – Jena 1933.
- C.B.S.: Typologie van de Nederlandse bevolking naar urbanisatiegraad. – Den Haag 1947.
- Dyos, H. J. [Hrsg.]*: The study of urban history. – London 1968.
- Engelen, Th. L. M.*: Fertiliteit, arbeid, mentaliteit. De vruchtbaarheidsdaling in Nederlands Limburg 1850–1960. – Assen u. Maastricht 1987.
- Formisma, W. J. [Hrsg.]*: Historie van Groningen. Stad en land. – Groningen 1976.
- Henderikx, Peter*: Graaf en stad in Holland en Zeeland in de twaalfde en vroege dertiende eeuw. – In: *Rutte, Reinout u. Engen, Hildo van [Hrsg.]*: Stadswording in de Nederlanden: op zoek naar een overzicht. Hilversum 2005, S. 47–63.
- Hart, Marjolein 't*: Town and country in the Dutch Republic. – In: *Epstein, S. R. [Hrsg.]*: Town and country in Europe 1300–1800. Cambridge 2001, S. 80–106.
- Hillebrand, J. H. A.*: Van motivatie tot acceptatie. Een onderzoek naar de daling van de vruchtbaarheid in de provincies Utrecht en Groningen, 1879–1960. – Nijmegen 1991.
- Hohenberg, Paul u. Lees, Lynn Hollen*: The making of urban Europe 1000–1950. – Cambridge Mass 1985.
- Hoppenbrouwers, Peter*: Town and country in Holland 1300–1550. – In: *Epstein, S. R. [Hrsg.]*: Town and country in Europe 1300–1800. Cambridge 2001, S. 54–80.
- Jappe Alberts, W.*: Geschiedenis van de beide Limburgen. – Assen 1972.
- Kemperink, Mary*: Het verloren paradijs. De literatuur en de cultuur van het Nederlandse fin de siècle. – Amsterdam 2001.
- Keuning, H. J.*: Proeve van een economische hiërarchie van de Nederlandse steden. – In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 39, 1948, S. 566–582.
- Kooij, Pim*: Peripheral cities and their regions in the Dutch urban system until 1900. – In: *The Journal of Economic History* 48, 1988, S. 357–371.
- Kooij, Pim*: Groningen: central place and peripheral city. – In: *Kooij, P. u. Pellenbarg, P. [Hrsg.]*: Regional capitals. Past, present, prospects. Assen 1994, S. 37–63.
- Kooij, Pim*: Mythen van de groene ruimte. – Wageningen 1999.
- Kooij, Pim u. Laar, Paul van de*: The Randstad conurbation. A floating metropolis in the Dutch delta. – In: *Dijk, H. van [Hrsg.]*: The European Metropolis 1920–2000. Internet 2002, <http://hdl.handle.net/1765/1028>.
- Kooij, Pim*: Het Nederlandse platteland in de greep van de stad. – In: *M.A.W. Gerding [Hrsg.]*: Belvedere en de geschiedenis van de groene ruimte. Groningen u. Wageningen 2003, S. 139–165.
- Kooij, Pim*: Hoe ons Nederland een groen hart kreeg en het ook weer verloor. – In: *Bijdragen en mededelingen betreffende de geschiedenis der Nederlanden* 121, 2006, S. 753–770.

- Kooij, Pim*: Stad en platteland in de uitkomsten der Nederlandse volkstellingen. – In: *Boonstra, O. W.A., u.a.*: Twee eeuwen Nederland geteld. Onderzoek met de digitale volks-, beroeps-, en woningtellingen 1795–2001. Den Haag 2007, S. 259–273.
- Lesger, Clé M.*: Hiërarchie en spreiding van regionale verzorgingscentra. Het centrale plaatsensysteem in Holland benoorden het IJ omstreeks 1800. – In: *Tijdschrift voor Sociale Geschiedenis* 16, 1990a, S. 28–149.
- Lesger, Clé M.*: Hoorn als stedelijk knooppunt. – Hilversum 1990b.
- Musterd, Sako u. Pater, Ben de*: Randstad Holland: internationaal, regionaal, lokaal. – Assen 1992.
- Nicholas, D. M.*: Town and countryside. Social, economic and political tensions in fourteenth century Flanders. – Brugge 1971.
- Ravenstein, E. G.*: The laws of migration. – In: *Journal of the Statistical Society* 48, 1885, S. 167–227; 52, 1889, S. 214–301.
- Renes, Hans*: De stad in het landschap. – In: *Rutte, Reinout u. Engen, Hildo van [Hrsg.]*: Stadswording in de Nederlanden: op zoek naar een overzicht. Hilversum 2005, S. 15–47.
- Rutte, Reinout*: Stedenpolitiek en stadsplanning in de Lage Landen. – Zutphen 2002.
- Rutte, Reinout u. Engen, Hildo van [Hrsg.]*: Stadswording in de Nederlanden: op zoek naar een overzicht. – Hilversum 2005
- Schroor, Meindert*: Leeuwarden tussen middeleeuwen en nieuwe tijd. – In: *Kunst, R. [Hrsg.]*: Leeuwarden 750–2000. Hoofdstad van Friesland. Franeker 1999, S. 78–110.
- Voerman, Jan F.*: Verstedelijking en migratie in het Oost-Groningse veengebied 1800–1940. – Assen 2001.
- Vries, Jan de*: Barges and capitalism. Passenger transportation in the Dutch Republic 1632–1839. – In: *AAG-Bijdragen* 21, 1978, S. 33–399.
- Vries, Jan de*: European urbanization 1500–1800. – London 1984.

Thomas Küntzel

Quedlinburg und sein Umland

Siedlungsforschung für das OSCAR-Projekt
der Hochschule Anhalt (FH)¹

Mit 10 Abbildungen

Die digitale Dokumentation der Ausgrabungen in der Wüstung Marsleben wurde von Juni 2007 bis September 2008 im Projekt »OSCAR« (»Open Settlement Communication and Research Platform«) an der Hochschule Anhalt (FH) in Dessau für die Rekonstruktion und multimediale Präsentation aufbereitet. Im folgenden Bericht geht es um die begleitenden Recherchen zur mittelalterlichen Kulturlandschaftsentwicklung im Umland der Weltkulturerbestadt Quedlinburg. Der Fokus ist dabei auf zwei Zeitschichten im hohen und im späten Mittelalter gerichtet. Im Hochmittelalter ist die Blütezeit des Siedlungsraumes um Quedlinburg anzusetzen. Die Grabungsergebnisse auf der Trasse der Bundesstraße 6 (neu), die über mehrere Wüstungen hinwegführte, vermitteln ein differenziertes Bild ländlicher Siedlungen in dieser Epoche (*Meller u. Dresely* 2006; *Küntzel* 2008; *Baumeier* 2008). Im 15. Jahrhundert folgt eine Wüstungs- und Krisenzeit. Für diesen Umbruch kann man anhand von historischen Quellen und einer Bevölkerungsstatistik eine gezielt betriebene Auflösung der Dörfer um Quedlinburg erschließen.

Das Umland von Quedlinburg verdient sowohl forschungsgeschichtlich wie vom vorhandenen Quellenmaterial her Aufmerksamkeit: Durch die Untersuchungen des Bürgermeisters *Gustav Brecht*, dem Nestor der Historischen Landeskunde von Sachsen-Anhalt, geriet es schon früh in den Fokus der Wüstungsforschung (*Brecht* 1869; *Grosse u. Walther* 1926; *Reischel* 1925, S. 344). Zudem liegt durch das Reichsstift mit seinem sorgfältig geführten Archiv eine umfangreiche Urkundenüberlieferung vor (*Erath* 1764), die bereits 1997 für das »Historische Inventar für die Feldmark von Quedlinburg« von *A. Gude*, *M. Scheffel* und *M. Hardt* auf die Wüstungen hin ausgewertet wurde. Im »Historischen Inventar« sind datenbankartig wichtige Informationen zu historischen Plätzen erfasst worden, um eine Grundlage für weitere archäologische und historische Analysen zu bekommen. Die

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

Urkundenbücher der Stadt Quedlinburg, des Domstifts Halberstadt und die Anhaltischen Urkunden sind hierbei nur am Rande hinzugezogen worden, enthalten aber weiteres wertvolles Material (UB Halberstadt (Hochst.) I, IV; UB Quedlinburg, Stadt I). Letztere reichen allerdings nur bis 1400 bzw. zum Anfang des 15. Jahrhunderts, geben also nur bedingt Aufschluss über den eigentlichen Wüstungsprozess. Erschwert wird die Auswertung durch Orte mit gleichem Namen, bei denen die Zuweisung der Quellenbelege nur bedingt möglich ist, etwa die drei »Wedderstedts« (Groß W., Klein W. und Hohen W., außerdem Ober-Wiederstedt bei Hettstedt mit Kloster Wiederstedt), +Zehlingen, +Zehringen und Zilly oder Osmarsleben und +Asmarsleben. Andere, wie +Campe zwischen Quedlinburg und Harsleben, +Ergerfeld bei Neinstedt oder +Rode bei Ditfurt tauchen nur selten in den Quellen auf und sind mit reinen Flurbezeichnungen zu verwechseln. Ergerfeld galt z.B. bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts nur als Teil der Feldmark von Knüppelrode, das aber seinerseits schon wüst gelegen haben dürfte. Die Erinnerung an den Ort Ergerfeld war damals völlig verblasst, weshalb dessen Verödung weit zurück gelegen haben dürfte. »Frevel« zwischen Halberstadt und Wegeleben gilt gemeinhin als bloßer Gerichtsplatz, aber 1382 werden Hufen im Feld von »Groß-Frevel« erwähnt, gleichsam, als wäre es ein Dorf gewesen. Unklar ist auch die Frage, ob es neben »Campe« noch einen weiteren Ort, »Camperode« gab, oder ob es sich um eine einzige Siedlung gehandelt hat. Das Servatiusstift besaß überdies im Eichsfeld bei Duderstadt (Wehnde/ Brehmen) weiteren Besitz in einer Wüstung Campe (*Freiherr von Wintzingeroda-Knorr* 1903, S. 166 ff.). Wichtige Hinweise zur Existenz von Siedlungen geben in diesem Kontext verschiedene Belehnungsurkunden des 15. und 16. Jahrhunderts, in denen die Orte aufgezählt werden, etwa die Belehnung der wettinischen Herzöge mit der Quedlinburger Vogtei 1479 oder des Quedlinburger Rates mit dem stiftischen Marschallamt von 1517. Allerdings wird hier nicht zwischen bestehenden Orten und Wüstungen unterschieden. Nur für einen Teil der Orte liegen direkte Hinweise auf den Zeitpunkt des Wüstfallens vor, etwa Marsleben und Sülten (1400 oder wenig vorher), Ballersleben (um 1400), Klein Orden (1466), Quarmbeck (1426) oder Sallersleben (1379). In der Schlichtungsurkunde zum Streit um die Vogtei Quedlinburg zwischen dem Halberstädter Bischof Albrecht von Braunschweig und den Grafen von Regenstein vom Juli bzw. November 1351 erscheinen die Orte noch eindeutig als besetzte Dörfer; von Wüstungserscheinungen ist in der Quelle nicht die Rede.

Die Lage und Ausdehnung vieler Wüstungen war bis zur Verkoppelung (Separation) im 19. Jahrhundert durch den Verlauf von Flurgrenzen, durch besondere Gartenparzellen und andere Anomalien im Zuschnitt des Ackerlandes ablesbar. Der Wert dieser Quelle wurde noch während der Verkoppelung vom Quedlinburger Bürgermeister Gustav Brecht erkannt und auf seine Anregung hin ab 1882 systematisch für ganz Anhalt erschlossen, indem man die mutmaßlichen Wüstungsstellen auf Messtischblätter im Maßstab 1:25 000 übertrug (*Reischel* 1925, S. 344 f.), außerdem Flurnamen, Altwege, Landwehren und Gerichtsplätze notierte. *Gustav Brecht* begann auch schon damit, die Hinweise auf Ortsstellen mit »archäologischen« Mitteln zu untermauern, etwa durch Grabungen an der ehemaligen Dorfkirche von Groß Orden (1878, *Bode* 1880; vgl. *Brecht* 1869). Groß Orden war

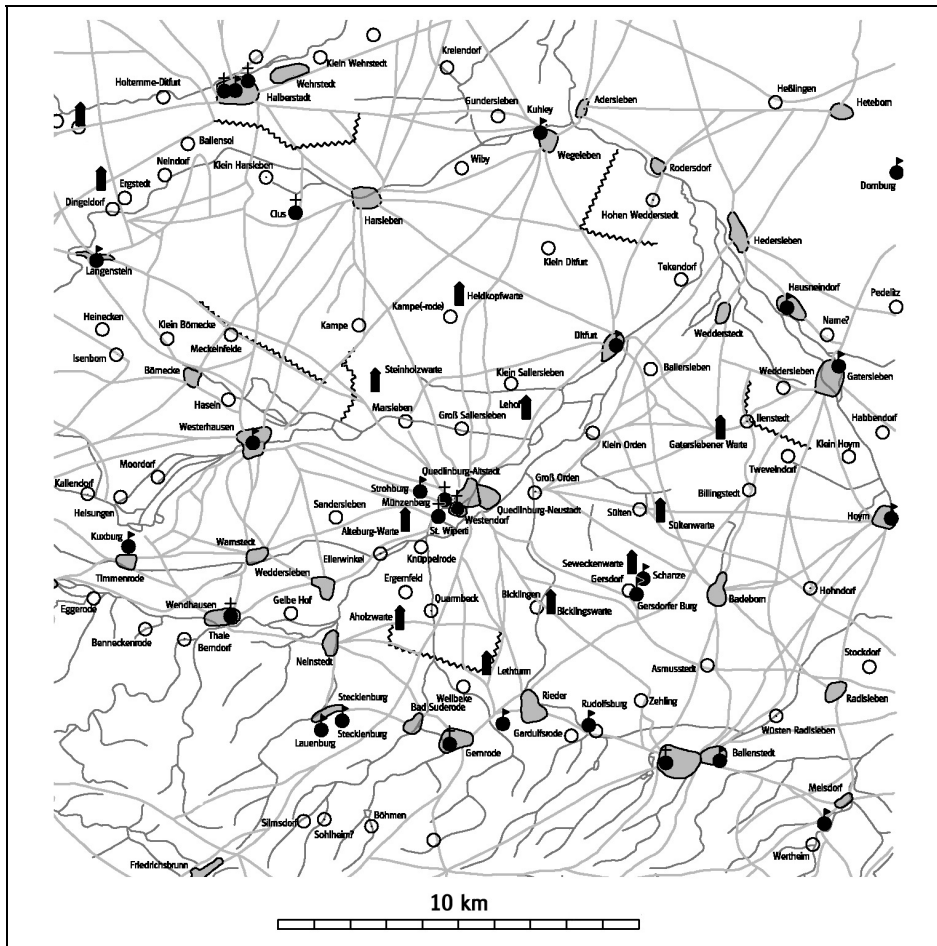


Abb. 1: Das historische Umland von Quedlinburg. Grau: bestehende Orte; leere Kreise: Wüstungen; schwarze Linien: Wasserläufe; graue Linien: historische Wegezüge
Verfasser

jedoch insofern ein Sonderfall, als sich der Ortsgrundriss hier besonders deutlich in den »Höfchen«, also den als Gartenland genutzten ehemaligen Hofstellen erhalten hatte (Abb. 2). Bei abgelegeneren Siedlungen verwischten sich die Spuren schneller. Es kann sogar vorkommen, dass die eigentliche Siedlungsstelle außerhalb des auf der Wüstungskarte eingetragenen Platzes lag, etwa bei Campe (Camperode, eigene Begehung des Verfassers). Andere offene Fragen bedürfen noch der Überprüfung: So existieren für die Wüstung Gersdorf zwei potentielle Siedlungsplätze, ebenso für Bicklingen.

Demzufolge ist es unabdingbar, die historischen Quellen durch archäologische Forschungen zu ergänzen. Auch hier erfolgten in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten umfangreiche Vorarbeiten. Die Kreisarchäologen Aurelia Dickers und

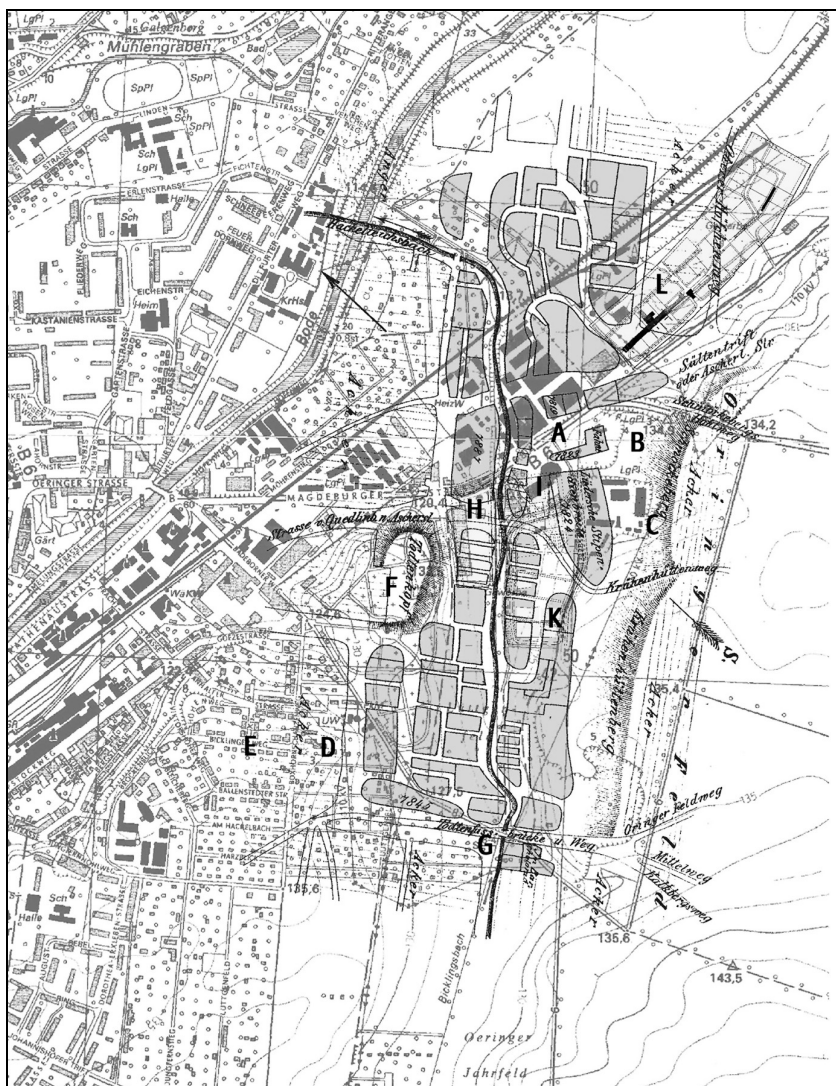


Abb. 2: Die Wüstung Groß Orden östlich von Quedlinburg. Projektion der Umzeichnung der Separationskarte von Gustav Brecht in die aktuelle topographische Karte mit Eintragung wichtiger Fundstellen und Grabungsgebiete

A: Lage der Kirche;

B: Gräberfeld auf dem Schmökeberg, C: Gräberfeld auf dem Krähenhüttenberg,

D: Gräberfeld an der Bockshornschanze, E: Gräberfeld am Bicklinger Weg,

F: Urnenfelder auf dem Totenkopf, G: Standort der Kapelle St. Bartholomäus,

H: Grabungsareal 1992/93, I: Grabungen B. Schmidt u. H. G. Schiffer 1983,

K: Grabungen W. Holtmann, M. Sailer u. a. 1994ff. Bicklingsweg,

L: Grabungen W. Holtmann, M. Sailer, A. Dickers, O. Schlegel u. a. 1994ff. entlang des Gewerbegebiets Magdeburger Straße

Verfasser auf der Grundlage der topographischen Karte 1:10.000,

Blätter M-32-11-C-1-b und M-32-11-C-b-3, von Brecht 1869 sowie Sailer 1997

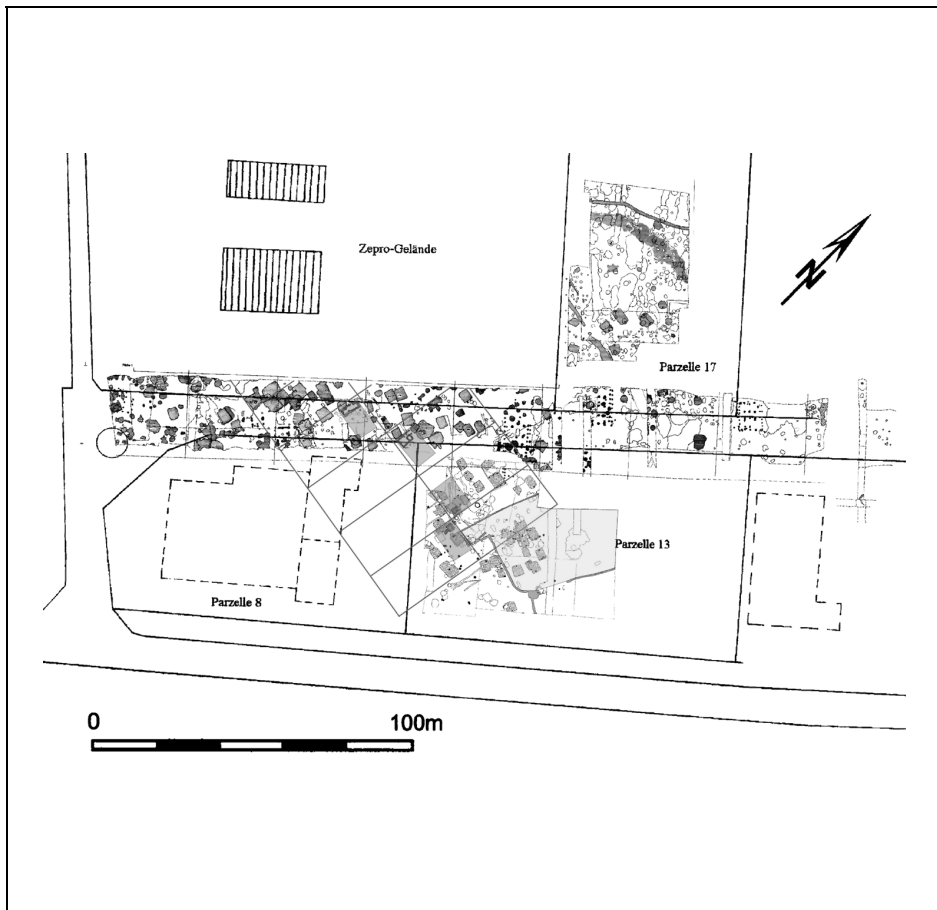


Abb. 3: Gesamt-Grabungsplan Magdeburger Straße, erstellt aus einem Übersichtsplan und Detailplänen der Grabungen ab 1994 (nach M. Sailer 1997, Schlegel 2002 u.a.), mit einem hypothetischen Parzellenschema, basierend auf der Lage spätmittelalterlicher Keller (graue Linien) und einer möglichen frühmittelalterlichen Parzelle (hellgrau, nach O. Schlegel 2002)

Verfasser, erstellt aus Plänen bei Sailer 1997, Schlegel u. Sonntag 2002 und im Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Halle

Oliver Schlegel, etliche, projektbezogen tätige Archäologen und ehrenamtliche Denkmalpfleger führten zahlreiche Sondagen und größere Grabungen durch, etwa in den Wüstungen Groß Orden und Ballersleben (Abb. 2–4, 6ff., Sailer 1997; Holtmann 1994; Rienäcker u. Jörke 1994; Dickers u. Krause 1996; Dickers u. Dresely 1999; Schlegel 2004). Die Grabungsmaßnahmen sind 1997 von Bernhard Schroth in einer Datenbank, dem »Archäologischen Inventar der Feldmark von Quedlinburg« zusammengestellt worden. Gezielte Flurbegehungen, wie sie in anderen Gebieten durchgeführt wurden (etwa durch H.-G. Stephan auf den Wüstungen im Ober-

weserraum oder durch *K. Grote* um den Seeburger See bei Göttingen) erfolgten bisher nicht. Bei vielen Wüstungen liegen deshalb nur wenige oder gar keine Funde vor, die eine nähere Aussage über Lage und Ausdehnung, vielleicht gar die Besiedlungsdauer gestatten würden. Neue Perspektiven eröffnen hier Begehungen mit einer Metallsonde, wie sie ab 2007 durch den ehrenamtlichen Mitarbeiter *Thomas Vogt* auf verschiedenen Wüstungsplätzen im Halberstädter Raum erfolgten. Die lagegenaue Aufmessung der Funde verlangt aber einen gewissen zeitlichen Aufwand; daher steht dieses Vorhaben noch am Anfang.

Eine völlig neue wissenschaftliche Qualität und Fund-Quantität erreichten die Ausgrabungen des Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie, die auf der Trasse der neuen Bundesstraße 6 unter Leitung von *Veit Dresely* stattfanden. Dabei sind im Landkreis Quedlinburg (jetzt Harzkreis) bzw. im benachbarten Landkreis Aschersleben-Staßfurt drei Wüstungen angeschnitten worden: Marsleben, Klein Orden und Klein Hoym (*Meller u. Dresely* 2006). Mehrere weitere Orte konnten zuvor im ehemaligen Landkreis Wernigerode untersucht werden: Hinzingerode, Nienrode und eine Wüstung unbekannten Namens bei Heimburg (*Brauer* 2005; *Schürger* 2005; *Schürger* 2006). Die Anzahl der mittelalterlichen Funde allein aus dem Bereich der Wüstung Marsleben beträgt etwa 65 000, die Zahl der mittelalterlichen Befunde knapp 1.500; hinzu kommen etliche undatierte Befunde, die nur aus dem Kontext heraus dem Mittelalter zugewiesen werden können. Eine erste Sichtung der Funde erfolgte noch während der Grabungen; Rekonstruktionen einzelner Gebäude wurden 2006/07 in einem interdisziplinären Kooperationsseminar der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg erarbeitet (Prof. *Hans-Georg Stephan*, Dr. *Thomas Küntzel*) und der Hochschule Anhalt (Prof. *Claus Dießenbacher*, Dipl.-Ing. *Stefan Baumeier*).

(1)

Marsleben, Klein und Groß Orden gehörten zu einem Kranz von Orten um die Stadt Quedlinburg, die bzw. deren Abgaben die Gründungsausstattung des Reichsstifts St. Servatii in Quedlinburg bildeten, das 936 von Kaiser Otto I. gegründet worden war (Abb. 1, *Weirauch* 1937, S. 119f.). In den Jahrzehnten nach der Gründung des Servatiusstiftes erhielt dieses noch weitere Dörfer übertragen, andere gehörten ihm zugeordneten Klöstern und Stiften, wie dem Wipertistift, dem Kloster St. Marien auf dem Münzenberg oder Kloster Wendhusen (Thale). Marsleben war Ende des 8. Jahrhunderts als Schenkung des Grafen Hessi an das Kloster Fulda gelangt, kam dann in die Hände der Liudolfinger und gehörte schließlich zur Pfalzkapelle St. Jakob, dem späteren Wipertistift (*Leopold* 1995; *Reuling* 1996, S. 189ff.; vgl. *Wozniak* 2005, S. 12ff.). Das Patronat über die Peterskirche blieb bis zum Wüstfallen beim Wipertistift. Über den Zehnten verfügte das Servatiusstift auf dem Schlossberg, außerdem über einen Meierhof (allodium). Der Zehnt kam im 13. Jahrhundert als Lehen an die Grafen von Regenstein.

Im Laufe des 13. bis 15. Jahrhunderts bemühten sich die Äbtissinnen, den Zehnten und die Vogtei in den Orten um Quedlinburg an sich zu bringen, so dass

sie schließlich über ein geschlossenes Territorium im Bereich der Stadtfeldmark verfügten. Von den ungefähr einem bis anderthalb Dutzend Ortschaften, die im 10.–12. Jahrhundert in diesem Gebiet existierten, blieb nur Dittfurt bis heute bestehen. Die übrigen Dörfer fielen im 14./15. Jahrhundert wüst. Dieser Vorgang ist an sich nichts besonderes, gehört das Harzvorland doch mit einem Wüstungsquotient von 60–70 % zu den Hauptbetroffenen des spätmittelalterlichen Wüstungsprozesses (*Falke* 2005; *Reischel* 1926; *Brecht* 1882; *Schymalla* 1987; *Ebeling* 2003). Die meisten dieser Orte bestanden bis um 1400 und wurden im Laufe des 15. Jahrhunderts aufgegeben. Dem klassischen Wüstungsmodell von *Wilhelm Abel* gemäß wurde die Verödung der Dörfer durch die große Pestwelle ausgelöst. Als Folge des Bevölkerungsrückgangs sanken die Preise für Getreide, während der Wert der menschlichen Arbeitskraft stieg. Die Landbevölkerung zog daher in die attraktiveren, weil lukrativeren Städte.

Die »Umsiedlungstheorie« erhält durch neue Forschungen des Historikers *Thomas Wozniak* aus Quedlinburg, der das dortige Stadtbuch auswertete, eine ganz neue Grundlage. Er ermittelte die Bevölkerungsentwicklung der Stadt vom frühen 14. bis in das späte 19. Jahrhundert. Demnach stieg die Bürgerzahl von etwa 700 Personen (Haushaltsvorständen) um 1310 bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts auf das anderthalbfache an (1065 Bürger, *Wozniak* 2009, S. 101). Danach sinkt der Wert allmählich wieder ab. Ein Einbruch der Einwohnerzahl im 14./15. Jahrhundert ist daraus nicht ablesbar, eher im Gegenteil. Entweder waren die Menschenverluste durch die Pest tatsächlich relativ gering, oder sie wurden durch den Zuzug der Bewohner umliegender Ortschaften ausgeglichen. Erst ab der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts deuten sich anscheinend Bevölkerungsverluste in der Folge neuer Pestwellen an. Ende des 15. Jahrhunderts kam es kurzfristig zu einem drastischen Bevölkerungsrückgang, während der Level von 1500 sich im 16. Jahrhundert zunächst hält und dann um 1520 auf einen deutlich niedrigeren Stand absinkt (auf ein ähnliches Niveau wie zu Beginn des Spätmittelalters).

Nimmt man an, dass der Anstieg der Einwohnerzahl Quedlinburgs im 15. Jahrhundert durch die Zuzug der umliegenden Landbevölkerung erfolgte, kann man von der absoluten Zahl des Zuwachses – 360 Bürger – auf die Einwohnerschaft von mindestens sechs Dörfern schließen (*Thomas Wozniak*). Nachdem die meisten Dörfer um Quedlinburg verlassen waren, konnten die weiterhin auftretenden Defizite in der demographischen Entwicklung der Stadt nicht mehr durch Zuzug seitens der Landbevölkerung ausgeglichen werden, und die Einwohnerzahl sank – dies ist die Entwicklung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der niedrige Stand der Bürgerzahlen im späteren 16. Jahrhundert wird durch eine Quelle beleuchtet, die weiteres Licht auf die Ursachen des Wüstfallens wirft. Der bedeutende Hamburger Humanist *Albert Krantz* beschreibt in seiner »Saxonia«, einer Art Landeskunde Norddeutschlands, zu Beginn des 16. Jahrhunderts den trostlosen Zustand der Stadt, nachdem sie 1477 eine Fehde mit ihrer Stadtherrin, der Äbtissin Hedwig, verloren hatte (*Krantz* 1563, fol. 269, Buch 12, Kap. 16). Die Äbtissin hatte nach der Fehde die Privilegien der Stadt kassiert, ließ den Roland umwerfen und nahm die Herrschaftsrechte über die Stadt und ihr Umland in direkten Besitz. Sie waren zuvor an den Rat verpfändet gewesen (*Schlenker* 2006,

S. 467f.; Lorenz 1922, S. 193ff.). Dies bremste die politischen Ambitionen des Bürgertums in Quedlinburg nachhaltig aus und bewirkte das Absinken Quedlinburgs auf den Status einer Landstadt. Die Häuser verfielen, und die Bürger gingen dem Ackerbau nach, anstatt Reichtum durch Handel oder umfangreiches Gewerbe zu verdienen. Da sich die Bürgerzahl noch mehr als eine Generation lang auf einem hohen Niveau hielt, bevor sie absank, wäre ein verzögerter Wüstungsprozess denkbar. Nach dem etwas optimistischeren Urteil von *Hans-Hartmut Schauer* war der ökonomische Einbruch auch nicht derart gravierend, wie von *Krantz* geschildert. Grundlage dieser Einschätzung ist der umfangreiche Häuserbestand des 16. und 17. Jahrhunderts, der sich in der Stadt erhalten hat (*Schauer* 1999, S. 13). *Walter Hobohm* vermutete aus der Analyse der städtischen Haushaltsrechnungen, dass schon vor 1477 eine Periode der Stagnation begonnen hatte. Nach 1477 bemühte sich der Rat, die desolaten Finanzen durch Ausgabenminderung zu sanieren (*Hobohm* 1912, S. 94f.). Als hinderlich für das Wachstum der Stadt erwies sich ihre eher verkehrungünstige Lage und der seit je mäßig ausgeprägte Fernhandel (*Militzer u. Przybilla* 1980). Das Bürgertum bezog seinen Wohlstand vorwiegend aus Renteneinkünften von Landbesitz, was ihm allerdings auch eine gewisse Unabhängigkeit von der Handelskonjunktur bescherte. Für die Ratsfinanzen spielte ab 1399 besonders der Marsleber Zehnt eine Rolle (*Hobohm* 1912, S. 39ff.). Erst im 19. Jahrhundert führten die zaghafte Industrialisierung und der Aufschwung der Sämerei-Produktion zu einer neuen Blüte der Stadt, die zum bedeutendsten Pflanzenzuchtzentrum des Reiches aufstieg. Ihr langer »Dornröschenschlaf« bewahrte jedoch ein einzigartiges spätmittelalterlich-frühneuzeitliches Fachwerkensemble, das Quedlinburg wesentlich zum Titel der Welterbestadt verhalf.

Auslöser der Fehde 1477 war ein Streit u.a. um die Vogtei in Ditfurt, dem mutmaßlich letzten, noch existierenden Dorf in der Stadtgemarkung, wenige Kilometer nördlich von Quedlinburg gelegen. Die Auseinandersetzung fällt somit an das Ende der Wüstungsperiode. Als letztes Dorf fiel Groß Orden wüst, das im Osten, direkt vor den Toren der Stadt am Bicklingsbach lag; 1466, also im engsten zeitlichen Umfeld des Konflikts wurde Klein Orden verlassen. Denkbar wäre, dass Ditfurt ebenfalls zu veröden drohte. Der anhaltende Wüstungsprozess stünde dann in einem direkten ursächlichen Zusammenhang mit dem Streit von 1477. Die Umsiedlung der Dorfbewohner in die Stadt beeinträchtigte die Herrschaftsrechte der feudalen Grundherren, allen voran des Reichsstifts. In der Stadt standen die Bauern unter dem Einfluss des Rates, und wenn sie persönliche Freiheit erlangten, sogar seiner Gerichtshoheit. Damit drohte die Kontrolle über das Stiftsterritorium dauerhaft in die Hände des Bürgertums zu entgleiten. Das gleiche gilt für die kirchliche Gerichtsbarkeit, die sich nun bei den von der Stadt dominierten Pfarrkirchen innerhalb der Mauern bündelte.

Die Relevanz dieser Aspekte demonstriert eine Reihe von Urkunden, die nach einer ersten Welle von Wüstungsereignissen um 1400 bzw. zu Beginn des 15. Jahrhunderts entstand. Im August 1399 erteilte Papst Bonifaz IX. den Bewohnern der Stadt Quedlinburg das Privileg, dass sie keinem außerhalb der Stadt befindlichen geistlichen Gericht unterworfen seien. Dieses Privileg wird 1412 für die Städte Aschersleben, Halberstadt und Quedlinburg erneuert. Seine Bedeutung liegt auf

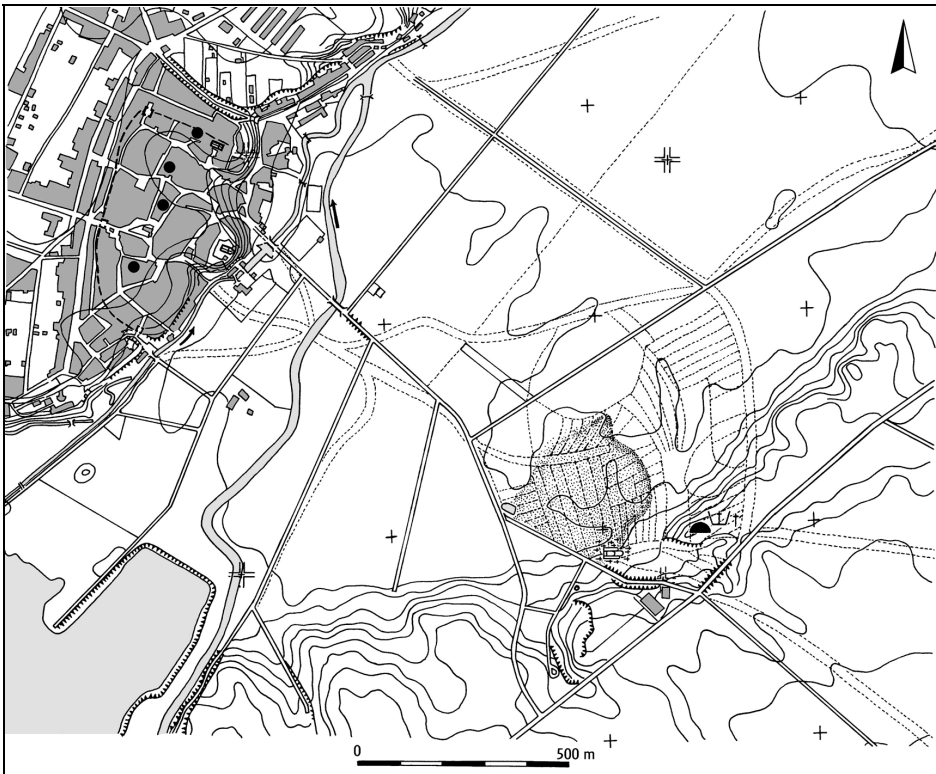


Abb. 4: *Topographische Situation der Orte Dittfurt und Ballersleben beiderseits der Bode, mit ungefährem Verlauf der Ortsbefestigung (gestrichelt) und Lage der Tore sowie Freihöfe (Punkte) in Dittfurt und der Kirche sowie des Bestattungplatzes auf dem Kreienkoop in Ballersleben, der Ausdehnung der Scherbenfunde und ungefähren Parzellengrenzen vor der Separation (punktiert)*

Verfasser auf der Grundlage der topographischen Karte 1:10.000, Blatt M-11-c-b-2

der Hand: Die Bauern, die in den Dörfern dem dort zuständigen Archidiakon unterstanden hatten, waren mit der Übersiedlung in die Stadt in einen neuen Kirchenbezirk gewechselt, nämlich einer der städtischen Kirchen. Unter dem Vorzeichen der sich wandelnden Siedlungsstrukturen wurde um 1400 ein Verzeichnis der Halberstädter Archidiakonate angelegt, das die (einstigen) Abgaben der jeweiligen Kirchen festhielt (*von Strombeck* 1862). Viele der auf dem Harz tätigen Priester mussten bereits keine oder nur sehr geringe Abgaben leisten, vielleicht, weil sie kaum noch Gemeindemitglieder zu betreuen hatten (Abb. 5). Im Bann Quedlinburg erweckt die Abgabenhöhe den Eindruck einer noch unbeeinträchtigten Bevölkerungsstruktur, ebenso wie im Bann Halberstadt und im Bann Gatersleben. Die einzelnen Dorfkirchen hatten jeweils 6–10 Schillinge zu zahlen. Lediglich der Betrag aus Ballersleben fällt mit zwei Schillingen zu niedrig aus: vielleicht waren schon viele Dorfbewohner nach Dittfurt umgesiedelt, das mit 15 Schillingen einen Betrag leistete, wie er sonst nur den städtischen Pfarrkirchen abgefordert

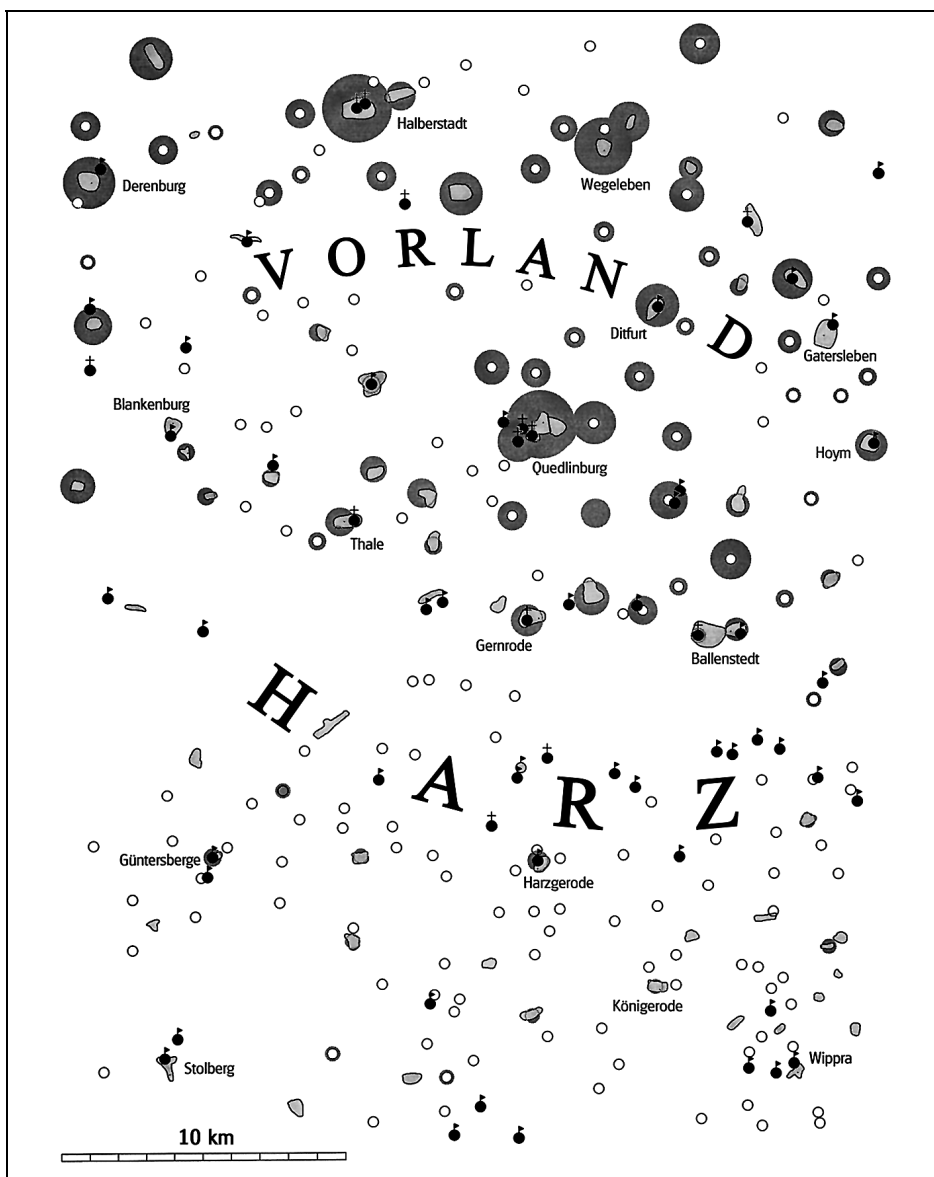


Abb. 5: Wüstungskarte mit Visualisierung der Sendgerichts-Abgaben nach dem Halberstädter Archidiakonatsverzeichnis, um 1400 (dunkelgraue Kreisflächen). Hellgrau: bestehende Orte, offene Kreise: Wüstungen
Verfasser

wurde. Ballersleben hatte zum Bann Gatersleben gehört, Dittfurt aber zum Bann Quedlinburg. Hier wären die Gemeindemitglieder also tatsächlich in einen anderen kirchlichen Bezirk gewechselt. Das Dorf Ilenstedt bei Gatersleben fehlt gänzlich in der Liste, dafür wird im Bann Quedlinburg eine Kirche in »Eintzigeborch«

aufgeführt, die wohl mit der Kirche im Ringwall bei Einzingen unweit Sangerhausen identisch sein dürfte. Die Ilenstedter Kirche fehlt eventuell aufgrund ihres besonderen Schicksales: Sie war 1375 dem Bauamt des Domes in Halberstadt inkorporiert worden und erhielt von Papst Bonifaz IX. 1401 einen Ablass; um 1420 existierte dort eine Klausur. Die Kirchen in den späteren Wüstungen im Bann Quedlinburg leisteten zusammen mit 70 Schilling einen fast so hohen Betrag wie die Pfarrkirchen, Klöster und Kapellen in Quedlinburg (76 Schilling). Die noch bestehenden Orte erbrachten 49 Schilling an Einnahmen. Der Wüstungsprozess um Quedlinburg griff also nicht nur nachhaltig in das geistliche und weltliche Machtgefüge, sondern auch in die fiskalischen Verhältnisse ein.

Im Fall der Wüstung Marsleben kann man die zeitliche Aufeinanderfolge der Verpfändung an die Stadt und das mutmaßliche Wüstfallen gut durch die Schriftquellen fassen: Im Mai 1399 erwarb die Stadt Quedlinburg den Zehnten des Ortes als Pfandschaft von Graf Ulrich von Regenstein, der sie vom Stift zu Lehen trug. Im März 1400 werden Marsleben und Sülten in einer Papsturkunde als wüst beschrieben. Die Besitzungen der Pfarrkirchen wurden einem Altar im Wipertistift in Quedlinburg übertragen. Den Ausgrabungen zufolge ging dem Wüstfallen von Marsleben eine Brandkatastrophe voraus, vielleicht infolge eines feindlichen Überfalls. Das Ende kam sehr abrupt und traf eine blühende Siedlung, denn noch bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts hinein, also kurz vor dem Wüstfallen der Ortschaft Marsleben, wurden aufwändige Steinbrunnen errichtet (vgl. Abb. 10). Nach dem Verlassen des Ortes wurden sie mit großen Steinblöcken regelrecht versiegelt und mit Tierkadavern vergiftet, um eine erneute Besiedlung zu verhindern (*Demuth* 2006). In der Papsturkunde werden Wirren und Kriege erwähnt, die die Verödung der Orte verursachten. Dabei könnte es sich um den damals schwelenden »Papenkrieg« der Halberstädter Bürgerschaft mit der Geistlichkeit und dem Bischof handeln (*Pätzold* 1988, S. 106ff.). Zudem hatte es im 14. Jahrhundert schwere Auseinandersetzungen zwischen den Quedlinburger Bürgern und den Grafen von Regenstein gegeben. Die Grafen zogen schließlich den Kürzeren; sie waren am Ende des 14. Jahrhunderts dynastisch und finanziell zerrüttet (*Fenske* 1993, S. 9, 23ff.). Die Regensteiner hatten den Zehnten von Marsleben deshalb 1386, bereits während des Halberstädter »Papenkrieges«, an drei führende Halberstädter Bürger, Ludolf von Dardesheim, Thile und Curd von Quenstedt verpfändet. Es wäre denkbar, dass das Dorf bereits zerstört war, als es an den Quedlinburger Rat gelangte.

(2)

Die Blütezeit der Siedlung Marsleben lag vor allem im 11. bis 14. Jahrhundert. Hiervon vermitteln die Ausgrabungen auf der Trasse der B 6n einen plastischen Eindruck. Zwischen der Stadt Quedlinburg und den Dörfern in ihrer Umgebung erfolgte damals ein intensiver Austausch an Gütern und kulturellen Anregungen. Viele ländliche Siedlungen im Nordharzvorland – neben Marsleben etwa Groß Orden, Dittfurt, Holtemme-Dittfurt, Westerhausen oder Heudebeber – besaßen über-

durchschnittliche Dimensionen, so dass man sie als »Großdörfer« klassifizieren kann. Das Dorf Marsleben erstreckte sich entlang des Zapfenbaches über eine Länge von etwa 550 m bzw. eine Fläche von etwa 20 ha. Dies entspricht der Größe einer mittelgroßen Kleinstadt. Beachtlich ist, dass sich die Dorfgrenzen bereits ab der späten Römischen Kaiserzeit (3./4. Jahrhundert n. Chr.) allmählich herauskristallisierten, wie die GIS-gestützte Analyse der Funde ergab. In der älteren Römischen Kaiserzeit verteilten sich die Siedlungsstellen noch weiträumig im Zapfenbachtal, wenn auch schon mit einer Konzentration im Südosten des späteren Dorfes. Formgebend dürften zwei Ost-West-Achsen gewesen sein: Der Zapfenbach als südliche Begrenzung und ein Weg, der etwa 200 m nördlich parallel zum Bach verläuft, dann östlich des Dorfes im Bereich der heutigen Abfahrt der B6n einen Pass erklimmt und nach Norden Richtung Halberstadt bzw. zur Furt bei Dittfurt abbiegt. Die frühmittelalterlichen Funde im Bereich der Ortslage von Marsleben streuen sogar über eine Strecke von 700–900 Meter, wobei die Bebauung aber eher locker gewesen sein dürfte. Im Hoch- und Spätmittelalter kommt es zu einer Verdichtung im Ortskern. Mit der Anlage der Dorfbefestigung um 1200 erhält die Siedlung fest nach außen definierte Grenzen. Einige periphere Hofstellen scheinen für die Anlage des Grabens umgelegt worden zu sein. Der Verkehr in das und durch das Dorf wurde auf ein zentrales Dorftor im Osten hin kanalisiert (Petzschmann 2006). Das Areal südlich des Zapfenbaches scheint allgemein erst später aufgesiedelt worden zu sein, aber hier fehlen noch nähere Untersuchungen.

Die Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen decken sich mit den Angaben in den Schriftquellen. Bereits eine Schenkung an das Kloster Fulda im späten 8. Jahrhundert umfasste etwa 80 Hörigenfamilien, die in den beiden Dörfern Marsleben und Frose gelebt haben sollen (Dronke 1844, cap. 41). Teilt man diese Personen gleichmäßig auf beide Orte auf, ergibt sich eine Einwohnerzahl von jeweils schätzungsweise 200–300 Personen. Mitte des 13. Jahrhunderts sind 52 Hufen in Marsleben bezeugt. Setzt man eine Hufe gleich einer Hofstelle mit 5 Personen, kommt man ebenfalls auf etwa 250 Einwohner, zusätzlich mit Knechten, Mägden und anderen »Häuslingen« auf 350–400 Einwohner. Eingeschränkt wird dieser Vergleich allerdings durch den Umstand, dass die Hufenzahl nur bedingt mit der Hörigenzahl gleichzusetzen ist, wie der Eintrag im Schenkungsregister der Abtei Fulda zu Alt-Beichlingen zeigt (Fulda erhielt dort 20 Hufen mit 38 Hörigenfamilien, Dronke 1844, S. cap. 41, fol. 102 b ff.).

Etwas erhöht am Rande des Dorfes befand sich die Peterskirche, deren Anfänge einem Altfund zufolge schon in das frühe Mittelalter zurückreichen: Das Fragment eines Grabsteines zeigt ein archaisches Kreuzornament (Ludowici 2006; Ludowici 2003; Ewers 2006). Der Grundriss der Kirche wurde durch eine geoelektrische Prospektion ermittelt. Sie war 19–20 m lang und etwa 9 m breit, mit einem querrechteckigen Turm im Westen und einem leicht gestreckten Rechteckchor im Osten, sowie einer Vorhalle im Süden des Gemeinderaumes (Abb. 7). Verglichen mit anderen Großdörfern im Harzumlant nimmt sich die sakrale Ausstattung in Marsleben eher bescheiden aus: Etliche Orte besaßen zwei Kirchen bzw. Kapellen, ein Hospital, eine Klausen oder ähnliches, etwa Groß Orden, Frose oder Badeborn. Eine solche komplexe Sakralstruktur ist sonst eher bei städtischen Siedlungen

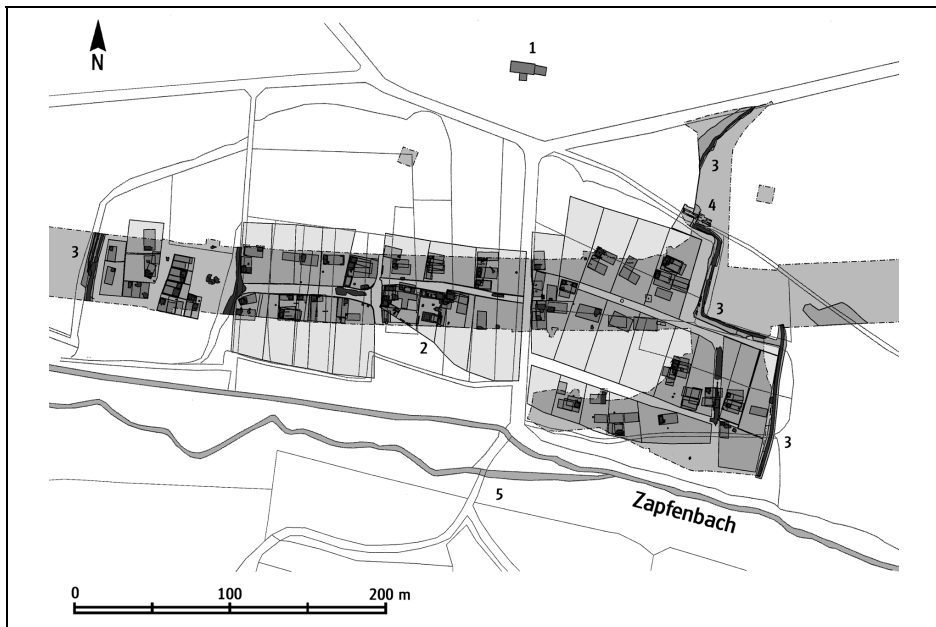


Abb. 6: Wüstung Marsleben. Rekonstruktionsversuch von Häusern und Parzellen auf der Grundlage hoch- und spätmittelalterlicher Befunde im Bereich der Straßentrasse (strichpunktierte Linie bzw. mittelgraue Fläche).
 1: Kirchengrundriss aufgrund der geoelektrischen Prospektion, 2: Ministerialenhof, 3: Dorfbefestigung, 4: Torsituation, 5: ehemaliger Standort der Mühle
 Abb. 6, 8: Verfasser auf der Grundlage des digitalen Grabungsplanes im Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt

anzutreffen. Allerdings lässt sich dies zum Teil auf besondere historische Gegebenheiten zurückführen, etwa auf eine geteilte Ortsherrschaft.

Demhingegen konnte sich die bauliche Ausstattung der Bauernhöfe in Marsleben durchaus mit städtischen Gebäuden messen. Dies bezeugen über 40 Steinkeller und 30 Steinhäuser bzw. Steinfundamente für Fachwerkbauten, die bei den Ausgrabungen freigelegt wurden (vgl. Abb. 6, 8). Nach dem bisherigen Stand der Grabungsaufbereitung standen die meisten Gebäude entweder seitlich oder rückwärtig auf den Hofparzellen, wobei mehrphasige Umbauten und die Verlegung von Straßen das Bild verunklären. Die Grundstücke waren etwa 35–40 m breit. Im Westen des Dorfes zeichnen sich zwei Straßenzüge mit einer dichten »Reihenhausbebauung« ab, die vielleicht von Landhandwerkern bewohnt wurden – in der Siedlungsarchäologie ein bisher nicht in dieser Klarheit erfasster Befund, der aber eine interessante Parallele in der Wüstung Groß Orden besitzt (Abb. 3). Die Ausgrabungen im Bereich der Magdeburger Straße, an der nordöstlichen Peripherie des ehemaligen Dorfes lassen sich im Sinne einer zweizeiligen Reihenhausbebauung mit etwa 13 m breiten Parzellen interpretieren. Die entsprechenden Grundstücke in Marsleben scheinen 11–12 m breit gewesen zu sein. Sie wurden vielleicht sekundär noch geteilt. Im Gegensatz zu der geringen Größe der Höfe

lassen die Qualität des Kellermauerwerks und die Funde in den Kellern auf wohlhabende Bewohner schließen: Unter anderem kam in einer Brandschicht des 14. Jahrhunderts ein Eisenhut zum Vorschein. Für die Deutung dieser Befunde sind aber die Ergebnisse einer Detailauswertung abzuwarten.

Die Keller sind im auch Hinblick auf den kulturellen Austausch zwischen Stadt und Umland interessant (Ewers 2006). Ihre Ausführung verrät teilweise professionelle Steinmetzarbeit. Der Haustyp scheint eher ländlichen Vorbildern verpflichtet zu sein; Vergleichsbeispiele lassen sich aber auch im städtischen Bereich finden. Der Steinkeller XXVI (Befund 27331) gehörte etwa zusammen mit einem U-förmigen Fundament (Steinhaus XXIII, Befund 27170) zu einem stattlichen Wohngebäude, das im Rahmen eines Kooperationsseminars der Martin-Luther-Universität Halle und der Hochschule Anhalt in Dessau rekonstruiert wurde. Das Haus entspricht dem neuzeitlichen Typus des quergestellten Ernhauses, bei dem die Raumeinheiten Stube, Flur/Küche und Stall längs der Eingangsfront an der Traufseite angeordnet sind. Altbekannte Parallelen zu diesem Haus gibt es in der Wüstung Hohenrode, aber auch in den Städten Braunschweig, Goslar und Helmstedt (Grimm 1939; Donat 2005; Küntzel 2008, S. 124ff.). Die Mauern der Keller sind teilweise sehr massiv und könnten zweigeschossige Steinhäuser getragen haben – eine klare Aussage dazu ist jedoch von den archäologischen Befunden her schwierig.

Die Keller lösten im 12. Jahrhundert die Grubenhäuser im Befundbild ab. Dieser Vorgang hängt mutmaßlich mit der stärkeren Bindung der ländlichen Wirtschaft an die Städte zusammen: Die Grubenhäuser dienten vor allem als Webhäuser und Werkstätten für andere haus- oder handwerkliche Tätigkeiten, etwa Schmieden oder Knochenschnitzerei. Die Städte zogen das Textilgewerbe zunehmend an sich. Auch in den Dörfern bezog man Tuche nun auf den städtischen Märkten. Die Keller nutzte man, im Gegensatz zu den Grubenhäusern, primär als Vorratsräume. An diesem Wandel ändert auch der Umstand nichts, dass ein Teil der Grubenhäuser als Stall diente, wie Dünnschliffuntersuchungen an Kulturschichten aus Grubenhäusern in Marsleben gezeigt haben: Der Boden war mit Mistschichten bedeckt, die von dem hier untergebrachten Vieh stammen (Wegener 2006). Ob es sich dabei um die Primärverwendung der Bauten oder die Nachnutzung halb verfallener Werkhütten handelt, bleibt offen. Theoretisch hätten die als Stall genutzten Grubenhäuser auch nach der Verlagerung der handwerklichen Tätigkeiten in die Stadt auf dem Lande noch eine Funktion erfüllt. Sie wurden aber wohl durch ebenerdige Ställe ersetzt.

Beachtlich ist die Zahl der nachgewiesenen Grubenhäuser. Insgesamt wurden 270 Grubenhäuser erfasst, von denen ungefähr 120 in das Mittelalter datieren (Petzschmann 2006). Hochgerechnet auf die Siedlungsfläche insgesamt, ergeben sich 500 bis 600 Grubenhäuser, die, auf eine Zeitspanne von 300 bis 400 Jahren verteilt, etwa 120 bis 150 Grubenhäuser pro Jahrhundert oder 40 bis 50 Grubenhäuser pro Generation ergeben. Zum Vergleich: in Tilleda, dessen Vorburg als »protostädtische Gewerbesiedlung« gilt, wurden nur 114 Grubenhäuser festgestellt, wovon maximal 30 bis 40 in einem Jahrhundert existierten, oder 10 bis 12 in einer Generation. Dazu ist zu bedenken, dass etliche Grubenhäuser in Marsleben

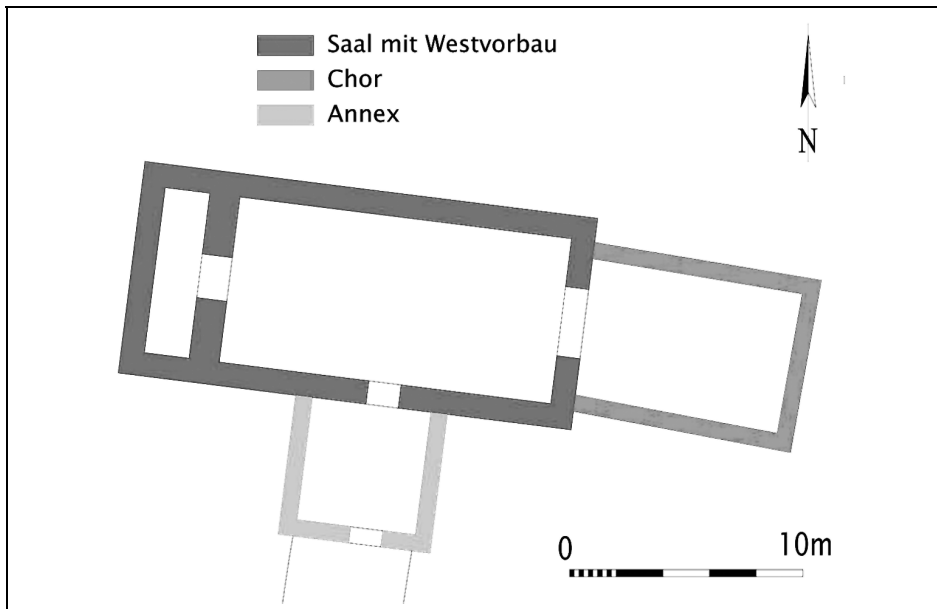


Abb. 7: Wüstung Marsleben. Geoprospektionsbild der Peterskirche
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt
(G. Virkus u. A. Selent)

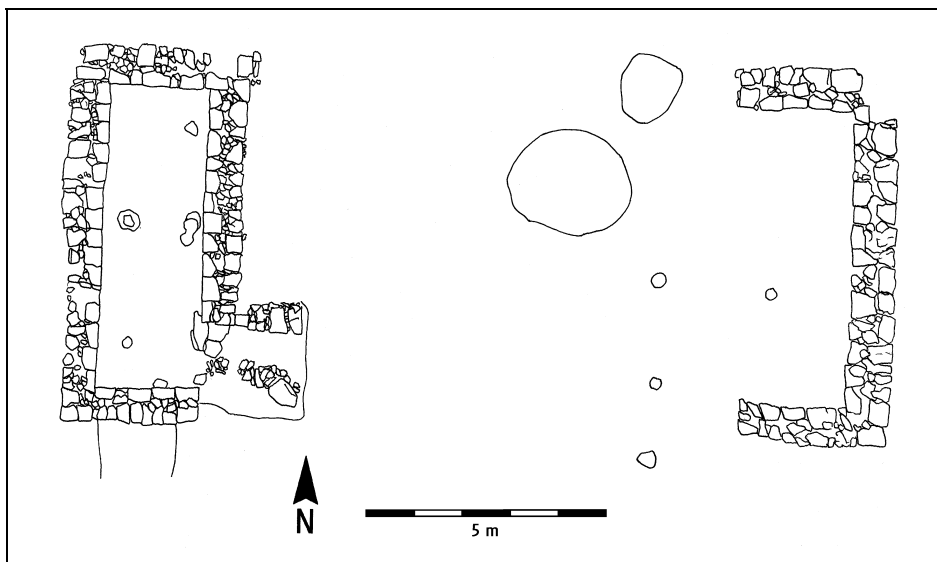


Abb. 8: Wüstung Marsleben. Kellergrundriss (Steinkeller XXVI, Befund 27331 u. a.) mit zugehöriger Giebelwand (Steinhaus XXIII, Befund 27170 u. a.) des aufgehenden Gebäudes (Gebäude II)
Verfasser auf der Grundlage des digitalen Grabungsplanes im Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt

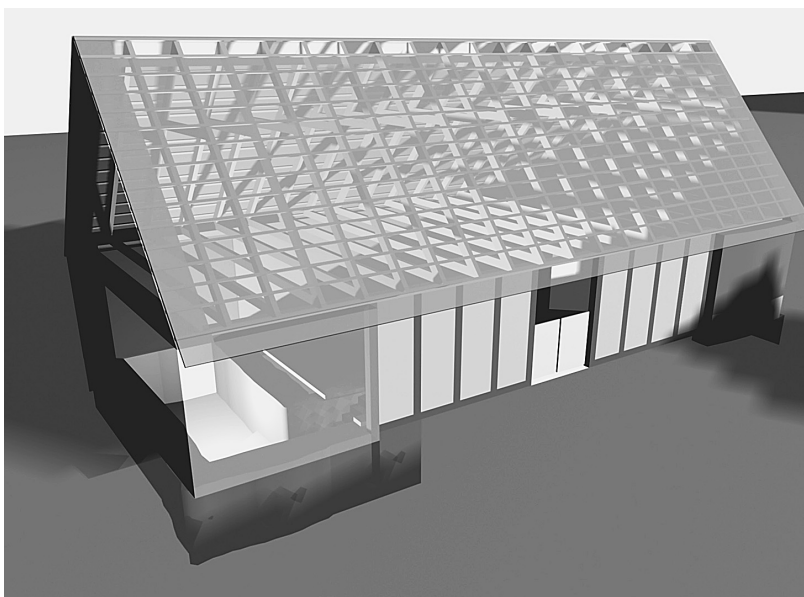


Abb. 9: *Wüstung Marsleben. Rekonstruktion von Gebäude II*
 Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg/ Hochschule Anhalt, Dessau, R. Krähe,
 T. Linz, M. Strambowski u. L. Wiggering

wahrscheinlich durch die Grabungsbedingungen nicht erkannt wurden: In der Schwarzerde sind die dunkel verfüllten Gruben kaum zu sehen. Lediglich der harte Lauffhorizont bot ein deutliches Erkennungsmerkmal. Einige Grubenhäuser wurden auch nur über die Pfostenstellungen oder eng umrissene »Grübchen«-Areale identifiziert, nachdem der alte Fußboden bereits abgetragen oder dem Pflug zum Opfer gefallen war. Die Siedlung Marsleben des frühen und beginnenden hohen Mittelalters verfügte folglich über ein erhebliches gewerbliches Potential, das gleichwohl keine zentralörtliche Qualität impliziert – zumindest geht dies aus den Schriftquellen nirgends hervor.

Kaum weniger aufwendig als die Keller waren die Brunnen in Marsleben gebaut (Abb. 10, *Demuth* 2006). Erfasst sind 26 Brunnen, die überwiegend aus Stein errichtet worden waren. Sie datieren meist in das 13./14. Jahrhundert. Aus dem Hoch- oder gar Frühmittelalter sind nur vereinzelte Brunnen beobachtet worden. Demnach stiegen der Wasserbedarf bzw. die Ansprüche an die Qualität des Wassers im Spätmittelalter derart an, dass das Wasser des Zapfenbaches nicht mehr zur Versorgung genügte. Als Erklärung ist auf die Intensivierung der Landwirtschaft zu verweisen, insbesondere auf eine intensivere (bzw. hofgebundene) Viehhaltung, eventuell auch eine Bierherstellung im größeren Stil. Ein Hof mit acht Kühen, zwei Pferden und zwei Schweinen benötigt immerhin etwa 500 Liter Wasser am Tag. Möglicherweise verhinderte im späten Mittelalter auch eine kleinteiligere Hofstruktur, dass alle Höfe direkten Zugang zum Zapfenbach besaßen. Aus der



Abb. 10: Wüstung Marsleben. Brunnen V (Befund 11230) im Profil
Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt
(G. Virkus u. A. Selent)

oben erwähnten, kaiserzeitlichen Hofzeile entlang des Zapfenbaches, deren Hofstellen vielleicht alle direkten Zugang zum Wasser besaßen, entwickelte sich anscheinend durch Einfügen von Querwegen eine gestaffelte Hofgruppen-Siedlung mit bachnahen und bachfernen Höfen. Die Höfe, die fernab des offenen Fließgewässers lagen, waren nunmehr auf künstliche Wasserquellen angewiesen.

Zu den Ausgrabungen in der Wüstung Marsleben treten Untersuchungen in weiteren Dörfern im Nordharzvorland, die teils im Zusammenhang mit dem Bau der B6n erfolgten, teils im Rahmen anderer Bauvorhaben. Forschungsgeschichtlich an erster Stelle ist die Wüstung Groß Orden zu nennen, die unmittelbar am östlichen Stadtrand Quedlinburgs liegt (Abb. 2). Der Dorfgrundriss wurde schon Mitte des 19. Jahrhunderts von dem Quedlinburger Bürgermeister und Geschichtsforscher Gustav Brecht anhand der Verkoppelungskarten rekonstruiert (Brecht 1869). Wulf Holtmann übertrug die Grenzen der alten »Worten«, d.h. der einstigen Hofparzellen auf eine aktuelle topographische Karte und ermittelte so eine Längenerstreckung von 1,6 km (Holtmann 1994; vgl. Sailer 1997, Abb. 2). Im Halberstädter Archidiakonatsverzeichnis von um 1400 sind zwei Kirchen bezeugt, St. Johannis und St. Bartholomäus, die, den Synodalabgaben zufolge, eine kopfreiche Gemeinde besessen haben müssen. Andererseits wurden Teile der Feldmark schon um 1380 von Quedlinburg aus bebaut (UB Halberstadt (Hochst.) IV, Nr. 2950). Als man Anfang der 90er Jahre ein Gewerbegebiet auf dem Gelände der Wüstung anlegte, fanden umfangreiche Grabungen statt, die bis heute nicht abschließend

ausgewertet sind (Holtmann 1994; Sailer 1997; Rienäcker u. Jörke 1994). Die Grabungen wurden bis in die letzten Jahre hinein fortgesetzt, wenn auch kleinparzelliger als anfangs geplant (Schlegel u. Sonntag 2002; Schlegel u. Sonntag 2002). Ein vorläufig zusammengefügtter Gesamtplan der Flächen an der Magdeburger Straße, im Norden der Wüstung zeigt eine dichte Belegung mit den üblichen Grubenhäusern (Abb. 3). Ihre Ausdehnung erstreckt sich über das von Gustav Brecht erschlossene Siedlungsareal hinaus. Aus der sicher dokumentierten Zahl der Grubenhäuser lässt sich auf 1000 bis 1500 Grubenhäuser für die gesamte Siedlungsfläche von Groß Orden schließen, das sind 400 bis 500 Grubenhäuser in einem Jahrhundert oder 130 bis 160 Grubenhäuser pro Generation!

Das Dorf Ditzfurt bildet mit der Wüstung Ballersleben zusammen eine Zwillingsiedlung (Abb. 4). In Ditzfurt, in dessen Gemarkung das Kloster Fulda schon im 9. Jahrhundert umfangreiche Güter übertragen bekam, befand sich im 10. Jahrhundert ein Königshof, der möglicherweise ähnlich burgartig befestigt war wie Tilleda am Kyffhäuser: Der Terrassensporn, auf dem sich die Pfarrkirche erhebt, war vermutlich durch Abschnittsgräben gesichert, wie Beobachtungen von ehrenamtlichen Denkmalpflegern im Bereich der Pfarrstraße wahrscheinlich machen. Im Bereich des sich westlich anschließenden Dorfes dürfte sich die Vorburg befunden haben (vgl. Grimm 1958, S. 268, Nr. 420). Hier existierten vier Freihöfe, die als Burglehen zum Amtshof (Stiftshof) gehörten. Im Spätmittelalter besaß Ditzfurt ein Rathaus und war mit einer Lehmmauer befestigt. Es gab neben der Pfarrkirche St. Bonifatius eine weitere Kapelle St. Nikolaus. In der Bodenniederung wurde mindestens seit Mitte des 12. Jahrhunderts ein großer Jahrmarkt abgehalten (UB Halberstadt (Hochst.) I, Nr. 242; UB Quedlinburg, Stadt I, Nr. 162). Er befand sich am Bodeübergang des Hellweges (Heerweges) zwischen Halberstadt und Aschersleben, wo auch Salz- und anderer Zoll erhoben wurde. Ursprünglich war der Bodeübergang bei Ditzfurt bedeutender als jener bei Quedlinburg. Um 1600 lebten etwa 1000 Menschen in dem Ort, wie Peter Stephan ermittelte; außerdem war der Ort im 18. Jahrhundert ziemlich autark, was gewerbliche Dinge betrifft: insgesamt 58 Handwerker verschiedener Berufe, darunter 17 Leineweber waren dort ansässig (Stephan 2002, S. 12, S. 90).

Kaum weniger groß als Ditzfurt war die Wüstung Ballersleben. Das Dorf wird, wie Ditzfurt und Marsleben, schon im 9. Jahrhundert erwähnt (Dronke 1844, cap. 41, Nr. 3, 79). Der Haupthof befand sich im 13. Jahrhundert im Besitz des Servatiusstifts in Quedlinburg. Der Zehnt wurde 1364 durch das Kloster Ilseburg an das Domstift in Halberstadt verkauft. Das Dorf war dann Zubehör der Halberstädtischen Burg Gersdorf. Eine Begehung mit Studenten der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Frühjahr 2006 ergab zwar eine geringere Ausdehnung der Siedlungsfläche, als man früher aufgrund der Separationskarten vermutete, aber dieses Bild kann durch Kolluvien und andere Faktoren verfälscht sein (Abb. 4). Das Siedlungsareal erstreckte sich demnach über etwa 300×400 m. 1997 wurde die Kirche freigelegt, die in der letzten Bauphase 25,70×11,50 m maß (Dickers u. Dresely 1999; Dickers 2001; Ewers 2006). Der Kernbau bestand aus einem querrrechteckigen Turm und einem lediglich 7,2 m langen und 8,4 m breiten Saalbau mit etwas schmalerem Chor und Apsis. Später, noch in romanischer Zeit,

wurde das Schiff verlängert und im Norden ein Seitenschiff angefügt. Um 1430 war die Kirche nach Angaben des einstigen Rektors verfallen; die Verödung des Ortes soll um 1400 erfolgt sein. Abgesehen davon wurden 1994 bis 1997 ein spätmittelalterlicher Keller, zwei Brunnen und ein Weg dokumentiert.

Gewisse städtische Elemente, wie ein Markt, eine Befestigung oder ein Rathaus lassen die beschriebenen Siedlungen als eine Art Konkurrenz zum Zentralort Quedlinburg erscheinen. Die Annahme liegt daher nahe, dass sie deswegen wüst gelegt wurden, weil sich die Quedlinburger Bürgerschaft konkurrierende Siedlungen vom Hals schaffen wollte. Allerdings hätte dann gerade der am meisten »städtische« Ort, nämlich Diftfurt, als erstes wüstfallen müssen. Auch das Dorf Groß Orden wurde vergleichsweise spät aufgegeben. Offenbar verschaffte die quasi-städtische Qualität den Siedlungen eher eine gewisse Resistenz gegenüber dem demographischen Sog in die Stadt. Für die Zeit um 1200 vermitteln die Ausgrabungen auf der B6n-Trasse den Eindruck, dass das ländliche Umland vom Aufblühen der Stadt profitiert: stattliche Steinbauten, ein aus dem Bau vieler Brunnen abzulesender Intensivierungsprozess der Landwirtschaft und eine hochwertige Sachkultur legen Zeugnis davon ab. Die Stadt Quedlinburg entstand demnach nicht durch Zusammenlegung von Dörfern, also auf Kosten des Umlandes, sondern erst die Emanzipation der Stadtgemeinde im 14./15. Jahrhundert, im Verbund mit Territorialisierungsprozessen, einem Bevölkerungsrückgang und dem Fehdeunwesen führte zur Umsiedlung der Dorfbewohner in die Stadt. Diese Phase der Siedlungsentwicklung wurde durch die Niederlage der Stadt Quedlinburg gegen die Äbtissin 1477 abrupt beendet. Damals waren die meisten Dörfer aber längst verlassen.

Literatur

- Baumeier, Stefan [Hrsg.]:* OSCAR. Administration, Erforschung und Präsentation von Siedlungen im Internet/Marsleben-Werden, Blühen und Vergehen eines Ortes bei Quedlinburg. – Köthen 2008.
- Bode, G.:* Über die Grabung in der Wüstung Groß-Orden. – In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 13, 1880, S. 495.
- Brauer, Jens:* Mittelalterliche Dorfwüstung Hinzingerode. – In: *Meller, Harald u. Dresely, Veit [Hrsg.]:* Quer-Schnitt. Ausgrabungen an der B 6n Benzingerode – Heimburg. Halle 2005 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 2), S. 129–140.
- Brecht, Gustav:* Ueber das Eingehen von Dörfern im Mittelalter und die Lage von Groß-Orden. – In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 2, 1869, 3, S. 1–10, S. 179–182.
- Brecht, Gustav:* Erläuterungen zu den Kunstbeilagen. – In: *Janicke, Karl [Hrsg.]:* Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg, 2. Abtheilung. Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete 2. Halle 1882, S. LXXXIX–CV.
- Demuth, Volker:* Die Brunnen der Siedlung Marsleben. – In: *Meller, Harald u. Dresely, Veit [Hrsg.]:* Archäologie XXL. Archäologie an der B 6n im Landkreis Quedlinburg. Halle a. d. Saale 2006 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4), S. 219–223.
- Dickers, Aurelia:* Das mittelalterliche Dorf Ballersleben. – In: Quedlinburger Annalen 4, 2001, S. 28–29.

- Dickers, Aurelia u. Dresely, Veit*: Siedlung – Dorf – Wüstung. – In: *Archäologie in Deutschland* 15, 1999, 1, S. 51.
- Dickers, Aurelia u. Krause, Heike*: Scherben, Schätze, Spurensuche. Bodendenkmalpflege im Landkreis Quedlinburg. – Quedlinburg 1996.
- Donat, Peter*: Zum städtischen und ländlichen Hausbau des 12. bis 15. Jhs. in Deutschland – Forschungsprobleme regionaler Entwicklung. – In: *Biermann, Felix u. Mangelsdorf, Günter [Hrsg.]*: Die bäuerliche Ostsiedlung des Mittelalters in Nordostdeutschland. Untersuchungen zum Landesausbau des 12. bis 14. Jahrhunderts im ländlichen Raum. Beiträge einer interdisziplinären Tagung des Lehrstuhls für Ur- und Frühgeschichte der Universität Greifswald, 16. und 17. April 2004. Frankfurt am Main 2005 (Greifswalder Mitteilungen, 7), S. 39–67.
- Ebeling, Karl-Dietrich*: Wüstungen im Gebiet des ehemaligen Reichsstiftes Quedlinburg. – In: *Unser Harz* 51, 2003, 9, S. 165–171.
- Ewers, Udo*: Die Peterskirche von Marsleben. – In: *Meller, Harald u. Dresely, Veit [Hrsg.]*: Archäologie XXL. Archäologie an der B 6n im Landkreis Quedlinburg. Halle a. d. Saale 2006 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4), S. 200–201.
- Ewers, Udo*: Die Steingebäude von Marsleben. – In: *Meller, Harald u. Dresely, Veit [Hrsg.]*: Archäologie XXL. Archäologie an der B 6n im Landkreis Quedlinburg. Halle a. d. Saale 2006 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4), S. 210–214.
- Falke, Karsten*: Die mittelalterlichen Wüstungen des Bernburger Landes. – In: *Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Landeskunde* 14, 2005, S. 63–91.
- Fenske, Lutz*: Zur Geschichte der Grafen von Regenstein vom 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. – In: *Harz-Zeitschrift* 45, 1993, 1, S. 7–34.
- Freiherr von Wintzingeroda-Knorr, Levin*: Die Wüstungen des Eichsfeldes. Verzeichnis der Wüstungen, vorgeschichtlichen Wallburgen, Bergwerke, Gerichtsstätten und Warten innerhalb der landrätlichen Kreise Duderstadt (Provinz Hannover), Heiligenstadt, Mühlhausen (Land und Stadt) und Worbis (Provinz Sachsen). – Halle 1903 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, 40).
- Grimm, Paul*: Hohenrode – eine mittelalterliche Siedlung am Südwestharz. – Halle 1939 (Veröffentlichungen der Landesanstalt für Volksheutekunde Halle, 11).
- Grimm, Paul*: Die Vor- und frühgeschichtlichen Burgwälle der Bezirke Halle und Magdeburg. – Berlin 1958 (Handbuch der Vor- und Frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen, 1).
- Grosse, Walther*: Brecht, Heinrich Gustav. – In: *Mitteldeutsche Lebensbilder*, 1. Magdeburg 1926, S. 308–322.
- Hobohm, Walter*: Der städtische Haushalt Quedlinburgs in den Jahren 1459 bis 1509. – Halle 1912 (Forschungen zur thüringisch-sächsischen Geschichte, 3).
- Holtmann, Wulf*: Ausgrabungen im Bereich der Wüstung Groß Orden in Quedlinburg 1993/1994. – In: *Archäologische Berichte aus Sachsen-Anhalt*, 1994, S. 141–150.
- Krantz, Albert*: Saxonia. Weithleufftige/ Fleissige vnnd richtige Beschreibung/ der Ankunfft/ Sietten/ Regiment/ Reigion/ Polliceyen/ Kriegen/ Verrückungen/ Vermehrungen/ vnd allerley Geschichten/ Hendel vnd tapfferer thaten der Sachsen/ So sich etliche hundert jar vor Christi geburt/ vnd folgendts biß vber das jar Christi M.D.III. zugetragen/ Sampt beileufftigen andern vielen Historien und Hendeln/ So sich in andern Nationen verlauffen/ mit großer Mühe vnd arbeit/ auß vielen Historicis/ Scribenten/ Chronicken/ Verzeichnissen/ Brieffen/ Instrumenten/ Priuilegien/ Antiquiteten vnd Monumenten/ zusammen getragen vnnd in Latein beschrieben. Itzt zum ersten mall trewlich/ deutlich vnd fleissig verdeutscht/ erkleret vnnd gebessert/ Durch Basilium Fabrum Soranum. – Leipzig 1563.

- Küntzel, Thomas*: Marsleben um 1200: Ein mittelalterliches Großdorf vor den Toren der Stadt Quedlinburg. – In: *Wendland, Ulrike [Hrsg.]*: Kunst, Kultur und Geschichte im Harz und Harzvorland um 1200. Halle 2008, S. 109–143.
- Leopold, Gerhard*: Die Kirche St. Wiperti in Quedlinburg. Pfarrkirche – Pfalzkapelle – Stiftskirche. – Quedlinburg 1995.
- Lorenz, Hermann*: Quedlinburgische Geschichte, 1: Werdegang von Stift und Stadt Quedlinburg. – Quedlinburg 1922.
- Ludowici, Babette*: Ein frühmittelalterlicher Bildstein aus der Wüstung Marsleben bei Quedlinburg. – In: *Germania* 81, 2003, S. 567–574.
- Ludowici, Babette*: Frühmittelalterliche Steinmetzarbeiten aus dem Nordharzvorland. Zeugnisse frühen Christentums bei den östlichen Sachsen. – In: *Siebrecht, Adolf [Hrsg.]*: Geschichte und Kultur des Bistums Halberstadt 804–1648. 1200 Jahre Bistumsgründung Halberstadt. Symposium März 2004. Halberstadt 2006, S. 41–52.
- Meller, Harald u. Dresely, Veit [Hrsg.]*: Archäologie XXL. Archäologie an der B 6n im Landkreis Quedlinburg. – Halle a. d. Saale 2006 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4).
- Militzer, Klaus u. Przybilla, Peter*: Stadtentstehung, Bürgertum und Rat. Halberstadt und Quedlinburg bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. – Göttingen 1980 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 67).
- Pätzold, Barbara*: Beziehungen zwischen Klerus und Bürgertum in Halberstadt vom 13. bis 15. Jahrhundert. – In: *Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus* 9, 1988, S. 81–114.
- Petzschmann, Ulf*: Die Binnenstruktur und das Befestigungswerk von Marsleben. – In: *Meller, Harald u. Dresely, Veit [Hrsg.]*: Archäologie XXL. Archäologie an der B 6n im Landkreis Quedlinburg. Halle a. d. Saale 2006 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4), S. 196–199.
- Petzschmann, Ulf*: Grubenhäuser in Marsleben. – In: *Meller, Harald u. Dresely, Veit [Hrsg.]*: Archäologie XXL. Archäologie an der B 6n im Landkreis Quedlinburg. Halle a. d. Saale 2006 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4), S. 224–226.
- Reischel, Gustav*: Die Historische Kommission von Sachsen-Anhalt und ihre Karten- und Wüstungswerke. – In: *Sachsen und Anhalt* 1, 1925, S. 344–387.
- Reischel, Gustav*: Die Wüstungen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt mit besonderer Berücksichtigung der Kreise Bitterfeld und Delitzsch. – In: *Jahrbuch der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und Anhalt* 2, 1926, S. 222–379.
- Reuling, Ulrich*: Quedlinburg. Königspfalz – Reichsstift – Markt. – In: *Fenske, Lutz [Hrsg.]*: Deutsche Königspfalzen, 4. Göttingen 1996, S. 184–247.
- Rienäcker, Christa u. Jörke, Detlef*: Die Bedeutung Groß Ordens für die Frühgeschichte Quedlinburgs. – In: 994–1994. Festschrift 1000 Jahre Markt-, Münz- und Zollrecht Quedlinburg. Quedlinburg 1994, S. 27–35.
- Sailer, Manuela*: Ausgrabungen in Quedlinburg-Groß Orden, Ldkr. Quedlinburg, 1993 bis 1995. Vorbericht. – In: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte* 79, 1997, S. 255–294.
- Schauer, Hans-Hartmut*: Quedlinburg – Fachwerkstadt, Weltkulturerbe. – Berlin 1999.
- Schlegel, Oliver*: Nur der Name blieb. Vom Untergang alter Dörfer. – In: *Archäologie und Bauforschung. Auf zwei Wegen in die Vergangenheit*. Quedlinburg 2004, S. 18–19.
- Schlegel, Oliver u. Sonntag, Kerstin*: Eine Kalksteindrechslerei aus der Wüstung Groß Orden bei Quedlinburg, mit einem Vorbericht zur Grabung von 1999. – In: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte* 85, 2002, S. 121–147.
- Schlegel, Oliver u. Sonntag, Kerstin*: Zwischen Bode und Bockshornschanze: Vorbericht zu den Ausgrabungen 1998/99 im Bereich der Wüstung Groß Orden in Quedlinburg. – In: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte* 85, 2002, S. 101–120.

- Schlenker, Gerlinde*: Das Verhältnis der Halberstädter Bischöfe zum Quedlinburger Damenstift vom 10. bis 15. Jahrhundert. – In: *Siebrecht, Adolf* [Hrsg.]: Geschichte und Kultur des Bistums Halberstadt 804–1648. 1200 Jahre Bistumsgründung Halberstadt. Symposium März 2004. Halberstadt 2006, S. 459–468.
- Schürger, André*: Mittelalterliche Wüstung am Hellbach. – In: *Meller, Harald* [Hrsg.]: Quer-Schnitt. Ausgrabungen an der B 6n Benzingerode – Heimbürg. Halle a. d. Saale 2005 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 2), S. 129–140.
- Schürger, André*: Nienrode. Eine Wüstung an der Burg Regenstein. – In: *Meller, Harald u. Dresely, Veit* [Hrsg.]: Archäologie XXL. Archäologie an der B 6n im Landkreis Quedlinburg. Halle a. d. Saale 2006 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4), S. 246–248.
- Schymalla, Joachim*: Die Ortswüstungen des Mittelalters, untersucht an den heutigen Kreisen Aschersleben – Quedlinburg – Wernigerode. Dipl.-Arbeit. – Halle 1987.
- Stephan, Peter*: Dittfurt. Demographie und Sozialgeschichte einer Landgemeinde nördlich des Harzes über 400 Jahre. – Berlin 2002 (Harz-Forschungen, 17).
- UB Fulda: *Dronke, Ernst Friedrich Johann*: Traditiones et antiquitates Fuldenses. – Fulda 1844.
- UB Halberstadt (Hochst.) I: *Schmidt, Gustav*: Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt und seiner Bischöfe. 1: Bis 1236. – Leipzig 1883.
- UB Halberstadt (Hochst.) IV: *Schmidt, Gustav*: Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt und seiner Bischöfe. 4: 1362–1425. – Leipzig 1889.
- UB Quedlinburg, Stadt I: *Janicke, Karl*: Urkundenbuch der Stadt Quedlinburg, 1. Abtheilung. Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, 1. – Halle 1873.
- UB Quedlinburg, Stift: *Erath, Anton Ulrich*: Codex Diplomaticus Quedlinburgensis. – Frankfurt am Main 1764.
- Strombeck, Hilmar von*: Zur Archidiakonats-Eintheilung des vormaligen Bisthums Halberstadt. – In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 27, 1862, S. 1–144.
- Wegener, Oliver*: Mikromorphologische Untersuchungen an Grubenhäusern. – In: *Meller, Harald u. Dresely, Veit* [Hrsg.]: Archäologie XXL. Archäologie an der B 6n im Landkreis Quedlinburg. Halle a. d. Saale 2006 (Archäologie in Sachsen-Anhalt, Sonderband 4), S. 57–59.
- Weirauch, Hans-Erich*: Die Güterpolitik des Stiftes Quedlinburg im Mittelalter (I). – In: Sachsen und Anhalt 13, 1937, S. 117–181.
- Wozniak, Thomas*: Zweihundert Jahre Wipertiforschung. – In: Quedlinburger Annalen 8, 2005, S. 10–34.
- Wozniak, Thomas*: Quedlinburg im 14. und 16. Jahrhundert – ein sozialtopographischer Vergleich. – Köln 2009 (Diss.).

Ragnhild Berge

Resource management in the town common of medieval Trondheim, Norway

Presentation of an archaeological PhD-Project¹

With 2 figures and 1 table

Introduction

In 1997 the first archaeological excavations in Bymarka, the town common of Trondheim started (Berge 1999; 2003). These were also the first research excavations undertaken in any of the medieval towns in Norway with the explicit aim of studying the functions of the town common. Likewise in other related cultural historical disciplines, interest in town commons as the subject of research has been modest. Town commons are often included in larger historical works on medieval towns, but then in a relatively short and superficial manner. The situation is similar in Sweden, although some archaeological research concerning the subject of town commons has been carried out in recent years (see e.g. Lindeblad 1997, pp. 491–512; 2006, pp. 318). The most coherent works on the subject are found in an ongoing PhD-project and previous works by Annika Björklund (2003; 2008) at the department of Human Geography, at the University of Stockholm. An example from the continent that precedes the studies mentioned is Jürgen Köppke's "Hildesheim, Einbeck, Göttingen und ihre Stadtmark im Mittelalter" (1967).

Upon reading the above referred texts, one quickly discovers that there are many different notions for what is here called town common, and that these can also reflect differing content and functions. It is therefore necessary to take a closer look at the various terms in order to find expressions that are satisfactory. As a starting point one may say that associated with a medieval town there were often agrarian areas; arable land, pastures and forests, which juridically belonged to the town. These areas provided in varying degree agricultural products, firewood and building timber. The citizens of common rights to these resources varied.

In Norwegian historical sources one expression used for these areas is "Bymark" meaning the towns fields, forests and arable land, as is found in the name of

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

Trondheim Bymark. The German equivalent is “*Stadtmark*”. They are also referred to as *allmenning*, meaning common land (Ge: Allmende). The citizens’ common rights to the resources of the town common are often expressed in Norwegian written sources of the post-reformation period. Among Norwegian historians and archaeologists the town common areas are often seen as parallels with the common lands of the country side and the common rights to the resources have been emphasised. For these reasons I have chosen to use the expression town common, although I am aware of that this is perhaps not a suitable expression for other similar situations outside Norway.

In the following the author’s ongoing PhD-project, which is scheduled to be completed by 2011, is presented together with some preliminary results.

Main research topics of the PhD-Project

The aim of the PhD-project is to study the background, establishment and the use of town commons from the late Iron Age throughout the Medieval Ages, more specifically the period from the 8th century to the middle of the 16th century. The ultimate aim is to shed light upon everyday life and management of land and natural resources in medieval towns. The archaeological research in Trondheim Bymark forms both the starting point and the empirical base of the project. The studies from Trondheim are then by way of a network of case-studies compared to a selection of towns in Norway, Scandinavia and North-Western Europe. Finally, the phenomenon of town commons is viewed in a broader perspective, in order to shed light upon the role of the town common institution in a more general cognitive urban model.

From this base four main research topics can be extracted:

1. *The origin of town commons.* Important questions concerning this issue are; when were the town commons established and what was their former status? Both archaeological and written material can reveal information as to what the functions of the town common areas were prior to their establishment. This is of importance to understand the process of the establishment of town commons and to reveal changes in past landscapes and functional patterns.
2. *Functions.* The subject of the functions of the town commons raises the questions of why town commons were established. And further, how did the functions of the town commons change through time? How did they differ between towns? There is no written evidence of the use of Bymarka in the Medieval period. Documentation from legal disputes from the 17th– 19th century show that Bymarka provided everyday resources such as firewood, building timber and hay as well as arable land and pastures for livestock. The town common can be seen as an important part of the urban agricultural economy. These aspects of urban life have so far received little attention among archaeologists and have only to a limited extent been included in works about medieval urban life.
3. *Management and regulations.* By the establishment of town commons these landscapes came to form new juridical units. Compared to the towns’ other

surrounding countryside the town commons got a different set of laws and regulations, connected to the towns. The town common was part of the town territory and town jurisdiction. Inside the town jurisdiction the town laws were in force, outside were the laws of the countryside. What principles governed the distribution of resources between the citizens? Were official regulations aimed at securing the reproduction of the natural resources in the town commons? And, in practice, which social groups were dominant among the users of the town common? Did the exploitation of the town commons exceed the limit of natural sustainability with the consequence of changes in the landscape?

4. The town common as an urban idea and general phenomenon. This topic poses the question of what similarities and differences can be seen between the town commons of different towns and what are the explanatory factors behind this? Does the comparison of conditions in different towns give grounds to view the town commons as based upon a similar general idea of necessary elements in a medieval town?

There could also be included a fifth area of study concerning present-day heritage management: Why and how should we preserve the landscape of the medieval town commons? Unlike many other cities and towns in North Western Europe dating back to the Medieval Ages, Trondheim has to a large extent kept its town common unaffected by modern building activities. Today Bymarka is a forest area much used for hiking and recreation by the citizens of Trondheim.

The archaeology of Bymarka

Settlement and agricultural activities

Trondheim Bymark is about 30 sqkm, and is situated west of the town centre. The landscape is varied; it consists of forest, sloping hills, bogs, small lakes and grassy fields. Up until the late 19th century, Bymarka had a rural settlement consisting of about 50 small farms, smallholdings and sheds for summer pasture. Farming in Bymarka gradually came to a stop in the decades around 1900. The earliest written record that verifies the existence of Bymarka as town common is a description of its borders dating to about 1310. This description is found in a supplement to Magnus the Lawmender's codebook of 1276 (*Norges gamle love II*, 215, 1848).

Archaeological research in Bymarka is made up of a series of small-scale excavations combined with surface surveys. This gives the necessary quantitative and qualitative knowledge of the different sites, at the same time it is a method which is not overly demanding with regard to finances or manpower.

From the late Iron Age and prior to the establishment of the town common, the archaeological record consists mainly of several ancient corn fields lying both on the infields and the outfields of the historically known farms. The oldest field dates back to the early Roman period, cal. AD 90–240 (TUa–2314). Excavations in lynchets on the infields of one of the farms has resulted in placing the clearance of this farm to the Viking Age and early Medieval period, cal. AD 889–1160

The results from Bymarka correspond in time with the first indications of urban settlement in the downtown areas. Based on material from excavations in central Trondheim archaeologist *Axel Christophersen* (1994, pp. 274–83) has characterised the period late 10th to mid 11th century as a pre-urban stage and a phase of urban establishment and expansion.

The town common is traditionally believed to have been established in the same period as the town itself, at the turn of the 10th century, and then as a result of a royal power claiming the right to the land, perhaps through confiscation. The town common area is said to have been given by the king to the town people as town common (*Blom* 1976, p. 21; 1997, p. 34; *Hallan* 1976, p. 33). Keeping in mind the picture of an Iron Age settlement in the area, it seems that the establishment of the town common represented a considerable change in the use of the area and the accessibility to the land- and natural resources. It is also likely to have shifted the local power structures and settlement patterns.

Through the establishment of the town common the town people were in principle guaranteed a place for collection of basic natural resources. However, recent finds in Bymarka modifies this point of view.

Evidence of charcoal production in the town common

In the last five years a relatively large number of charcoal pits from production of charcoal have been found in Bymarka. In total circa 121 charcoal pits have been measured and mapped. So far eight of these are carbon dated. Half of them belong to an early period extending from about the middle of the 11th century to the late 13th century. The remaining half part has it's main emphasis the 14th century. One of the pits shows evidence of having been used twice, thus belonging to both these periods (see table 1). The percentage of excavated pits is still modest, but will be considerably increased with further field work. As shown in table 1, the ¹⁴C-datings give rather large dating intervals. One obvious problem this causes is in substantiating the simultaneity of the charcoal production in the pits found. This also causes problems when comparing written sources with archaeological material. The intervals might be improved by re-running samples through ¹⁴C-accelerator dating. Similarities in size, structure, the placing of the pits in the terrain and composition of the raw materials used may however indicate that the charcoal production in the pits took place within the same pattern of production and resource management.

The pits surveyed are mainly situated in two areas of the town common. However, test surveys in other areas show that pits are probably spread over the whole of the town common and new pits are increasingly found. An estimate of the minimum number of charcoal pits in Bymarka as a whole could be 300. Even 500 pits would most likely not exceed a reasonable guess. This indicates a large production of charcoal that probably has exceeded the need of local farms. During the Medieval Period the number of farms in Bymarka was probably less than ten (*Sandnes* 1971, p. 44; *Berge* 1999, p. 127). The coming excavations of charcoal pits may shed further light on the production as a more statistically reliable material might make it possible to estimate the volume of charcoal produced per pit.

Table 1: Charcoal production pits in Bymarka, Trondheim. ¹⁴C-datings and wood type analysis

Serial number and Site area	¹⁴ C-age BP	Calibrated Age	Type of wood in charcoals and Number of pieces in sample
K-161, Tempervoll, Central Bymarka	840 +/- 50	AD 1170–1260	Birch (<i>Betula</i>) 40 pcs
K-60, Helkanseter S, Central Bymarka	785 +/- 70	AD 1215–1290	Birch (<i>Betula</i>) (15 pcs)
			Sallow /willow (<i>Salix</i>) /aspen (<i>Populus tremula</i>) 14 pcs
			Pine (<i>Pinus</i>) 11 pcs
K-152, Helkanseter Ø, Central Bymarka	630 +/-65	AD 1295–1405	Birch (<i>Betula</i>), Pine (<i>Pinus</i>)
K-154, Helkanseter Ø, Central Bymarka	595 +/- 65	AD 1300–1415	Birch (<i>Betula</i>), Pine (<i>Pinus</i>)
K-65, Helkanseter/Sommerseter, Central Bymarka	930 +/- 75	AD 1020–1215	Birch (<i>Betula</i>) 40 pcs
K-125-1, phase 1, Trolla, Bymarka North	880 +/- 75	AD 1040–1250	Birch (<i>Betula</i>) 40 pcs
K-125-2, phase 2, Trolla, Bymarka North	605 +/- 75	AD 1300–1415	Birch (<i>Betula</i>) 36 pcs
			Sallow / Willow (<i>Salix</i>) / Aspen (<i>Populus tremula</i>) 3 pcs
			Pine (<i>Pinus</i>) 1 pc
K-71-1, Layer 1, Holstdammen, Bymarka North	790 +/- 75	AD 1205–1290	Birch (<i>Betula</i>) 40 pcs
K-71-2, Layer 2, Holstdammen, Bymarka North	820 +/- 75	AD 1165–1285	Birch (<i>Betula</i>) 27 pcs
			Sallow/Willow (<i>Salix</i>)/Aspen (<i>Populus tremula</i>) 13 pcs
K-80, Damhaughytta, Bymarka North	670 +/-70	AD 1285–1395	Birch (<i>Betula</i>), Pine (<i>Pinus</i>)

Finds of charcoal pits are in many cases sought connected to iron smelting sites. In Southeastern Norway charcoal pits connected to the iron smelting process are often found clustered around iron smelting sites from the Iron Age and Medieval period (eg. *Narmo* 1997; *Rundberget* 2007, p. 24; p. 248). This is not the

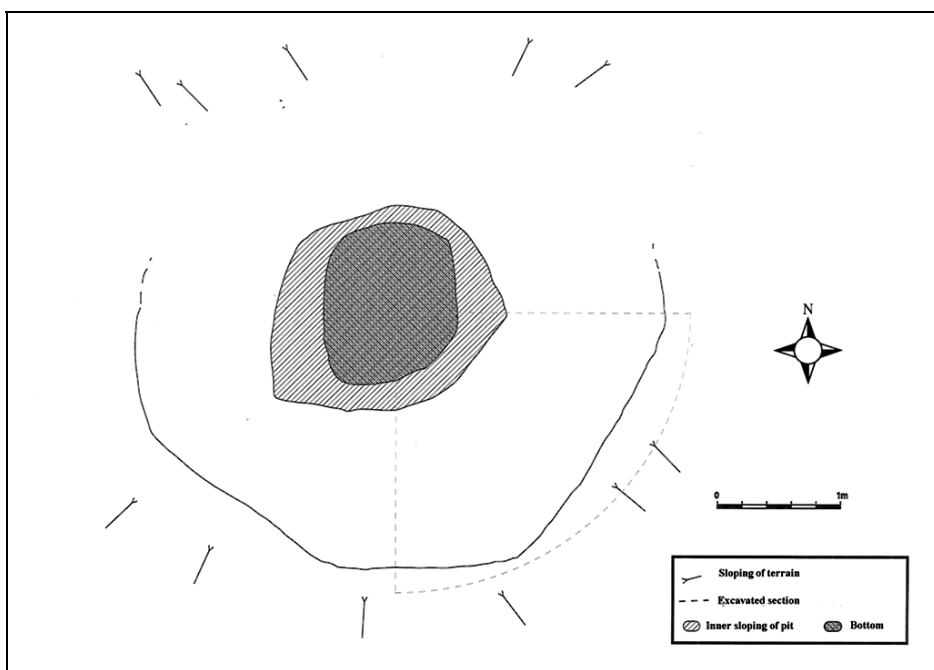


Fig. 2: Charcoal pit in Bymarka, Trondheim. The internal stratigraphy of this pit shows two production phases (AD 1040–1250 and AD 1300–1415)
Photo by Ivar Jensås, drawing of the surface before excavation by Ragnhild Berge

case in Bymarka. So far only one iron production site has been found and this site precedes the excavated charcoal pits. As mentioned the iron production site is dated from the late 9th to the early 11th century. Another distinctive factor is that analysis of the charcoal found in the pits and at the iron production site show differences in the type of wood used. Charcoals from the iron production site are made of pinewood whilst deciduous wood; birch (*Betula*), sallow, willow (*Salix*) and aspen (*Populus tremula*) dominate in samples from the charcoal pits. In Norwegian contexts charcoal made from coniferous trees is not uncommonly found at iron smelting sites from the Late Iron Age and Medieval Ages (e.g. *Narmo* 1997, p. 143; *Rundberget* 2007, p. 82). The occurrence of deciduous wood in the charcoal pits in Bymarka can of course reflect the dominant types of trees in Bymarka at the time. Also branches and small deciduous trees may have been considered secondary wood unusable for other purposes. For house building pine was preferred in this region. On the other hand, the dominance of deciduous wood in the charcoals could reflect a deliberate choice of raw material to give the charcoal specific qualities. Charcoal of deciduous wood makes harder and less brittle pieces and in general burns more cleanly and slowly than charcoal from coniferous trees, which makes it more suitable for metal forging (*Foley* 1986, in *Antal and Grønli* 2003, p. 1631). The factors mentioned above and the pits being situated in the town common points towards that the charcoal was meant for consumption in the central parts of the town and that the charcoal was primarily intended for metal forging.

Some preliminary concluding remarks

The archaeological records give evidence of farming and settlement in Bymarka long before the urbanisation of the Trondheim-area. The establishment of the town common is likely to have shifted local power- and settlement structures. However some agricultural functions continued into the Medieval Period. More unexpected were the finds of charcoal pits from the Medieval Period, especially as the number of pits could indicate a rather extensive production. It was also unexpected due to the absence of references to charcoal production in written sources. Neither is charcoal production known from the town commons of any of the other medieval towns in Norway. This may of course be caused by the lack of archaeological surveys.

Charcoal production has it seems occupied large areas in the town common. This would likely have implied regulations on the use of land. The high number of pits in the two main survey areas indicates that charcoal production may have been the dominant activity in some parts of the town common, and that other activities, like grazing of livestock, may have been pushed to other areas. Grazing may later have followed on the heels of charcoal production, as the removal of trees and the different ways of exploitation of the town common may have provided good pastures. The mechanisms regulating the interactions between town common activities could be both direct restrictions and economic motivating powers. Another possibility is that the needs of urban agriculture, in the early days being

small, was mainly achieved by using areas closer to the town settlement. Charcoal production may thus represent a key to understanding of town common management in Trondheim in the Middle Ages. The apprehension of the use of the town common in the post-medieval time cannot automatically prove to be valid for the Medieval Periods.

Questions which need further investigation are who was behind this potentially large production of charcoal? Was it carried out on the initiative of local men or farmers selling their charcoal to craftsmen, builders or building sites? Charcoal production has also spent enormous amounts of wood. Who had the access, power and acceptance to claim both these resources? As charcoal production took place within the town territory, was it perhaps both initiated, financed and supervised by the town authorities, – the church or the royal power – , who might also have been the consumers of the charcoal?

As mentioned in the introduction it may seem to be an acceptance among Norwegian researchers to view the resources of the town common as distributed by principles of common rights of all citizens. The evidence of charcoal production in Bymarka gives reason to question this apprehension of “democratic rights” in the town common. The power to control resources of the common town citizen seems to have been restricted. The use of the town common can in the early stages have been an arena for production for the benefit and under the initiative of the town authorities, most likely the church.

The ^{14}C -datings indicate that the production of charcoal in Bymarka took place in a period of increasing economic growth in Central Norway. The Archbishopric of Nidaros, Trondheim was established in 1152/53, and became a major economic catalyst both on a local and regional scale. The building of churches is one activity enduring through the Middle Ages. In the countryside of central Norway 25 stone churches were built (*Brensdalsmo* 2003, p. 243), the main part of them during the 12th and the beginning of the 13th century. In Trondheim about 10 churches were erected (*Ekroll* 2006, p. 233), many of them in the same period as the building of the town cathedral took place. Charcoal would have been needed both in the building process and as an ingredient in lime plastering. Central Norway was also one of the major arenas for the civil wars taking place in Norway in the 12th century, thus creating a demand for weapons. This has also been considered as a motive power for the increased iron smelting in central Norway in this period (*Stenvik* 1997, p. 262). A relatively large area in the excavated parts of downtown Trondheim has shown continuous evidence of metal refining and a number of smithies from the end of the 12th century to the middle of the 14th century (*Nordeide* 1994, p. 217; p. 222). The charcoal pits in the areas surrounding Trondheim may fit well into that pattern.

References

- Antal, Michael Jerry and Grønli, Morten*: The Art, Science, and Technology of Charcoal Production. – In: *Industrial & Engineering Chemistry Research*, Volume 42 Nr. 8, 2003. D10.1021/ie0207919 Web Release Date: March 14, 2003. Copyright © 2003 American Chemical Society. ACS publications 2003, pp. 1619–1640.
- Berge, Ragnhild*: Øvre Iladalen – ei grend i Trondheims Bymark. Kildebruk i historisk arkeologi. Unpublished “Cand. Philol. thesis” at the Department of Archaeology and Cultural history, Museum of Natural and Cultural history NTNU. – Trondheim 1999.
- Berge, Ragnhild*: Trondheim Bymark – takmark og utmark. – In: *Nordeide, Sæbjørg Walaker [ed.]*: Fra vernesone til risikosone. Studier i middelalderbyene Bergen og Tønsbergs randsoner. NIKU Tema, 14. Norsk institutt for kulturminneforskning. Oslo 2005. pp. 61–68.
- Björklund, Annika*: Stadsjorden – en lantlig del av staden: historisk studie av det agrara stadslandskapet med särskilt fokus på Arboga. Unpublished “Magister” thesis at the Department of Human Geography. – Stockholm University 2003.
- Björklund, Annika*: Urban farming in rural towns: cultivation and livestock keeping in Uppsala before 1900. Unpublished “Licentiat” thesis at the Department of Human Geography. – Stockholm University 2008.
- Bloch-Nakkerud, Tom*: Kullgropen i jernvinna øverst i Setesdal. *Varia* 15. Universitetets Oldsaksamling. – Oslo 1987.
- Blom, Grethe Authén*: Grunnrettigheter og arealdisponeringer i Trondheim by i middelalderen. – In: *Kirkhusmo, Anders [ed.]*: Tre bidrag om byens eldste historie. Throndhjemske samlinger. Volume 10, part 1. Trondheim 1976, pp. 7–23.
- Blom, Grethe Authén*: Hellig Olavs by: middelalder til 1537. Volume 1 of the series: Trondheims historie 997–1997. Eds: *Sandnes, Jørn et al.* Universitetsforlaget 1997.
- Brendalsmo, Jan*: Kirker og sogn på den trønderske landsbygda ca. 1000–1600. – In: *Imsen, Steinar [ed.]*: Ecclesia Nidrosiensis 1153–1537. Søkelys på Nidaroskirkens og Nidarosprovinsens historie. Trondheim 2003 (Senter for middelalderstudier, NTNU. Skrifter, Nr. 15), pp. 233–253.
- Christophersen, Axel*: Mot syntesen. – In: *Christophersen, Axel and Nordeide, Sæbjørg Walaker*: Kaupangen ved Nidelva. Riksantikvarens Skrifter Nr. 7. Trondheim 1994, pp. 261–293.
- Dybdahl, Audun*: Nidaros erkesetes økonomi. – In: *Imsen, Steinar. [ed.]*: Ecclesia Nidrosiensis 1153–1537. Søkelys på Nidaroskirkens og Nidarosprovinsens historie. Trondheim 2003 (Senter for middelalderstudier, NTNU. Skrifter, Nr. 15), pp. 279–319.
- Ekroll, Øystein*: Ei anna historie. –norsk mellomalder i arkeologisk lys. Tapir akademisk forlag. – Trondheim 2006.
- Foley, Gerald*: Charcoal Making in Developing Countries; Earthscan. – London 1986.
- Hallan, Nils*: Sagakritiske og toponymiske bemerkninger til Trondheims eldste historie. – In: *Kirkhusmo, Anders [ed.]*: Tre bidrag om byens eldste historie. Throndhjemske samlinger, Volume. 10, part 1. Trondheim 1976, pp. 24–51.
- Köppke, Jürgen*: Hildesheim, Einbeck, Göttingen und ihre Stadtmark im Mittelalter. Untersuchungen zum Problem von Stadt und Umland. Dissertation. – Hildesheim 1967.
- Lindeblad, Karin*: The Town and the Three Farms. On the organization of the Landscape in and around a Medieval Town. – In: *Andersson, H; Carelli, P. and Ersgård, L. [eds.]*: Visions of the Past. Trends and traditions in Swedish medieval archaeology. 1997 (Lund Studies in Medieval Archaeology, 19. Riksantikvarieämbetet Arkeologiska undersökningar Skrifter, Nr. 24. Central board of National Antiquities), pp. 491–512.

- Lindeblad, Karin*: Den gröna staden. – In: *Larsson Stefan [ed.]*: Nya stadsarkeologiska horisonter. Riksantikvarieämbetet. Lund 2006, pp. 301–318.
- Narmo, Lars Erik*: Jernvinne, smie og kullproduksjon i Østerdalen. Arkeologiske undersøkelser på Rødsmoen i Åmot 1994–1996. Oslo 1997 (Varia, 43. Universitetets Oldsaksamling).
- Nordeide, Sæbjørg Walaker*: Håndverket. – In: *Christophersen, Axel and Nordeide, Sæbjørg Walaker*: Kaupangen ved Nidelva. Trondheim 1994 (Riksantikvarens Skrifter, Nr. 7), pp. 213–243.
- Norges gamle love (NgL): Edition by: *Keyser, R.; Munch, P. A.; Storm, G. and Hertzberg, E.* Volume II. – Christiania 1846–1895.
- Rundberget, Bernt [ed.]*: Jernvinna i Gråfjellområdet. Gråfjellprosjektet Volume 1. – Oslo 2007 (Varia, 63. Kulturhistorisk museum Fornminneseksjonen. Universitetet i Oslo).
- Sandnes, Jørn*: Ødetid og gjenreisning. Trøndersk busetningshistorie ca 1200–1600. Universitetsforlaget 1971.
- Sandnes, Jørn*: Byens takmark. – In: *Bull, I.; Grankvist, R. and Kirkhusmo, A [Eds]*: Fra takmark til byens grønne lunge. Trondheim Bymark fra de eldste tider til i dag. Tapir akademiske forlag. Trondheim 2006, pp. 11–79.
- Schiøtz, Johannes*: 25-Aarsberetning om Skovplantningen af Throndhjems Bymark 1872–96. Særtryk af Throndhjems Kommuneforhandlinger. Aktietrykkeriet, I. – Trondhjem 1897.
- Stenvik, Lars*: Iron Production in Mid-Norway, an answer to local demand? In: *Häßler, H. J. [main ed.]*: Studien zur Sachsenforschung 10. Isensee Verlag, Oldenburg 1997, pp. 253–263.

Renger E. de Bruin

Utrechter Patrizier und Bürger als Gutsbesitzer

Ein Aristokratisierungsprozess, 1600–1850¹

Mit 6 Abbildungen

Einleitung

Am 7. August 1807 kaufte der Utrechter Anwalt Paulus Wilhelmus Bosch auf einer Auktion Schloss Drakenstein, das aus dem Nachlass eines kurz zuvor verstorbenen Amsterdamer Kaufmannes stammte (*Olde Meierink* 1995, S. 177). Das Schloss, heute Wochenendhaus der niederländischen Königin Beatrix, hat einen mittelalterlichen Ursprung. Es war bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts in nichtadligen Besitz gekommen, doch der Ankauf durch einen absoluten Parvenü muss für die traditionelle Elite ein Schock gewesen sein. Bosch, der sich fortan wie ein Edelmann »Bosch van Drakenstein« nannte, war ein Emporkömmling, der in großem Maße von den durch die französische Invasion 1795 geschaffenen Möglichkeiten profitiert hatte. Er entstammte einer römisch-katholischen Familie von Destillateuren, die dank ihrer Geschäftstüchtigkeit außerordentlich wohlhabend geworden waren. Er und sein Bruder Hendrik Willem waren die ersten in der Familie, die studiert hatten. Neben seiner Tätigkeit als Anwalt arbeitete P. W. Bosch auch noch im Familienbetrieb, der eine Brennerei und eine Ölmühle umfasste. Seit der Revolution, die nach der Invasion ausgebrochen war, hatte er in der Politik Karriere gemacht und war im Zuge dessen schließlich *maire* (Bürgermeister) von Utrecht geworden. Drakenstein sollte nicht sein einziges Schloss bleiben. Jedes Mal, wenn seine fruchtbare Gattin ihm einen Sohn schenkte, kaufte er für den Nachkommen ein herrschaftliches Haus in der Umgebung von Utrecht. Dass Bosch katholisch und sehr profranzösisch war, machte sein Verhalten besonders schockierend.

Bosch ist ein extremes Beispiel für diejenigen Bürger, die ihren rezenten sozialen Aufstieg zu unterstreichen suchten, indem sie aus adligem Besitz stammende Immobilien erwarben. Dieses Aristokratisierungsstreben nichtadliger

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

Gruppierungen war bereits im 17. Jahrhundert erkennbar und trat im 18. Jahrhundert immer ausgeprägter zutage. Zum großen Teil handelte es sich bei den Akteuren um Mitglieder des städtischen Patriziats, einer ursprünglich der Kaufleuteklasse entstammenden Schicht nichtadliger Verwalter. Während der Revolutionsperiode 1780–1813 verstärkte sich diese Entwicklung ganz erheblich. Der Adel kam zunächst unter Beschuss, wurde dann abgeschafft und schließlich wieder eingeführt, wobei für die neue Elite die Möglichkeit der Erhebung geschaffen wurde. Die neue Elite hatte von der Revolution deutlich profitiert. Nach 1813 kam der Adel wieder zu Ehren, musste jedoch neu geadelte Mitglieder in seinen Reihen dulden.

In diesem Beitrag soll das Aristokratisierungsstreben von Patriziat und wohlhabendem Bürgertum nachgezeichnet werden, wobei der Fokus geografisch auf Utrecht liegt. Als Ausdruck dieses Strebens wird der Erwerb von Schlössern und Landsitzen in der weiteren Umgebung von Utrecht durch nichtadlige Utrechter betrachtet. Um die Bedeutung dieser Schlösser für den Adelsstatus verständlich zu machen, werden zunächst die Entstehung und die Blüte des Utrechter Adels in Bezug zu den Schlössern in diesem Gebiet erläutert. Als nächstes wird der Erwerb von Schlössern durch Nichtadlige thematisiert, wobei die betreffenden Gruppen (Patriziat und wohlhabendes Bürgertum) im Hinblick auf ihre Position innerhalb der niederländischen Gesellschaft betrachtet werden. In diesem Zusammenhang wird auch der Neubau von Landgütern behandelt. Die Beschleunigung des Erwerbsprozesses während der Revolutionsperiode 1780–1813 ist das nächste Thema. Schließlich werden die Verhältnisse nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit der Niederlande im Jahr 1813 dargestellt.

Adel und Schlösser

Die Kernbegriffe in Bezug auf den Adel sind Geburtsrecht, Lebensstil, gesellschaftliche Funktion und Tradition. In den europäischen Gesellschaften der vergangenen Jahrhunderte gab es stets eine Oberschicht, die sich durch einen abweichenden, als überlegen angesehenen Lebensstil abgrenzte und die außerdem einen meist an den Landesfürsten gebundenen, eigenen rechtlichen Status hatte.² Edelleute gehörten in allen europäischen Ländern zu den Reichsten. Sie hatten auch die wichtigsten Funktionen inne. Erblichkeit über die männliche Linie war dabei stets die übliche Art des Erhalts von Adelstiteln. Erhebung in den Adelsstand war eine zusätzliche Möglichkeit. Sofern es sich um einen echten, erblichen Titel handelte, konnte dieser an die Nachkommen weitergegeben werden. Je länger die Erhebung zurücklag, desto angesehener war der Titel. Dies äußert sich besonders deutlich im englischen Brauch der Nummerierung (»der siebte Herzog von Marlborough«).

2 So unterscheidet *Otto Gerhard Oexle* vier »Schwerpunkte«: 1) adlige Mentalität, 2) »historische Existenzweise des Adels«, 3) »Adel als Stand« und 4) »politisch-soziale Funktion des Adels und nennt als fünften Punkt »Adelslegitimation« (*Oexle* 1990, S. 21).

Die Abstammung war stets ein essenzieller Aspekt des Adelsbegriffs. In den Niederlanden des 18. Jahrhunderts wurde die *Frage* »wat is den adel voor een dingh« (»was ist Adel«) wie folgt beantwortet: »een onderschijft van geboorte of staadt, sijnde een privilege.« (»ein Unterschied hinsichtlich von Abstammung oder Status, der ein Privileg darstellt«).³ Die Existenz des Adels war bis Ende des 18. Jahrhunderts kaum umstritten. Sie wurde theologisch, historisch und biologisch legitimiert: durch göttliche Ordnung, Alter und Blut (*Oexle* 1990, S. 48; *Streng* 2003, S. 71–72.).

Adel und Schlösser haben ihren Ursprung im Mittelalter. Es ist daher notwendig, bis zu dieser Zeit zurückzugehen, um das Phänomen der Aristokratisierung durch den Erwerb von Schlössern zwischen dem Anfang des 17. und der Mitte des 19. Jahrhunderts verstehen zu können. In der heutigen Provinz Utrecht wurden im Mittelalter zahlreiche Burgen gebaut, von denen auch heute noch einige vorhanden sind – sei es nicht immer in der ursprünglichen Form, sondern meist umgebaut zu Schlössern. Besonders viele finden sich im Südosten der Provinz entlang des Kanals Langbroekerwetering.⁴

Der Bau der Burgen und die starke Konzentration des Adels im Bereich der Langbroekerwetering hängen eng mit der Trockenlegungsgeschichte zusammen. Als der Bischof von Utrecht im Jahr 1122 mit dem Bau eines Dammes im Rhein die Voraussetzung für die Trockenlegung des Sumpfgebietes südlich des Utrechtse Heuvelrug (Utrechter Hügelrücken) schuf, befand er sich auf dem Höhepunkt seiner Macht (*Dekker* 1983, S. 585–596). Der Bischof war nicht nur ein geistlicher Würdenträger, sondern auch ein weltlicher Fürst: Er war Lehnsmann des deutschen Kaisers, zu dessen Reich die heutigen Niederlande gehörten. Da die Kaiser-Könige Bischöfe ernennen durften, unterstützten sie diese und erweiterten deren Territorium.⁵ Das Bistum umfasste die heutigen niederländischen Provinzen Utrecht, Overijssel und Drenthe, ebenso wie große Teile Gelderlands, Nord- und Südhollands und die Stadt Groningen.

Diese günstige Konstellation fand noch im selben Jahr (1122) ein Ende, nachdem der deutsche Kaiser durch das Konkordat von Worms das Recht zur Einsetzung von Bischöfen verloren hatte.⁶ Durch das Konkordat war das Wahlrecht formal auf die Gläubigen im Bistum übertragen worden. De facto wurde es von den Kapiteln ausgeübt. Nach der Wahl musste der Kandidat noch vom Papst

3 *Louis Trip de Marez: Aantekeningen* (Het Koninklijk Nederlandsch Genootschap voor Geslacht – en Wapenkunde) C(ollectie de) M(arez) O(ijens), Nr. 3. Zitiert nach (*Aalbers* 1987a, S. 56).

4 Die Passagen über die Entstehung des Adels in Utrecht decken sich teilweise mit einer meiner eigenen rezenten Veröffentlichungen über den Adel im Gebiet der Langbroekerwetering: (*de Bruin* 2008, S. 18–25).

5 Zum Reichskirchensystem und zum Ausbau der weltlichen Macht des Utrechter Bischofs siehe: *van Winter* 1997a-b, S. 103–114 und S. 115–130. Eine relativ rezente Studie zum Erwerb von Gebieten durch den Bischof von Utrecht ist die folgende: (*van Kalveen* 2002).

6 Zum sogenannten Investiturstreit der Kaiser Heinrich IV. und Heinrich V. mit dem Papst siehe u.a. (*Barraclough* 1968) und (*Stiegeman u. Wernhoff* 2006).

zum Bischof geweiht und vom Kaiser als Lehnsmann angenommen werden. Die reichen und jetzt noch viel mächtiger gewordenen Kapitel setzten sich aus Kanonikern zusammen, die der regionalen Elite entstammten (*van Vliet* 2002). Unter anderem durch die Trockenlegungen entlang der Langbroekerwetering und entlang des Flusses Vecht im Nordwesten der Stadt Utrecht konnten sie ihren Reichtum enorm ausbauen. Jetzt, wo die Bischöfe nicht mehr vom Kaiser ernannt wurden, hatte dieser kein Interesse mehr daran, sie zu unterstützen. Die Bischöfe wurden so zum Spielball der Kräfte in ihrer Umgebung. Die Grafen von Holland und Gelre eroberten stets mehr Gebiete (*van Winter* 1997c). Durch den Verlust der Veluwe wurde das *Sticht*, das weltliche Bistum, in Nedersticht und Oversticht geteilt. Durch den holländischen Vormarsch wurde die Stadt Utrecht von der Zuiderzee abgeschnitten.

Aber auch innerhalb seines schrumpfenden Territoriums verlor der Bischof an Einfluss. Die Kapitel entwickelten sich zu immer mächtigeren Institutionen, die nicht nur den Bischof wählten, sondern auch in erheblichem Maße die Politik bestimmten – sowohl im kirchlichen als auch im weltlichen Bereich. Der alte Adel war größtenteils verschwunden: teilweise war er ausgestorben, teilweise befand er sich aufgrund der Gebietsverkleinerungen nicht mehr innerhalb des Bistums. Aus den ursprünglich unfreien Dienern des Bischofs, den Ministerialen, entwickelte sich im 12. und 13. Jahrhundert eine neue Aristokratie: die Ritterschaft (*van Winter* 1997d; *Buitelaar* 1993). Der Aufstand der Ministerialen in den Jahren 1159/60 war hierfür das erste Signal. Im Laufe des 13. Jahrhunderts verlor der Bischof jeglichen Einfluss auf seinen ehemaligen Dienstadel. Die Ritter eigneten sich immer mehr Vorrechte an. So begannen sie beispielsweise, Burgen zu bauen. Die Reihe von Burgen bzw. Schlössern entlang der Langbroekerwetering, deren Geschichte in vielen Fällen bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht, ist eines der Ergebnisse dieser Entwicklung (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 11–22). Der Burgenbau lässt sich vorwiegend auf drei Familienclans zurückführen: Die van Wulvens, van Zuydens und van Zijls. Die Familien van Sterkenburg und van Hardenbroek, Erbauer und Bewohner der gleichnamigen Burgen waren Seitenlinien der van Wulvens. Sandenburg wurde im späten 13. Jahrhundert von *Pontiaan van Zijl* oder von seinem Sohn Adam errichtet (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 400). Natewisch, Zuilenburg und Zuilenstein wurden von Mitgliedern der Familie van Zuylen erbaut. Letztere errichteten auch an anderen Orten im Nedersticht Burgen. Ein Beispiel ist das heutige Schloss Zuylen, das nördlich der Stadt Utrecht an der Vecht gelegen ist.

Erbaut als einfache Wohntürme, einer Form die teilweise bis heute erkennbar ist, wurden die Burgen sukzessive erweitert. Eine scharfe Trennung zwischen Adel und Bauern bestand zu jener Zeit noch nicht. Sehr reich gewordene Bauern konnten ihre Höfe zu Burgen ausbauen, während verarmte Edelleute bisweilen ihr Dasein als Bauern fristen mussten.

Gegen 1300 schien an den weltlichen Einfluss des Utrechter Bischofs ein Ende zu kommen, als der holländische Graf Florens V. mit Unterstützung mehrerer Utrechter Adliger das Nedersticht praktisch unterwarf. Nach seinem gewaltsamen Tod, der große Unruhen in Holland zufolge hatte, konnte sich das weltliche Bistum retten. Eine Reihe starker Bischöfe wusste vom Gerangel um die Nachfolge in

Holland zu profitieren. Intern wurde die Macht durch die Zusammenarbeit von Bischof, Kapiteln und der immer einflussreicheren Stadt Utrecht gestärkt. Eines der größten Probleme, die Finanzierung, wurde 1375 mit dem Erlass des *Stichtse Landbrief* durch Bischof Arnoud van Horne gelöst (Rutgers 1975, S. 19–39; de Bruin 2003, S. 26–28). Hierin versprach der Bischof, die territoriale Integrität des Nedersticht zu garantieren und die Stände regelmäßig zu konsultieren. Im Gegenzug bekam er finanzielle Mittel, die vor allem von den Kapiteln und der Stadt Utrecht aufgebracht wurden. Die Ständeversammlung bestand wie gewöhnlich aus der Geistlichkeit, dem Adel und dem dritten Stand, den Städten. Als Vertreter der Geistlichkeit saßen Mitglieder der Kapitel in der Ständeversammlung, die meist im Kapitelsaal des Doms abgehalten wurde. Für den zweiten Stand konnten sich alle Ritter melden, und für den dritten Stand konnten alle Städte eine Delegation entsenden. In der Praxis zeigten nur wenige Ritter Interesse an der Ständeversammlung. Unter den Städten war es vor allem die Stadt Utrecht, die an der Versammlung teilnahm (van den Hoven van Genderen 1987, S. 92–103; de Bruin 2003, S. 28–30). Insgesamt gab es im Nedersticht neun Städte, doch die Verwalter der kleineren Städte wie Wijk bij Duurstede kümmerten sich vorwiegend um lokale Angelegenheiten.

Nach dem Erlass des *Stichtse Landbrief* lief es ein halbes Jahrhundert lang sehr gut mit dem weltlichen Bistum. Ab 1423 bedrohten jedoch Auseinandersetzungen um die Nachfolge und das Machtstreben der Herzöge von Burgund seine Unabhängigkeit. Als Herzog Philipp der Gute seinen unehelichen Sohn David von Burgund erfolgreich als Bischof vortrug, gerieten Nedersticht und Oversticht unter burgundischen Einfluss. Die Kapitel und die Stadt Utrecht verloren ihren Einfluss auf die Verwaltung. Dieser Prozess gipfelte darin, dass Karl V., der Urgroßenkel Philipps, dem weltlichen Bistum im Jahr 1528 ein Ende setzte und es in sein burgundisches Erbe, die Niederlande, eingliederte (van Kalveen 1974; Maarschalkerweerd 1997, S. 33–46). Das Gebiet, das fortan den Namen »Herrlichkeit Utrecht« trug, wurde zentral von Brüssel aus verwaltet. Der Kaiser und seine Landvögtin wurden in den verschiedenen Provinzen von Statthaltern vertreten. Utrecht, Holland und Zeeland hatten einen gemeinsamen Statthalter. Die Macht der Kapitel und der Stadt Utrecht wurde gebrochen. Karl stützte sich vor allem auf den Adel. Die Utrechter Ritterschaft bekam klar definierte Mitgliedschaftsregeln. Die Mitglieder mussten eine *ridderhofstad* besitzen, die auf einer im Jahr 1536 veröffentlichten Liste von 38 *ridderhofsteden* vermerkt war, die über einen Graben, eine Ziehbrücke und eine Vorburg verfügten (Olde Meierink et al. 1995, S. 42; Ottenheim 2008, S. 246). Diese Elemente sollten den burgartigen Charakter (Ursprung) der Gebäude, die mehr und mehr in Schlösser verwandelt wurden, betonen. Die Mitglieder der Ritterschaft mussten außerdem von adliger Abstammung sein und einen adligen Lebensstil pflegen. Auch in anderen Provinzen wurde eine derartige Abgrenzung vorgenommen, so etwa in Gelre (van Winter 1965, S. 85). Im Prinzip hatte Karl V. auch die Möglichkeit, Untertanen in den Adelsstand zu erheben. Hiervon machte er jedoch nur selten Gebrauch (van den Brink 1985, S. 3). Die Abgrenzung nach unten hatte auch eine wirtschaftliche Dimension. Für Adlige war es jetzt undenkbar, sich persönlich mit der Bewirtschaftung des Landes zu befassen, geschweige denn, das

Land selbst zu bearbeiten (*Plomp* 1993, S. 86–132; *van Bavel* 1999, S. 508). Nur die Ausübung verwalterischer, richterlicher und militärischer Aufgaben war rittermäßig.

Der Utrechter Ritterschaft konnten auch Adlige von außerhalb der Provinz beitreten, sofern sie eine *ridderhofstad* aus der Liste erwarben. Ein Beispiel ist der aus dem ehemaligen Oversticht stammende Goert van Reede, der in die regionale Ritterschaft einheiratete und unter anderem Amerongen und Zuilenstein kaufte (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 114). Er erlangte großen Einfluss. So war er Schultheiß der Stadt Utrecht, wo er sich als aktiver Ketzerverfolger hervortat. Kaiser Karl wollte den aufkommenden Protestantismus, der ihm in anderen Teilen des deutschen Reiches große Probleme bereitet hatte, in den Niederlanden mit aller Kraft bekämpfen. Anfangs gelang dies noch recht gut. Unter seinem Sohn Philipp II., der ihm 1555 als König von Spanien und Herr der Niederlande folgte, stießen die Verfolgungen jedoch auf immer größeren Widerstand. Dieser gipfelte schließlich in einen Aufstand gegen die Zentralisierungspolitik des Königs. Der Adel spielte hierbei anfangs eine wichtige Rolle. Der »*Verbond der Edelen*« (Adelsbund) von 1565–66 protestierte gegen die Ketzerverfolgungen und die Schändung der Privilegien. Als der Herzog von Alba im Auftrag Philipps den Aufstand niederschlug, flüchteten mehrere Adlige ins Ausland. Andere wurden Opfer der Verfolgung. Bei dem erfolgreichen Aufstand, den der geflüchtete Statthalter von Holland, Zeeland und Utrecht, Wilhelm von Oranien, im Jahr 1572 initiiert hatte, spielten nichtadlige Calvinisten eine Hauptrolle. Der Adel war gespalten.

Utrecht schloss sich Ende 1576 dem Aufstand an und erkannte Wilhelm von Oranien wieder als Statthalter an. Die Stadt Utrecht, die Ritterschaft und ein Teil der Kapitel unterstützten den Aufstand. Der ehemalige Ketzerverfolger Goert van Reede war einer der größten Verfechter der harten Linie, die um 1580 in der Gründung der Utrechter Union, dem Verbot des römisch-katholischen Gottesdienstes und der Absetzung Philipps II. als Herrscher resultierte.

Adel in einer Republik

Das aufständische Gebiet wurde einige Jahre später zu einer Republik, in der der Calvinismus die privilegierte Religion war. Die Republik der Vereinigten Niederlande war ein föderaler Verbund sieben autonomer Provinzen, die durch Ständeversammlungen regiert wurden, in denen sich der in Ritterschaften organisierte Adel und die Städte die Macht teilten (*Ladermacher* 1993, S. 159–166). Aufgrund dieser Machtteilung kam es zu einer gewissen Verbundenheit zwischen dem Adel und den städtischen Regenten, die ein mehr oder weniger erbliches Patriziat bildeten. Die Verbundenheit entstand aus dem gemeinsamen Kampf gegen den spanischen König, bei dem es vor allem um die Verteidigung der lokalen und regionalen Autonomie ging (*Marshall* 1987, S. 162–163). Ein merkwürdiges semi-monarchales Element in der niederländischen Republik war das Statthalteramt (*Huussen* 1998, S. 150; *Ladermacher* 2007, S. 155–176). Ursprünglich waren die Vertreter des

habsburgischen Landesherrn in den einzelnen Provinzen Träger dieses Amtes. Nach dem Aufstand wurde es von Verwandten des Aufstandsführers, Wilhelm von Oranien, bekleidet. Im 17. Jahrhundert gab es zwei Statthalter: die Nachfahren Wilhelm von Oraniens in Holland und den meisten anderen Provinzen und die Nachfahren seines Bruders Johann in Friesland und anderen nördlichen Provinzen.

Ein bedeutender Teil des Adels entschied sich für die Seite der Reformation. Die Bauernbevölkerung hatte sich der Entscheidung ihres jeweiligen Schlossherrn anzuschließen. Die Entscheidung adeliger Familien wie der van Reedes, van Hardenbroeks, Taets van Amerongens und Borre van Amerongens für den reformierten Glauben hatte zur Folge, dass der Utrechtse Heuvelrug und das Gebiet entlang der Langbroekerwetering abgesehen von vereinzelt katholischen Enklaven wie Rijsenburg einen protestantischen Charakter bekamen. Das Geschlecht der Van Kuilenburgs, das zwischen 1530 und 1681 die *ridderhofstad* Rijsenburg in Besitz hatte, blieb dem katholischen Glauben treu, was daher auch für die Bevölkerung galt. Südlich des Kromme Rijn war dies in den meisten Dörfern der Fall. So stellte der Herr von Schalkwijk seine Schlosskapelle einem katholischen Priester zur Verfügung (Heijmink 2002, S. 162–166).

Der protestantisch gewordene Teil des Adels gewann großen politischen Einfluss. Die Ständeversammlung von Utrecht wurde vom Adel dominiert. Und dies galt nicht nur für den zweiten Stand, sondern auch für die Städte und den ersten Stand. Die Kapitel verloren ihre kirchliche Funktion, blieben aber als Verwaltungsgesellschaften für ihren umfangreichen Immobilienbestand etwa entlang der Langbroekerwetering und der Vecht bestehen. Die Kanoniker waren keine Priester mehr, und neu ernannte Mitglieder durften keine Katholiken mehr sein – wobei es noch Jahrzehnte dauern sollte, ehe dieses Verbot effektiv umgesetzt wurde. Die Ritterschaft hatte bei der Ernennung neuer Mitglieder der Kapitel und deren Abgeordneter für die Ständeversammlung, der *Geëligeerden*, ihre Hand im Spiel. Die Voraussetzungen für die Mitgliedschaft in der Ritterschaft wurden weiter verschärft. Neben dem Besitz einer anerkannten *ridderhofstad* war auch das Bekenntnis zum reformierten Glauben eine Voraussetzung (Fockema Andreae 1973, S. 56). Im Jahr 1597 wurde eine neue Liste von *ridderhofsteden* veröffentlicht.

Der Einfluss des Adels auf die provinziale Politik wurde erheblich eingeschränkt, als Statthalter Moritz im Jahr 1618 während der Auseinandersetzungen zwischen Remonstranten und Kontra-Remonstranten die Macht an sich zog. Dieser theologische Konflikt hätte beinahe einen Bürgerkrieg ausgelöst. Die Utrechter Ritterschaft musste jetzt dafür büßen, dass sie sich auf die Seite der Remonstranten geschlagen hatte. Der Einfluss des Adels auf die städtischen Regierungen verschwand, und die Delegation der Kapitel zur Ständeversammlung wurde zu gleichen Teilen aus Vertretern der Ritterschaft und der Städte zusammengesetzt. In der Ständeversammlung hatte der Adel jedoch weiterhin großen Einfluss. So spielten verschiedene Mitglieder der Familie van Reede im gesamten 17. Jahrhundert und Anfang des 18. Jahrhunderts eine wichtige Rolle.

Durch ihre Aktivitäten in den Organen der Provinz und der Republik wie auch in ihrer Eigenschaft als Offiziere der Armee waren die Utrechter Adligen häufig auswärts tätig. Aber auch in der eigenen Umgebung übten sie großen Einfluss aus.

Aufgrund seiner Herrschaftsrechte war der Edelmann für die Rechtsprechung und die Ernennung von Dorfverwaltern zuständig. Sofern er über eine sogenannte Kollation verfügte, hatte er außerdem eine wichtige Stimme bei der Ernennung von Pastoren (*Fockema Andreae* 1973, S. 48–49, S. 147–148). In dem *waterschap* (Wasserbehörde), in dessen Gebiet die jeweilige Herrlichkeit lag, wie zum Beispiel dem Lekdijk Bovendams, waren die Adligen Deichgeschworener oder Deichgraf.

Das Schloss, mit dem die Herrschaftsrechte verbunden waren und das, sofern es sich um eine *ridderhofstad* handelte, dem Besitzer Zugang zur Ständeversammlung verschaffte, wurde von den Adligen nur im Sommer bewohnt. Den Rest des Jahres verbrachten die adligen Familien in eleganten Stadthäusern am Janskerkhof oder an der Nieuwegracht. Die Einrichtung der Schlösser wie auch der Winterquartiere war äußerst luxuriös. Der gleichzeitige Besitz von Stadt- und Landhäusern war in der Anfangszeit der Republik charakteristisch für den Adel. Landbesitz war neben der Abstammung ein essentielles Element der adligen Identität (*Marshall* 1987, S. 94). Dies galt vor allem für feudalen Besitz, etwa in Form mittelalterlicher Lehngüter.

Konkurrenz für den Adel

Im Laufe des 17. Jahrhunderts verlor der Adel langsam an Terrain gegenüber der gesellschaftlichen Schicht, die vom Aufstand gegen Spanien am stärksten profitiert hatte: dem vorwiegend aus der Klasse der Kaufleute entstammenden städtischen Regentenpatriziat.⁷ Diese Gruppe hatte in den Ständeversammlungen direkt nach dem Aufstand bereits viel Macht an sich gezogen – vor allem in der größten Provinz, Holland. Hatte die Ritterschaft hier zunächst eine von sieben Stimmen, so war es jetzt nur noch eine von 19. Dem Utrechter Adel war es anfangs gelungen, in den Provinzialständen großen Einfluss zu behalten; 1618 aber erweiterte Statthalter Moritz seine eigenen Befugnisse und den Einfluss der Städte deutlich auf Kosten der Ritterschaft. So verlor die Ritterschaft ihren Einfluss auf die Verwaltung der Stadt Utrecht. Moritz Bruder und Nachfolger Friedrich Heinrich stützte sich dagegen stark auf den Adel. Der Edelmann Godard van Reede van Nederhorst (1588–1648), in den dreißiger und vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts ein mächtiger Mann in der Provinz Utrecht, war sein Vertrauter. Als nach dem Tod Wilhelms II., Sohn und Nachfolger Friedrich Heinrichs, im Jahr 1650 in den meisten Provinzen, darunter Holland, kein neuer Statthalter eingesetzt wurde, geriet der Adel in politische Isolation. Wie in Holland bestimmten nun städtische Patrizier die Politik. Der Utrechter Regent Lambert van Velthuijsen war jetzt der wichtigste Politiker in der Provinz, und Johan van Reede van Renswoude und Godard Adriaan van Reede van Amerongen, Bruder und Neffe des bereits erwähnten van Reede van Nederhorst, saßen in der Opposition.

⁷ Siehe hierzu: *Schilling u. Diederiks* 1985.

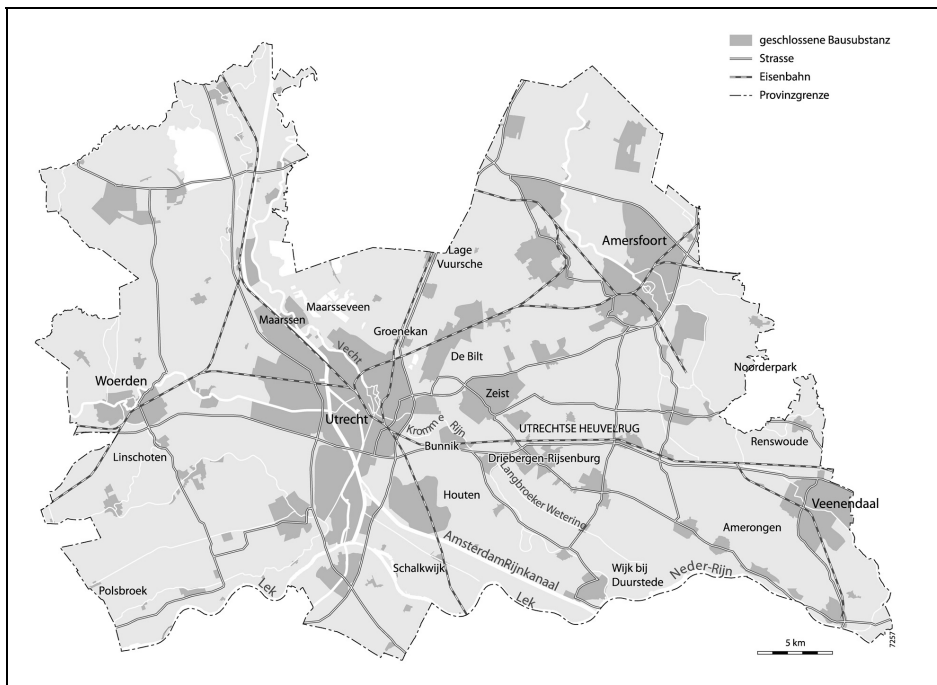


Abb. 2: Die Provinz Utrecht

Karthographie: GeoMedia, Universität Utrecht, 2008

Auch in wirtschaftlicher Hinsicht verlor der Adel gegenüber dem Patriziat an Terrain. Vom enormen Wachstum der niederländischen Wirtschaft im Zeitraum 1590–1660 profitierten vor allem die holländischen Kaufleute und ihre Verwandten in den städtischen Verwaltungen, die Regenten. Dank des Ostseehandels und des Handels mit Asien häuften sie enorme Reichtümer an. Die Edelleute dagegen profitierten viel weniger vom wirtschaftlichen Aufschwung des Goldenen Zeitalters, da sie in den Sektoren, in denen das meiste Geld verdient wurde, kaum oder gar nicht aktiv waren.

Während der Stagnation und des wirtschaftlichen Rückgangs, die auf das Goldene Zeitalter folgten, hatte der Adel schwerere Rückschläge zu verkraften als das städtische Patriziat. So litt der Adel viel stärker unter dem durch sinkende Nahrungsmittelpreise und Ausbrüche von Viehseuchen bedingten landwirtschaftlichen Niedergang zwischen 1650 und 1750, da die Bauern aufgrund ihrer verminderten Einkünfte kaum mehr in der Lage waren, ihre Pacht zu bezahlen (*de Vries u. van der Woude* 1995, S. 262–263). Hierdurch brachen die Einnahmen der Adligen aus ihren riesigen Landgütern ein. Da ein luxuriöser Lebensstil für die Aufrechterhaltung des adligen Status jedoch von essentieller Bedeutung war, konnten Adlige sich nicht wie andere gesellschaftliche Gruppen an die wirtschaftliche Lage anpassen. Die Folgen waren teilweise dramatisch: Einige Adlige verschuldeten sich derart, dass der Verkauf von Gütern erforderlich wurde. Im

schlimmsten Fall musste das Schloss veräußert werden. In diesem Fall ging es in erster Linie darum, das Gut an andere Adlige zu verkaufen (*Marshall* 1987, S. 111). Verkauf an Nichtadlige war die größte Niederlage.

Die Verschiebung von Macht und Reichtum vom Adel hin zum Regentenpatriziat äußerte sich in einem aristokratischeren Lebensstil der Kaufleute und der ihnen entstammenden städtischen Regenten. Der aristokratische Lebensstil zeichnete sich stets durch zwei Merkmale aus, die nun auch für die ambitionierten Neureichen kennzeichnend waren: der Hang nach Luxus und der Besitz eines Anwesens auf dem Land. Zuerst und am deutlichsten manifestierte sich dieses Phänomen in Amsterdam, wo eine calvinistische Kaufleuteklasse mit dem Anschluss der Stadt an den Aufstand im Jahr 1578 die Macht vom alten, größtenteils katholisch gebliebenen Patriziat übernommen hatte. Diese neue Gruppe von Machthabern verschmolz mit den zum reformierten Glauben übergetretenen Stadtverwaltergeschlechtern zu einem neuen Patriziat, das nach und nach die Verbindung zum Handel verlor. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts waren ihre Handelskontakte jedoch noch intensiv genug, um sie vom Aufschwung im Handel profitieren zu lassen. Der Reichtum konzentrierte sich vor allem in Amsterdam. Nahezu die Hälfte aller Besitzer von Vermögen über 200.000 Gulden (außer den Oraniern und dem mit ihnen verbundenen Hans Willem Bentinck) kamen aus Amsterdam (*Zandvliet* 2006, S. xxiv).

Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass gerade die reichen Amsterdamer nach einem höheren Status strebten und sich dabei am aristokratischen Lebensstil des Adels orientierten. Zunächst ließen sie sich immer stattlichere Häuser an den Amsterdamer Grachten bauen. Ein Beispiel ist das Haus der Familie Trip am Kloveniersburgwal. Diese Häuser wurden mit prächtigen Möbeln eingerichtet und mit Gemälden dekoriert. Dies gab dem Kunstmarkt einen bedeutenden Impuls. Die neuen Patrizier richteten ihren Blick jedoch auch nach außen. Sie wollten genau wie der Adel große Häuser außerhalb der Stadt besitzen. Dazu hatten sie zwei Möglichkeiten: ein bestehendes Schloss zu erwerben oder einen neuen Landsitz bauen zu lassen. Außer als Statussymbol diente ein Haus auf dem Land auch dazu, das Leben angenehmer zu machen. Im schnell wachsenden Amsterdam stanken die Grachten im Sommer fürchterlich. Der Aufenthalt außerhalb der Stadt war gesünder und angenehmer. Im Winter ließen sich die Landhäuser jedoch nicht heizen, während es in der Stadt auszuhalten war. Was den Standort des Zweithauses anging, war es wichtig, dass die Entfernung von Amsterdam akzeptabel war (*Ottenheym* 2008, S. 250). Auch im Sommer musste ein Regent schließlich seinen politischen Pflichten in der Stadt nachkommen, aber gleichzeitig genug Zeit mit der Familie verbringen. Das Gebiet entlang der Vecht war daher ideal. Die Gegend war wunderschön, es gab Ländereien mit Schlössern zu kaufen, und dank der komfortablen Schifffahrtverbindung konnte man Amsterdam innerhalb von vier bis fünf Stunden erreichen. Das Gebiet lag teilweise in der Provinz Holland und teilweise in der angrenzenden Provinz Utrecht. Der Erwerb von Immobilien auf dem Land wurde für Kaufleute und Patrizier immer einfacher, da die Landwirtschaftskrise, die dem Adel so stark zusetzte, die Bodenpreise immer weiter sinken ließ (*Mulder* 2006, S. 42–43).

Einer der ersten Amsterdamer Patrizier, die sich im Utrechter Teil der Vecht-Region niederließ, war Johan Huydecoper (1600–1661). Er war der Sohn des Gerbers Jan Jacobsz. Bal, später Huydecoper, der seines reformierten Glaubens wegen ins Exil gegangen war und nach seiner Rückkehr einen Sitz im Stadtrat erhalten hatte (*van der Wal* 1997, S. 73). Als Kaufmann und früher Anteilseigner der Verenigde Oostindische Compagnie (VOC) kam er schnell zu Reichtum. Als Kapitalanlage erwarb er 1608 den Gutshof »De Gouden Hoeff« bei Maarssen an der Vecht. Sein Sohn Johan setzte den Aufbau des Familienkapitals durch Handelsaktivitäten, Investitionen in Aktien und Immobilienspekulationen entschlossen fort. Daneben gelang es ihm, seine politische Macht auszubauen. Sowohl in seinen geschäftlichen als auch in seinen politischen Ambitionen wurde er vom Netzwerk seiner zweiten Frau Maria Coymans, Tochter einer steinreichen, aus Antwerpen geflüchteten Familie, unterstützt. Seinen Status unterstrich Johan Huydecoper zunächst durch den Bau eines prächtigen Stadthauses an der Amsterdamer Singel, wo er sogar Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg empfing. Dann ließ er den Gutshof, den sein Vater in Maarssen gekauft hatte, zum Landsitz Goudenstein ausbauen. Sein Schwager Pieter Belten ließ, ebenfalls in Maarssen, von dem bekannten Architekten Jacob van Campen den Landsitz Huis ten Bosch bauen (*Stenvert* 1997, S. 390). Huydecoper arbeitete mit dem Baumeister Philip Vingboons zusammen. Damit folgten sie dem holländischen Klassizismus, der zu jener Zeit in Mode war. Dieser Stil orientierte sich stark an den großen italienischen Baumeistern Andrea Palladio und Vincenzo Scamozzi.

Weitere Amsterdamer Patrizier folgten dem Vorbild Huydecopers und zogen an die Vecht. Für den Utrechter Adel war der Aufmarsch der neureichen Amsterdamer in ihrem Gebiet schwer zu verdauen. Die Stände von Utrecht wehrten sich heftig gegen die Versuche Huydecopers und seiner Konsorten, in die Vecht-Region im großen Stil Land zu kaufen und sich sogar Herrlichkeiten anzueignen. Huydecopers Prahlerei mit einem in Schweden gekauften Adelstitel verschärfte die Situation weiter (*Ottenheym* 2008, S. 251). Der Konflikt steigerte sich derart, dass Statthalter Friedrich Heinrich vermitteln musste. Im Jahr 1647 gelang es Huydecoper schließlich, die Herrlichkeit Maarsseveen zu erwerben. Als Herr von Maarsseveen entwickelte sich Huydecoper zu einem echten Bauunternehmer. Auf den neu erworbenen Grundstücken an der Vecht ließ er mindestens 25 Anwesen errichten. Hierfür schaltete er Architekten wie Vingboons ein (*van der Wal* 1997, S. 76). Damit übernahm er selbst die Regie über den Zustrom der holländischen Elite in das Gebiet im Nordwesten der Provinz Utrecht. Der Dichter und statthalterliche Sekretär Constantijn Huygens zeigte sich verblüfft über das Projekt. Er nahm die neu erschaffene Umgebung als Paradies wahr. Auf Goudenstein hielt Huygens sich genau wie in seinem Amsterdamer Stadthaus einen großen Bedienstetenstab. Hier empfing er Schriftsteller und Gelehrte wie Huygens, P. C. Hooft, Jan Vos und Caspar Barlaeus. Auch stand er in Kontakt mit bekannten Malern wie Bartholomeus van der Helst, Govert Flinck und Artus Quellinus, von denen er sich portraitieren ließ.

Weitere Terrainverluste für den Adel

Von allen Aktivitäten Huydecopers war der Erwerb der Herrlichkeit Oud- en Nieuw-Maarsseveen für den Adel am wenigsten erträglich. Den Besitz von Herrschaftsrechten und *ridderhofsteden* und den damit verbundenen Zugang zum zweiten Stand der Utrechter Ständeversammlung betrachtete der Adel als seine Privilegien. Adlige waren daher bemüht, diese Güter in der Familie zu halten. Bis Mitte des 17. Jahrhunderts gelang dies auch meist. Von den 55 in den Lehnregistern beschriebenen Gütern blieben im Zeitraum 1500–1650 32 im Besitz derselben Familie (Marshall 1987, S. 93). Ab Mitte des 17. Jahrhunderts waren aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Lage jedoch immer mehr Adlige gezwungen, ihren Familienbesitz zu veräußern. Auch die Versuche, den Besitz wenigstens nicht in nichtadlige Hände fallen zu lassen, waren immer seltener von Erfolg gekrönt.

Die Immobiliengeschäfte der Amsterdamer an der Vecht beschleunigten die bereits in Gang befindliche Entwicklung. Der Ankauf von *ridderhofsteden* durch holländische Regenten hatte bereits im frühen 17. Jahrhundert begonnen. Im Jahr 1611 kaufte der Ratspensionär Johan van Oldenbarnevelt (1547–1619) die *ridderhofstad* Gunterstein (Olde Meierink et al. 1995, S. 213). Der ursprünglich dem einfachen Amersfoorter Mittelstand entstammende Oldenbarnevelt hatte im Rahmen des Aufstands in Holland große politische Macht erworben und war dabei gleichzeitig zu Reichtum gekommen: Sein Vermögen betrug rund 250.000 Gulden (Zandvliet 2006, S. 318). Dass sich Söhne kleiner Unternehmer wie Van Oldenbarnevelt und Huydecoper mit ihren Schlössern und Landsitzen unter sie mischten, war für die Utrechter Adligen besonders bitter. Der ab 1650 kontinuierlich anschwellende Zustrom neureicher Amsterdamer wurde als wahre Bedrohung erfahren. Alle Versuche, ihnen den Zuzug in die Provinz rechtlich zu verwehren, waren gescheitert. Den Rittermäßigen blieb lediglich die Möglichkeit, sich politisch von der verachteten Gruppe abzusetzen. So hielten sie die Reihen der Ritterschaft



Abb. 3:
Die »Statenkamer« (Sitz der
Utrechter Ständeversamm-
lung) während der Verkün-
dung der neuen Verfassung im
Jahr 1674, rechts das »Ridder-
schapshuis« (Sitz der Ritter-
schaft)

Unbekannter niederländischer
Maler, Öl/Holz, 1674, Centraal
Museum, Utrecht (Ankauf,
1832) Inv. Nr. 2317, Foto & Co-
pyright: CMU/

fest geschlossen. Der Zugang zu diesem Organ war denjenigen Besitzern von *ridderhofsteden* vorbehalten, die einer alten Adelsfamilie entstammten und der reformierten Konfession angehörten.

Aber auch kulturell grenzte sich der alte Adel von den Neureichen ab. Der moderne klassizistische Stil, in dem die Landhäuser der Amsterdamer errichtet wurden und der auch beim Adel beliebt gewesen war, kam jetzt nicht mehr zur Anwendung. Der Adel orientierte sich nun ausschließlich an der mittelalterlichen Architektur, um so das Alter ihres Geschlechts zu unterstreichen. Dabei griffen sie ausdrücklich auf die im Beschluss von Karl V. aus dem Jahr 1536 enthaltenen formalen Vorschriften zurück. Wurden die mittelalterlichen Silhouetten in der klassizistischen Bauweise so weit wie möglich unter Walm- und Satteldächern versteckt, so wurden sie jetzt extra hervorgehoben. Im Jahr 1637 hatte Reynoud van Tuyll van Serooskerken die *ridderhofstad* Rijnhuizen südlich der Stadt Utrecht noch im klassizistischen Stil umbauen und dabei die Türme verschwinden lassen (Ottenheym 2008, S. 253; Olde Meierink et al. 1995, S. 393). Die Türme sollten bei der politisch motivierten Rückkehr zur mittelalterlichen Architektur eine zentrale Rolle bekommen. Der Turm kam bereits bei dem von Ernst van Reede 1639 in Auftrag gegebenen Neubau des Schlosses Drakenstein zurück. Das Gebäude bekam die Form eines achteckigen Turms, war ansonsten aber komplett klassizistisch und nach dem Vorbild Scamozzis mit »ionischen Kolossalpilastern und einen Dreiecksgiebel geschmückt« (Ottenheym 2008, S. 252). Ein vollständig an der Architektur des Mittelalters orientiertes Gebäude war der Neubau der *ridderhofstad* Heemstede in der Nähe des Dorfes Houten im Jahr 1645. Die Erbtöchter Maria van Winssen und ihr Mann Hedrick Pieck ließen in 500 m Entfernung von der Ruine der alten *ridderhofstad* ein neues burgähnliches Schloss mit großem viereckigen Turm in der Mitte und vier sechseckigen Türmchen an den Ecken bauen. Ein Wassergraben, eine Zugbrücke und ein mit Eisenspitzen besetztes Tor machten das ritterliche Erscheinungsbild komplett. Im Inneren war das Schloss jedoch modern und komfortabel (Ottenheym 2008, S. 253). Johan van Reede, ein Bruder der bereits genannten Brüder Godard und Ernst van Reede, ließ sein Schloss in derselben Weise umbauen. Die auf dem Sandrücken des Utrechtse Heuvelrug gelegenen Schlösser Drakenstein und Renswoude waren viel weiter von der Stadt Utrecht entfernt als Rijnhuizen und Heemstede, die im Flussgebiet direkt südlich der Stadt lagen.

Patrizier mit aristokratischen Ambitionen waren wiederum geneigt, die ritterliche Bauweise zu imitieren. So ließ der Utrechter Regent Johan Strick, der einen französischen Rittertitel führte, um 1650 das kurz zuvor von seinem Vater errichtete Landhaus Linschoten im mittelalterlichen Stil umbauen – selbstverständlich inklusive Türmen (Ottenheym 2008, S. 255; Stenvert 1994, S. 230–260). Dieses Haus stand in der Moorweidelandschaft im Westen der Provinz Utrecht, nahe der bizarr verlaufenden Grenze zu Holland.

Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts kam bei der Anlage und beim Umbau von Schlössern und Landhäusern ein französischer Baustil in Mode. Vorbild war der Palast von Ludwig XIV. in Versailles (Olde Meierink et al. 1995, S. 36). Ironischerweise war diese Bauaktivität die Folge der enormen Verwüstungen,

Dieser hatte die Ruine für 40 000 Gulden von dem adligen Vorbesitzer Gerard van Reede tot Saesfelt gekauft (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 342). Dieser entfernte Verwandte des Schlossherrn von Amerongen stammte mütterlicherseits vom Gründer des Schlosses (Gerard Splinter van Ruwel) ab, der im 13. Jahrhundert gelebt hatte (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 341). Johan Ortt gründete eine neue, nichtadlige Dynastie auf Schloss Nijenrode: Das Schloss blieb bis Mitte des 19. Jahrhunderts im Besitz der Familie Ortt. Johan Ortt hatte offensichtlich ein Gespür für Tradition: Er ließ das Schloss nicht im modernen französischen Stil sondern originalgetreu wieder aufbauen. Auch der Wiederaufbau des Schlosses Amerongen erfolgte nicht im französischen Stil. Das Ehepaar Van Reede-Turnor bevorzugte den holländischen Klassizismus, von dem sich der Adel zuvor abgewandt hatte. Das von den französischen Verwüstungen verschont gebliebene Schloss Heemstede mit seiner holländisch-klassizistischen Architektur und den später bewusst hinzugefügten mittelalterlichen Elementen wurde bei einem Umbau gegen Ende des 17. Jahrhunderts dagegen im französischen Stil umgestaltet. Auftraggeber war der Utrechter Patrizier Diederik van Velthuijsen, der seit 1669 im Besitz der *ridderhofstad* war und dem adligen Vorbesitzer elf Jahre später auch die Herrlichkeit abgekauft hatte (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 245–247). Vor allem die beeindruckende Parkanlage und die Gemälde des Künstlers Isaac de Moucheron entsprachen ganz dem französischen Stil.

Der Verkauf des jahrhundertlang im Besitz derselben Familie befindlichen Schlosses Nijenrode an einen Neureichen war kein Einzelfall. So verkaufte Hendrik Gijsbert van Hardenbroek, direkter Nachfahre des Gründers, das Schloss am Kromme Rijn im Jahr 1684 an Cornelis Aerssen van Juchem. Er hatte das Haus von seinem Cousin Pieter geerbt, war aber finanziell nicht in der Lage, es zu unterhalten. Die Zeiten waren hart für den Utrechter Adel. Die Verwüstungen, die die Franzosen angerichtet hatten, verstärkten die Auswirkungen der bereits erwähnten Landwirtschaftskrise, die gegen Mitte des Jahrhunderts eingesetzt hatte. Die international sinkenden Preise für Landbauprodukte schwächten die Einkommenslage der Bauern. Ausbrüche von Viehseuchen führten teilweise zu Katastrophen. Immer häufiger waren die Bauern außerstande, ihre Pacht aufzubringen, wodurch ein wichtiger Teil der Einkünfte des Adels wegfiel. Wenn aufgrund von politischen Wechsels auch noch Einkünfte aus Ämtern verloren gingen, wie es zum Beispiel dem Erbauer von Schloss Zeist, Willem Adriaan van Nassau-Odijk, nach dem Tod seines Protektors, König-Statthalter Wilhelm III., im Jahr 1702 widerfuhr, konnten schwerwiegende finanzielle Probleme die Folge sein.

Wie bereits erwähnt, war die Anpassung der Ausgaben an verminderte Einnahmen für den Adel viel schwieriger zu realisieren als für andere Schichten der Bevölkerung, da die Zurschaustellung von Luxus zu den Kennzeichen des Adelslebens zählte. Sowohl in ihren Schlössern als auch in ihren Stadthäusern gaben die Adligen große Feste. Die verschwenderischen Spektakel trugen zum Status bei und waren ein essenzielles Element im adligen Netzwerk. Die ganz bewusste Verschwendung, »conspicuous consumption«, war seit dem Mittelalter und auf jeden Fall bis zur Französischen Revolution kennzeichnend für den Adel. Hochzeiten, Taufen, Geburtstage und nationale Ereignisse konnten Anlass für rauschende

Feste sein, aber auch beim Besuch von Verwandten und Freunden wurden weder Kosten noch Mühen gescheut, um den Gästen einen angemessenen Empfang zu bereiten. Die Adligen gingen hierin viel weiter als ihre Konkurrenten, die städtischen Patrizier. Diese sahen den die eigene Tragkraft übersteigenden Konsum im Gegenteil als verwerflich an. So waren die Familienmitglieder des Alkmaarer Stadtratmitglieds Jan Anthonij van Vladeracken der Ansicht, dieser sei »*buijten-spoorigheden en onordentelijkheid van levensmaniers*« (»Ausschweifungen und unordentlichen Lebensmanieren«) verfallen, »*die niet anders als des selfs totale ruïne en verderff kan occasioneren*« (»die zwangsläufig zu vollkommenem Selbstruin und Verderb führen müssen«).⁸ Um den Untergang der Familie zu verhindern, wurde der Verschwender in die Besserungsanstalt eingewiesen. Patrizier, die gerne den adligen Lebensstil imitierten, konnten in ungünstigeren Zeiten eher einen Schritt zurück machen. Adlige dagegen gaben so lange weiter Geld aus, bis sie schwer verschuldet waren. Wenn sie bankrott gingen oder der Bankrott drohte, war der Verkauf von Immobilien und damit von Schlössern unumgänglich. Kaufleute und Patrizier mit Geld standen dann bereit, um diese zu erwerben. So übernahm der Amsterdamer Eisenhändler Cornelis Schellinger im Jahr 1745 für 157.000 Gulden Schloss Zeist vom Enkel des Gründers (*Olde Meierink et al.* 1995 S. 513). Er stellte das Schloss daraufhin der evangelischen Herrnhuter Brüdergemeine zur Verfügung, deren Mitglied er selbst war. Als reicher Wohltäter trat er in die Fußspuren des adligen Begründers der Bewegung, Graf von Zinzendorf.

Gemischte Ehen

Der Verkäufer von Schloss Zeist, der genau wie sein Großvater Willem Adriaan hieß, entstammte der Ehe von Lodewijk Adriaan van Nassau-Zeist (1670–1742) und Susanna Cornelia Studler van Zurcq. Derartige Mischehen zwischen Adligen und Patriziern kamen im Verlauf der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer häufiger vor. Sie dienten dazu, das geschrumpfte Kapital einer Adelsfamilie wieder aufzustocken, um es dieser zu ermöglichen, das jeweilige Schloss in Besitz zu behalten. Den Herren von Zeist gelang dies am Ende jedoch nicht. Ihre Verwandten Nassau-Beverveerd dagegen hatten mit dieser Strategie Erfolg, mussten dafür aber sehr weit gehen. Hendrik Carel van Nassau La Lecq (1696–1781), Herr von Beverweerd, heiratete Adriana Margaretha Hugueton, deren hugenottische Familie für zweifelhafte Spekulationen bekannt war. Diese Heirat brachte ihm viel Kritik ein – der Kontrast zur Bastardlinie der statthalterlichen Familie war zugegebenermaßen sehr stark –, aber immerhin konnte er so seine *ridderhofstad* Beverweerd retten (*Aalbers* 1987 a, S. 69). Die Verbindung mit einer reichen, nichtadligen Frau konnte sogar helfen, ein verloren gegangenes Schloss wieder in den Familienbesitz zurückzuholen. Das gelang beispielsweise Johan Adolf van Hardenbroek. Sein Vater Johan Louis war derart verarmt, dass nach dessen Tod im Jahr 1747 nicht

⁸ Zitiert nach *Knevel* 2007, S. 199.

einmal genug Geld für ein angemessenes Begräbnis vorhanden war. Johan Adolf heiratete im Jahr darauf die Erbtöchter Susanna van Slingelandt, Spross einer der führenden holländischen Regentenfamilien. Mit den 30 000 Gulden, die sie als Mitgift in die Ehe einbrachte, und ihrem zukünftigen Erbe als Garantie konnte van Hardenbroek genug Geld leihen, um Schloss Hardenbroek zurückzukaufen – für 17 000 Gulden (*de Bruin* 2002, S. 69). Um es zu einem echten Adelsgut auszubauen, erwarb van Hardenbroek viel umliegendes Land und auch die Herrlichkeit Hardenbroek. Anschließend ließ er das Schloss aufwendig umbauen. Die Frau, die all dies finanziell ermöglicht hatte, war zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr am Leben: Sie war vier Jahre nach der Hochzeit gestorben. Im Jahr 1768 heiratete der Witwer die fast zwanzig Jahre jüngere Susanne Civile Comtesse d'Aumale. Sie entstammte einer ursprünglich französischen Familie aus der Provinz Friesland. Französischer Adel wurde in der Republik jedoch nicht als rittermäßig anerkannt, und auch friesischer Adel hatte einen unklaren Status. Susanne brauchte jedoch genau wie ihre Vorgängerin genug Geld mit in die Ehe, sodass die finanzielle Situation der Familie van Hardenbroek weiterhin gesichert war. Johan Adolph hatte durch seine erfolgreiche Militärkarriere aber auch selbst dazu beigetragen. Mit seiner zweiten Frau konnte er auf Hardenbroek ein luxuriöses Leben führen. Er machte das Schloss zu einem Kulturzentrum, in dem Dichter und Künstler willkommen waren. Gegen Ende seines Lebens begann er mit einem neuen Umbau des Schlosses. Dieser wurde ihm durch das Erbe seines jung verstorbenen Sohnes aus erster Ehe und seines unverheirateten Bruders Gijsbert Jan ermöglicht.

Den Patriziern bot die Vermählung ihrer Töchter und Schwestern mit adligen Männern eine hervorragende Möglichkeit, ihre aristokratischen Ambitionen weiter zu verwirklichen. Neben dem adligen Lebensstil, der den Erwerb von Schlössern und den zugehörigen Titeln erforderte, wurden so auch verwandtschaftliche Beziehungen zu Adelsfamilien möglich. Die Ehe Susanna van Slingelandts mit Johan Adolf van Hardenbroek entsprach genau diesem Konzept. Susannas Vater Govert Simonsz. van Slingelandt war Generaleinnehmer von Holland. Ihr Großvater, Simon van Slingelandt, war als Ratspensionär von Holland jahrelang der wichtigste Politiker der Republik. Die Familie hatte sich durch den Erwerb großer Häuser und Herrlichkeiten einen aristokratischen Status verschafft. Seit 1702 konnte sie sich mit dem deutschen Titel »Reichsbaron« zieren (*Nederland's Adelsboek* 1951, S. 330). Verwandtschaftliche Bande mit einem einheimischen Adelsgeschlecht konnten das Prestige allerdings noch deutlich erhöhen.

Verbindungen adliger Frauen mit nichtadligen Männern waren dagegen viel seltener (*Aalbers* 1987a, S. 70). Wo solch eine Verbindung zustande kam, war der Ehegatte meist ein extrem reicher Mann oder die Ehefrau ein sehr eigensinniges adliges Mädchen, wie etwa Belle van Zuylen. Ein anderes Utrechter Beispiel ist Eleonora Sophia Borre van Amerongen, die den Patrizier Jan Carel Smissaert ehelichte und damit das Schloss Sandenburg, das seit Mitte des 16. Jahrhunderts im Besitz der Familie Borre van Amerongen gewesen war, in nichtadlige Hände spielte.

Die Familie Borre van Amerongen, ein prominentes rittermäßiges Adelsgeschlecht aus der Provinz Utrecht, starb mit dem Tod Eleonora Sophias aus. Dies

bringt uns auf einen nichtfinanziellen Faktor bei den gemischten Ehen und dem Übergang von Schlössern und Landgütern von adligem in nichtadligen Besitz. Da in der Republik der Vereinigten Niederlande keine Erhebung in den Adelsstand stattfand und die Ritterschaften ihre Reihen fest geschlossen hielten, nahm die Anzahl der rittermäßigen Familien allmählich ab. Bereits Mitte des 17. Jahrhunderts war fast die Hälfte der Familien, die 1565–66 Mitglied des *Verbond der Edelen* waren, ausgestorben (Marshall 1987, S. 159). Dieser Prozess setzte sich weiter fort. Für die Provinz Holland wurde für den Zeitraum 1555–1800 ein Rückgang von 29 auf 5 Geschlechter errechnet (van Nierop 1990, S. 47–48). Ein wichtiger Faktor in diesem Prozess war der hohe Prozentsatz an Unverheirateten und das auch bei Frauen durchschnittliche hohe Alter bei der ersten Hochzeit (Marshall 1987, S. 36). Wenn ein adliger Schlossherr ohne männliche Nachkommen verstarb, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass der Besitz auf den Markt und so in die Hände eines reichen Patriziers oder Kaufmannes kam. Wurde ein Haus dagegen in andere adlige Hände übergeben, so handelte es sich meist um eine Familie, die mehrere Schlösser in ihrem Besitz hatte. So blieb Amerongen vom 16. Jahrhundert bis ins späte 19. Jahrhundert im Besitz des Hauptzweigs der van Reedes. Diese hatten jedoch so viel Besitz, dass sie das Schloss nicht mehr als ihren wichtigsten Sittersitz ansahen und sich auch nicht mehr van Reede van Amerongen, sondern nach ihrem Besitz in Gelderland van Reede van Ginckel oder nach ihrem irischen Titel van Reede van Athlone nannten.

Neben der Verarmung und dem Aussterben adliger Familien und den sinkenden Bodenpreisen förderten politische Entscheidungen den Erwerb von Besitztümern der Aristokratie durch Nichtadlige. So beschlossen die Stände von Utrecht nach dem Frieden von Utrecht im Jahr 1713, eine große Zahl von in Provinzbesitz befindlichen Herrlichkeiten zum Zweck des Schuldenabbaus zu veräußern. Käufer waren die Stadt Utrecht und reiche Bürger.

Die ambitionierten Patrizier und Kaufleute, die sich auf den Immobilienmarkt außerhalb der Stadt begaben, eigneten sich immer mehr den Lebensstil des Adels an. Der Besitz von Schlössern und Herrlichkeiten trug hierzu bei, und immer häufiger wurde der Name des Schlosses oder der Herrlichkeit als zweiter Teil des Nachnamens verwendet. Beispiele nach dem Vorbild van Reede van Amerongens sind etwa Huydecoper van Maarsseveen und De Graeff van Zuid-Polsbroek. Ein gutes Beispiel für die Imitation des Adels bietet der bereits erwähnte Diederik van Velthuysen, der das Schloss Heemstede bei Houten und später auch die Herrlichkeit erworben hatte: Er nannte sich entsprechend Diederik van Velthuysen van Heemstede. Nach seinem Tod im Jahr 1715 wurde er in der Dorfkirche von Houten begraben. Er bekam eine Tumba im aristokratischen Stil, auf der sein Titel, Herr von Heemstede, auf Lateinisch eingemeißelt war.

Nichtadlige Reiche durften jedoch nicht zu hoch greifen und etwa versuchen, in die Ränge der Ritterschaft aufzusteigen. Das führte zu Blamagen, wie das Beispiel von Daniel de Milan zeigt. Er entstammte einem jüdischen Lombardengeschlecht, das von Norditalien aus über Lille in die Republik gekommen war. Die Familie, die sich inzwischen dem reformierten Glauben zugewandt hatte, kam in Utrecht durch das Bankgeschäft zu Reichtum. Daniels Vater Jan, der der dritten Generation

angehörte, verließ das Unternehmen und wurde Kanoniker von St. Marie. Um seine aristokratischen Ambitionen zu unterstreichen, erwarb er herrschaftliche Titel und Güter. Im Jahr 1696 bekam er wie viele andere von Kaiser Leopold I. den Titel Reichsbaron verliehen. Sohn Daniel versuchte, ein echter Edelmann zu werden, indem er einen Genealogen dazu beauftragte, »nachzuweisen«, dass er dem mailändischen Herrschergeschlecht der Viscontis entstammte (*Kits, Nieuwenkamp u. Leeuwenberg* 1999, S. 87–91). Es gelang ihm sogar, dies durch den Vertreter Kaiser Karls VI. im Hennegau anerkennen zu lassen, woraufhin er das herzogliche Wappen von Mailand führte. In noch größerem Stil als sein Vater kaufte er herrschaftliche Titel und Güter, darunter acht *ridderhofsteden*. Durch Bestechung gelang es ihm, seinem Sohn Gijsbert Franco einen Sitz in der Ständerversammlung zu verschaffen. Aber auch das reichte ihm noch nicht: Sein Ziel war die Ritterschaft. Für die Zulassung zur Ritterschaft war Daniel de Milan Visconti viel zu zahlen bereit. Und der korrupte Utrechter Bürgermeister Cornelis Quint war bereit, den Berg an Dokumenten untersuchen zu lassen, mit dem nachgewiesen werden sollte, dass es sich um alten Adel handelte. Das kostete de Milan Visconti einen Haufen Geld, brachte nicht das gewünschte Ergebnis und machte ihn unendlich lächerlich: Die Episode »*deed een ieder de lever eens hertig schudden*« (»ließ jeden einmal herzlich lachen«).⁹

Neue Blüte und neue Bedrohung

Johan Adolph van Hardenbroek kam mit dem Rückkauf von Schloss Hardenbroek und der Erweiterung seines Besitzes zur rechten Zeit. Nicht nur mit seinen Ehen, seinem Erbe und seiner militärischen Karriere hatte er Glück, sondern auch mit seinem Landbesitz: Dieser brachte ihm immer höhere Erträge. Nach der langen Landwirtschaftskrise, die den Adel seit 1650 finanziell schwer belastet hatte, begann Mitte des 18. Jahrhunderts eine Phase der wirtschaftlichen Erholung. Die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse, vor allem Milchprodukte, stiegen aufgrund der international zunehmenden Nachfrage immer weiter an. Daher bot es sich für Großgrundbesitzer an, Boden in Weideland zu verwandeln. Da außerdem die Rinderpest, die zuvor verheerend gewütet hatte, nun seltener auftrat, waren die Voraussetzungen für die Viehhaltung insgesamt günstig. Viehhalter konnten daher höhere Pachten aufbringen, wodurch Großgrundbesitzer, also vor allem der Adel, und institutionelle Anleger wie etwa der Deutsche Orden oder die Utrechter Kapitel spätestens ab 1770 kontinuierlich steigenden Pachteinkünften entgegensehen konnten.

In den Sektoren, in denen die Kaufleute aktiv waren, lief es dagegen weniger gut. Gewerbe und Handel, die im 17. Jahrhundert eine Blüte erlebt hatten,

9 M. Luls aan R. van Reede van Ginckel, 10–1–1733. HUA Archief Huis Amerongen, I Nr 459; zitiert nach *Aalbers* 1987, S. 63.

entwickelten sich im 18. Jahrhundert rückläufig – zunächst relativ, spätestens ab 1780 aber auch absolut. Der vierte Krieg gegen England, der im Jahr 1780 ausbrach, verlief für die Niederländer katastrophal. Den Briten gelang es, den Überseehandel lahmzulegen, wodurch auch der inländische Handel und die Industrie schwer getroffen wurden. Der Handel mit Asien, der im 17. Jahrhundert große Gewinne gebracht hatte, ging im 18. Jahrhundert zurück und brach schließlich komplett ein. Es waren genau diejenigen gesellschaftlichen Gruppen, die im 17. und frühen 18. Jahrhundert den Adel verdrängt hatten, nämlich die Kaufleute und die ihren Reihen entstammenden Patrizier, die jetzt aufgrund der wirtschaftlichen Entwicklungen Verluste erlitten. Zwar hatten sie ihr Geld meist breit gestreut (in Staatspapiere und Land) investiert, sodass sie nicht an den Bettelstab gerieten, doch mit ihrer günstigen Position gegenüber dem Adel war es nun vorbei. Die Verschiebung wurde noch dadurch verstärkt, dass der Adel so stark von den gestiegenen Pachtpreisen profitierte.

Damit verlief die wirtschaftliche Entwicklung nach 1750 genau entgegengesetzt zur Tendenz der vorangegangenen ein bis eineinhalb Jahrhunderte. Neben der relativ günstigen wirtschaftlichen Lage kam dem Adel auch noch eine politische Änderung zunutze: Im Jahre 1747 kam nach einer 45-jährigen statthalterlosen Periode Wilhelm IV. als Statthalter aller sieben Provinzen an die Macht. Das Amt war erblich, so dass es nach dem frühen Tod Wilhelms IV. automatisch auf seinen dreijährigen Sohn Wilhelm V. überging. Außerdem wurde das Statthalteramt mit außerordentlichen Befugnissen ausgestattet. So erhielt der Statthalter das Recht zur Ernennung von Regenten. Da die Sitze in der Ritterschaft erblich blieben, wurde die Position der städtischen Regenten hierdurch ernsthaft geschwächt.

Die relative Stärkung des Adels gegenüber dem Patriziat und der Kaufleutenklasse nach 1750 verlangsamte den Wechsel von Schlössern, Herrlichkeiten und Landsitzen von adligem in nichtadligen Besitz. Die Anlage von Landsitzen im Westen der Provinz Utrecht durch vermögende Amsterdamer stagnierte (Mulder 2006, S. 48). Grund waren nicht nur die finanziellen Rückschläge, sondern auch die infolge der günstigen Entwicklungen in der Landwirtschaft steigenden Bodenpreise. So kam es vor, dass die zu einem Landsitz gehörigen Ländereien separat weiterverkauft wurden. Die Situation nach 1750 war damit die Umkehrung jener des vorangegangenen Jahrhunderts, als die Bodenpreise so niedrig waren, dass es sich lohnte, landwirtschaftliche Flächen stillzulegen, um Landsitze anzulegen. Auch was den Schlossbesitz anging, kehrte sich die vorangegangene Entwicklung ab Mitte des 18. Jahrhunderts um. Dies wird besonders schön am Beispiel des Schlosses Hardenbroek deutlich. Und so gab es noch einige Schlösser, die aus nicht-adligem Besitz wieder in adligen Besitz übergingen. Der Edelmann Frans Godard van Lynden aus Gelderland, verheiratet mit einer Utrechter Patriziertochter, kaufte beispielsweise im Jahr 1750 die *ridderhofstad* Lunenburg für seinen Sohn Balthasar Constantijn. Gut ein halbes Jahrhundert zuvor war das Schloss durch Verkauf in nichtadligen Besitz gekommen. Im Jahr 1792 erwarb ein anderes Mitglied der Familie van Lynden das benachbarte Schloss Sandenburg. Dieses Haus war sechs Jahre zuvor wieder in adlige Hände gelangt, nachdem es ein dreiviertel Jahrhundert in nichtadligem Besitz gewesen war. Beide Zweige der Familie van Lynden

versuchten daraufhin, um die Schlösser herum möglichst viel Land zu erwerben (Neele 2008; de Kruijff 2008).

Die Rückkehr von Schlössern und Landgütern in adligen Besitz war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts jedoch nicht überall die vorherrschende Entwicklung. In der Provinz Utrecht kam auch der umgekehrte Fall immer noch vor. Die Patrizier und Bürger, die hier auch weiterhin Güter außerhalb der Stadt erwarben, kamen jedoch nicht aus Amsterdam, sondern aus Utrecht, wo der wirtschaftliche Rückgang viel weniger stark ausgeprägt war. Gekauft wurden alle Arten von Immobilien: bescheidene Landgüter wie Beukenburg bei Groenekan knapp oberhalb der Stadt Utrecht, das der städtische Regent David Johan Martens mietete (Heurneman 2002, S. 141), luxuriöse neue Anwesen wie Sparrendaal bei Driebergen, das im Auftrag des Utrechter Bürgermeisters Jacob van Berck im Stil Ludwigs XV. erbaut worden war (van Groningen 1999, S. 99–101, S. 177–182), ebenso wie alte *ridderhofsteden*. So kam die aus dem 14. Jahrhundert stammende *ridderhofstad* »De Beesde« bei Bunnik im Jahr 1773 in den Besitz von Jan Pesters, der einen Sitz im ersten Stand der Ständeversammlung von Utrecht hatte (Olde Meierink et al. [1995, S. 126). Dieser Jan Pesters und sein Bruder Willem Nicolaas waren die zwei mächtigsten Männer in der Provinz. Im Namen des Statthalters Wilhelm V. übten sie dessen Befugnisse aus. Ihren Status unterstrichen sie durch den Ankauf von Herrlichkeiten und Landsitzen rund um Zeist. Damit kompensierten sie ihre bescheidene Abstammung – wofür ihre Gegner sie verhöhnten. Eines der Spottgedichte lautete:

»Zijn Overgrootvaer was Koetzier
 Zijn Vader een Regent
 Zijn Broer in 't eerste Lid alhier
 En Hy een slegte vent.«¹⁰
 (»Sein Urgroßvater war Kutscher
 Sein Vater ein Regent
 Sein Bruder hier im ersten Stand
 Und er ein schlechter Kerl.«)

Dass der Urgroßvater Kutscher gewesen sein soll, war eine Untertreibung. Fakt aber war, dass die Familie ab dem späten 17. Jahrhundert im Dienst der Oranier schnell an Macht gewonnen hatte.

Der spektakulärste Erwerb eines Schlosses durch einen Nichtadligen war der Kauf der *ridderhofstad* Broekhuizen durch den Utrechter Patrizier Cornelis Jan van Nellesteyn im Jahr 1793. Die alte *ridderhofstad*, die um 1400 zum ersten Mal in den Quellen erwähnt wird, wurde 20 Jahre vor ihrem Verkauf an Van Nellesteyn noch als »een fraai gebouw, met zeventien vensters, en eenen deftigen ingang in den voorgevel voorzien« (»ein schönes Gebäude mit siebzehn Fenstern und einem vornehmen Eingang an der Front«) beschrieben (Wagenaar 1772, S. 309). Van

10 Knuttel, 18406.

Nellesteyn ließ das alte Haus jedoch abreißen, um ein wenig östlich davon nach einem Entwurf des Architekten Jacob Berkman ein komplett neues Gebäude errichten zu lassen (*van Groningen* 1999, S. 107).

Bedrohung durch die Revolution

Van Nellesteyn kam mit seinem Neubau gerade noch rechtzeitig. Wenige Monate später fielen die Armeen des revolutionären Frankreich in die Republik der Vereinigten Niederlande ein. Frankreich hatte Anfang 1793 dem niederländischen Statthalter und dem britischen König gegenüber eine Kriegserklärung abgegeben, nachdem es zuvor bereits dem deutschen Kaiser und dem König von Preußen den Krieg erklärt hatte. Die nahende Revolution war für den Adel außergewöhnlich bedrohlich. Die Losung »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« stand im krassen Widerspruch zu den erblichen Privilegien, von denen der Adel stets profitiert hatte. Die niederländische Presse berichtete ausführlich über die Guillotinierung von Aristokraten und die Konfiszierung von Adelsbesitz. Die Beunruhigung des Adels wurde noch dadurch verstärkt, dass viele Niederländer in der französischen Revolution ein Zeichen der Hoffnung sahen. Es handelte sich bei ihnen um die Patrioten, die Anhänger der Revolution auf eigenem Boden, die einige Jahre vor dem Sturm auf die Bastille in der Republik der Vereinigten Niederlande gegen die erblichen Ämter gekämpft und für ein durch die amerikanische Revolution inspiriertes demokratisches System plädiert hatten. Zielscheibe der Revolutionäre war Statthalter Wilhelm V., dem sukzessive die Kontrolle über das Land entglitt, bis ihm sein Schwager, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, zu Hilfe kam. Die preußische Invasion beendete die Revolution. Tausende Patrioten flüchteten nach Frankreich. Die im Jahr 1789 ausgebrochene, sich schnell radikalisierende Revolution riss die Exilanten mit und erfüllte sie vom Traum einer Wiederaufnahme der Revolution im eigenen Land. Schon bald nach dem Ausbruch des Krieges, als die französischen Armeen die Südgrenze der Republik überschritten, schien der Zeitpunkt gekommen – doch dann wendete sich das Blatt. Ab 1794 waren die Franzosen jedoch definitiv überlegen. Die großen Flüsse, die Maas und die Rheinarne, hielten die Truppen noch eine Weile zurück; als sie am Ende des Jahres zufroren, gab es jedoch kein Halten mehr. Die britisch-niederländischen Armeen, die größtenteils aus wenig loyalen deutschen Söldnern bestanden, zogen sich immer weiter zurück, und Mitte Januar flüchtete der Statthalter zusammen mit einigen adligen Getreuen nach England.

In einer niederländischen Stadt nach der anderen wurde die Revolution ausgerufen. Sie bekam die Bezeichnung Batavische Revolution, nach dem germanischen Volksstamm der Bataver, der im Rheindelta einen Aufstand gegen die Römer unternommen hatte. Diese Episode aus der Alten Geschichte hatte bereits im Kampf gegen Spanien als Inspiration gedient. Jetzt wurde sie zum Namensgeber der Revolution und sogar des Landes, das fortan Batavische Republik hieß (*Leeb* 1973, S. 27–28, S. 266). Eine der ersten Maßnahmen war die Abschaffung der Standesvorrechte. Am 28. Januar 1795, drei Tage nachdem in Utrecht die Revolu-

tion ausgerufen worden war, bestellte das französische Militär die Abgeordneten des ersten und zweiten Standes der Ständeversammlung von Utrecht in deren Sitzungssaal, die *Statenkamer*. Der Vorsitzende verlas eine Erklärung, die besagte, dass die Existenz der beiden Stände den Menschenrechten widersprach. Die Abgeordneten wurden ihrer Posten für verlustig erklärt und als »wedergekeert tot den kring van ampteloze burgers« (»in den Kreis der ämterlosen Bürger zurückgekehrt«) betrachtet (*Morrees u. Vermeulen* 1856, I, S. 455). Jeder war zum Bürger geworden, vom Adligen bis zum Arbeiter. Die wenigen Adligen, die als Befürworter der Revolution weiterhin in der Politik mitmischten, taten dies ad personam, als Bürger. J.P.C.H. van Renesse van Wilp, der Bürgermeister von Utrecht wurde, war kein Herr mehr, sondern einfach »der Bürger van Renesse«. Hier war das Beispiel Frankreichs richtungweisend: In der Französischen Republik war jeder Einwohner »citoyen« – selbst der abgesetzte König, dem als »citoyen Louis Capet« der Prozess gemacht wurde, und der auch als solcher auf die Guillotine kam.

Das Los Ludwigs XVI. und vieler französischer Aristokraten, über das die niederländische Presse während des französischen Einmarschs ausführlich berichtet hatte, wurde nun immer mehr als Schreckgespenst wahrgenommen. Den radikalen Revolutionären, die sich in Sozietäten und Clubs zusammenschlossen, wobei ihnen der Jakobinerclub in Paris als Vorbild diente, ging die Absetzung der adligen Verwalter und Patrizier nicht weit genug. Sie wollten diese darüber hinaus für ihre während der Regierungszeit des Statthalters und der preußischen Invasion begangenen Verbrechen bestrafen. Dies forderten sie von der vorläufigen Stadtregierung, und um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen, erstürmten sie Mitte Februar die Utrechter Domkirche, wo sie Grabmale von Adligen verwüsteten. Die französischen Autoritäten jedoch, denen ein halbes Jahr nach dem Fall Robespierres der Sinn nicht nach einer Abrechnung stand und die außerdem gerne über Steuern und Abgaben vom Reichtum der niederländischen Elite profitieren wollten, sprachen sich gegen eine Bestrafung aus und stärkten die Stadtverwaltung durch eine milde Behandlung. Den Altregenten wurde es lediglich verboten, die Stadt zu verlassen. Damit waren sie von ihren Schlössern, Landsitzen und anderem Landbesitz abgeschnitten. So konnte sich der abgesetzte Stadtregent David Johan Martens nicht auf seinen Landsitz Beukenburg begeben. Erst im Juli 1796 bekam er über Beziehungen zu revolutionären Kreisen die Genehmigung, die Stadt zeitweilig zu verlassen, um sich um die Verwaltung seiner Landgüter zu kümmern (*de Bruin u. Pietersma* 2002, S. 71).

Bei dem Besitz auf dem Land ging es nur noch um das Eigentum. Die mit Schlössern und Landgütern verbundenen Herrschaftsrechte waren bereits direkt im Anschluss an die Revolution abgeschafft worden, da sie den Menschenrechten widersprachen. Eine Handvoll Gutsherren widersetzte sich, die meisten aber akzeptierten das Unvermeidliche. Es gab jedoch auch solche, die derart prorevolutionär waren, dass sie selbst die Abschaffung der alten Rechte befürworteten. So beglückwünschte der aus dem Exil zurückgekehrte revolutionäre Patrizier Paulus Hubert Adriaan Jan Strick van Linschoten seine Bauern dazu, dass sie ihn als Herrn von Linschoten abgesetzt hatten: »*Ook gij mijne medeburgers! Hebt aan de ingeving onzer alle moeder natuur voldaan; gij hebt gebruik gemaakt van de rechten*

die u als mensch en burger toekwamen.« (»Auch Sie meine Mitbürger! Sind der Eingebung unser aller Mutter Natur gefolgt; Sie haben Gebrauch gemacht von den Rechten, die Ihnen als Mensch und Bürger zukamen.«)¹¹

Mit der formellen Gleichstellung aller Bürger auf Basis der Menschenrechte hatte das im 17. Jahrhundert eingesetzte Streben nichtadliger Gruppen nach Teilhabe an den Vorrechten des Adels eine ganz neue Dimension bekommen. Nicht länger war die Aristokratisierung dieser Gruppen das Ziel, sondern die Gleichsetzung des Adels mit den Bürgern. Die Abschaffung der Herrschaftsrechte und die Gleichstellung von Stadt und Land setzten den Vorrechten der Adligen in den lokalen Verwaltungen und ihrer Funktion als Bindeglied zwischen Stadt und Land ein Ende. Die Nivellierung bekam durch die schnelle Verarmung des Adels einen zusätzlichen Impuls. Der Verlust politischer und militärischer Ämter hatte einen deutlichen Einkommensrückgang zufolge, während gleichzeitig durch regelmäßige Vermögensabgaben, mit denen der Staat Haushaltsdefizite auszugleichen versuchte, große Beträge aufzubringen waren (Pfeil 1998, S. 545–546; Ydema 2006, S. 101–124). Darüber hinaus verloren viele Wertpapiere stark an Wert, vor allem niederländische und französische Staatspapiere (Pfeil 1998, S. 550–551). Einsparungen zur Kompensierung der verminderten Einkünfte waren schwer zu realisieren. Die regulären Ausgaben waren infolge der kontinuierlichen Preissteigerung bei Nahrungsmitteln und Gebrauchsgütern kaum zu kontrollieren. Der Krieg mit England, der die Folge der Eroberungen durch die Franzosen und des Ausbruchs der Revolution war, beschleunigte diese Entwicklung. Die Kassenbücher der Regenten zeigen, wie schwierig es war, über die Runden zu kommen. So sank etwa das Einkommen des Utrechter Regenten Philip Ram von 32 000 Gulden im Jahr 1794 auf rund 12 000 Gulden in den darauffolgenden Jahren (de Bruin 1986, S. 236). Er musste immer weitere Einsparungen vornehmen und schließlich sogar geschätzte Besitzungen wie seine Bibliothek verkaufen. Adlige mit umfangreichem Landbesitz konnten über die Pachten zwar von den hohen Nahrungsmittelpreisen profitieren, die übrigen ungünstigen Entwicklungen hierdurch aber nicht kompensieren. Auch sie mussten daher massive Einsparungen vornehmen. Zu den möglichen Maßnahmen gehörte auch der Verkauf von Besitztümern wie etwa Schlössern. Nicht immer war allerdings das Stammschloss betroffen, da ja durch die Abnahme der Zahl der Adelsfamilien im Laufe des 18. Jahrhunderts viele Familien in den Besitz mehrerer Schlösser gekommen waren. Patrizier und Kaufleute aus Amsterdam, die dort noch viel heftigere wirtschaftliche Rückschläge hinnehmen mussten, waren immer häufiger gezwungen, ihre Besitztümer außerhalb der Stadt abzustoßen. Manchmal war nicht einmal ein Käufer zu finden, sodass die betreffenden Landsitze schlicht abgerissen wurden. Auf diese Weise verschwand eine ganze Reihe von Lustorten entlang der Vecht (Mulder 2006, S. 42–43).

11 Het Utrechts Archief (HUA), Archief Staten van Utrecht Nr. 1056, Notulen der Représentanten, 15–7–1795.

Die neuen Reichen aus der französischen Zeit

Das Angebot an Schlössern und Landsitzen wurde noch dadurch vergrößert, dass konfiszierte Güter des Statthalters, seiner geflüchteten Mitstreiter und der Ritterschaft als Organisation auf den Markt kamen (*van den Brink* 1985, S. 60–64). Auch hierin hatte Frankreich eine Vorbildfunktion. Seit 1789 waren beschlagnahmte Landgüter von Kirchen, Klöstern, der Königsfamilie und geflüchteter oder verurteilter Adliger auf den Markt gekommen. Käufer der in der Batavischen Republik angebotenen Objekte waren Pächter, die so zu Eigentümern des von ihnen bearbeiteten Landes wurden, sowie diejenigen, die am meisten von den neuen Zeiten profitierten: Kornhändler, Uniformfabrikanten und Baumaterialfabrikanten, die an der Anwesenheit der französischen Armee gut verdienten, Rechtsanwälte und Notare, die aufgrund der komplizierten Verhältnisse viel zu tun hatten, ebenso wie Bürger, die nicht dem Adel oder dem Patriziat angehörten und in der Politik Karriere machten. Vor allem für reiche Katholiken, die seit dem 16. Jahrhundert ihres Glaubens wegen von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen waren, taten sich jetzt neue Möglichkeiten auf. Bereits in den ersten vorläufigen Regierungen der Stadt und der Provinz Utrecht im Januar 1795 waren Katholiken vertreten.

Zwei Katholiken, die die ihnen gebotenen Chancen erfolgreich nutzten, waren der bereits in der Einleitung erwähnte Rechtsanwalt Paulus Wilhelmus Bosch (1771–1834) und der Unternehmer Petrus Jodocus van Oosthuysen (1763–1818). Bosch und sein Bruder waren die ersten in der Familie, die studiert hatten. Bosch kombinierte die Rechtsanwaltspraxis mit Tätigkeiten im Familienbetrieb, der unter anderem Öl und Spirituosen produzierte. Beide Brüder waren ab 1795 in der öffentlichen Verwaltung tätig. Der in Flandern geborene van Oosthuysen, der nach Den Haag gekommen war, um dort bei einem Vetter als Knopfmacher zu arbeiten, hatte nach dessen Tod dessen Witwe geheiratet und den Betrieb übernommen. Diesen baute er zu einer Uniformfabrik aus, deren wichtigste Kunden die französische und die batavische Armee waren. Außerdem hatte er Anteile an einer Weberei und einer Gewerfabrik erworben (*van der Burg* 2004, S. 152–153). Als Marschall Marmont im Jahr 1804 auf der Heide bei Zeist und Driebergen ein großes Armeelager anlegen ließ, lieferte van Oosthuysen hierfür Holz aus den Wäldern, die er auf der Heide hatte anpflanzen lassen (*Loenen* 2008, S. 26–38). Genau wie Bosch wusste auch er durch seine geschäftlichen Aktivitäten großen Reichtum anzuhäufen.

Beide Herren waren darauf aus, ihren Reichtum in gesellschaftlichen Status umzusetzen. Die Immobilien, die im großen Maßstab auf den Markt kamen, boten dazu hervorragende Gelegenheiten. Gleichzeitig waren sie eine gute Anlage. In den Revolutionsjahren war es tabu, aus dem Besitz von Schlössern und Landsitzen einen aristokratischen Status herzuleiten, doch mit der Jahrhundertwende schlug die Stimmung um. Im Laufe des Jahres 1801 kam eine Diskussion um die radikale Verfassung aus dem Jahr 1798 in Gang. Diese Verfassung hatte die alten Provinzen beseitigt und den Anhängern von »*stadhouderschap, aristocratie, foederalismus en regeeringloosheid*« (»Statthaltertum, Aristokratie, Föderalismus und Regierungslosigkeit«) sämtliche politischen Rechte verwehrt (*Morrees u. Vermeulen* 1856,



Abb. 5:

Paulus Wilhelmus Bosch van Drakenstein
(1771–1834), *maire von Utrecht 1812–1813*

Unbekannter niederländischer Maler, Öl/Leinwand, um 1812, Privatsammlung, Foto und Copyright: Fotodienst Het Utrechts Archief (F. Kramer)

S. 665). Jetzt mehrten sich die Stimmen, die diese Verfassung ändern und eine Versöhnung mit der alten Elite ermöglichen wollten. Nach einem mit Unterstützung der französischen Armee verübten Staatsstreich und einer manipulierten Volksabstimmung wurde eine neue Verfassung verabschiedet, mit der die alten Provinzen unter der Bezeichnung »Departement« wieder eingeführt wurden. Die Anhänger des vertriebenen Statthalters konnten wieder an der Politik teilnehmen und taten dies auch. In der neuen Verwaltung des Departements Utrecht saßen Altregenten und Adlige wie Philip Ram und Jan Hendrik van Lynden van Lunenburg neben ehemaligen Revolutionären wie Paulus Wilhelmus Bosch. Leute wie Bosch fühlten sich dazu herausgefordert, sich in ihrem Statusstreben an der Aristokratie zu orientieren. Nicht mehr durch das Gleichheitsideal gehindert, begannen sie nun, Schlösser zu erwerben. Van Oosthuysen kaufte 1800 die *ridderhofstad* Rijsenburg und fünf Jahre später den Landsitz Sparrendaal (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 398; *van Groningen* 1999, S. 249). Beide Landgüter lagen in der Nähe des französischen Truppenlagers, an dem van Oosthuysen so gut verdient hatte. Einen Teil des zu Sparrendaal gehörigen Landes verwendete er als Nutzwald für die Holzlieferungen (*van Groningen* 1999, S. 249). Bosch kaufte im Jahr 1807 Drakenstein und später Oud- und Nieuw-Amelisweerd, da er jedem seiner drei Söhne ein Schloss hinterlassen wollte. Neben diesen Immobilien auf dem Land kaufte Bosch auch ein prächtiges Stadthaus am Janskerkhof, wo Adel und Patriziat traditionell ihre Anwesen hatten. Hier leistete er sich einen luxuriösen Haushalt mit moderner Einrichtung und umfangreichem Personal, während viele Mitglieder der alten Elite ihre Ansprüche zurückschrauben mussten. Um seinen aristokratischen Status zu unterstreichen, nannte er sich fortan nach seinem ersten Schloss Bosch van Drakenstein.

Seine Ankäufe fanden nach einer weiteren einschneidenden politischen Veränderung statt: Der französische Kaiser hatte Satellitenstaaten zu Königreichen unter

der Führung von Familienmitgliedern umgebildet. Aus der Batavischen Republik war 1806 das Königreich Holland unter der Führung seines Bruders Louis geworden. Obwohl Napoleon diesem nahegelegt hatte, Franzose zu bleiben, identifizierte er sich mit seinen neuen Untertanen. Er versuchte, ihre Sprache zu erlernen und verwendete die niederländische Version seines Namens, Lodewijk (Ludwig) Napoleon. Gegenüber der Verwaltungselite setzte er das im Jahr 1801 eingesetzte Versöhnungsstreben nachdrücklich fort. Er wünschte eine Zusammenarbeit von alter und neuer Elite, von Befürwortern und Gegnern der Revolution, ebenso wie von Protestanten und Katholiken. Alle sollten sich einträchtig um seinen Thron versammeln. Als Träger öffentlicher Ämter ernannte er sowohl Diener der statthalterlichen Regierung, die nach 1801 zurückgekehrt waren, wie auch Persönlichkeiten, die sich ihre Sporen während der Revolution verdient hatten. So wurde Jan Hendrik van Lynden van Lunenburg Landdrost des Departements Utrecht, Philip Ram Bürgermeister der Stadt Utrecht und Bosch van Drakenstein Mitglied des Utrechter Stadtrats.

Ein wesentlicher Bestandteil der Politik Ludwig Napoleons im Hinblick auf die Elite war seine Adelspolitik. Er wollte formelle Kriterien entwickeln, um den Adel in seinem Königreich zu reglementieren. In einem ersten Schritt führte er über einen Ritterorden, den *Orde van de Unie*, den persönlichen Adel ein (Aalbers 1987b, S. 107; Kuiper 2000, S. 85). Als nächstes setzte er eine beratende Kommission für die Adelspolitik ein (Aalbers 1987b, S. 107; Kuiper 2000, S. 85). Die Anerkennung des alten Adels wurde zu einer essenziellen Aufgabe. Hiermit kam Ludwig Napoleon in Konflikt mit seinem kaiserlichen Bruder, der die ausschließliche Verleihung von Adelstiteln durch den Herrscher wünschte. Die Kommission schlug vor, an die Situation vor 1795 anzuknüpfen und die bestehenden Adelsfamilien anzuerkennen. Geschlechter mit ausländischen Titeln konnten diese vom König bestätigen lassen. Der König konnte außerdem neuen Adel schaffen – vorzugsweise aus Patriziergeschlechtern. Die Diskussionen in der Kommission, an denen der König sich persönlich beteiligte, resultierten im April 1809 in einem Gesetz, das einen »konstitutionellen Adel im Reich« einführte (Aalbers 1987b, S. 119). Der König erhielt das Recht, nicht nur alten Adel anzuerkennen, sondern auch neuen Adel zu schaffen. Insgesamt orientierte man sich also teilweise am französischen Vorbild, wie es bei vielen politischen Maßnahmen unter Ludwig Napoleon der Fall war. Infolge dieses Gesetzes, das unter dem Druck Napoleons bereits im März 1810 wieder aufgehoben wurde, wurden achtzehn Personen in den Adelsstand erhoben (Kuiper 2000, S. 85).

Die Aufhebung des Adelsgesetzes unter französischem Druck war bezeichnend für den knappen politischen Spielraum Ludwig Napoleons. Nach und nach annektierte sein kaiserlicher Bruder jetzt auch das holländische Grundgebiet. Ab Juli 1810 unterstanden alle holländischen Departements direkt der französischen Verwaltung. Einige Monate später wurde das französische Recht eingeführt. Für die niederländischen Edelleute brachen wieder unsichere Zeiten an. Im August 1811 bestimmte ein kaiserlicher Erlass, dass diejenigen Einwohner der einverleibten Departements, die »feudale« Titel besessen hatten, die Zuerkennung eines neuen Titels beantragen konnten. Die alten Titel durften sie nach französischem Recht

nicht behalten. Der Erlass führte zu großer Beunruhigung unter den niederländischen Edelleuten, die sich untereinander angespannt über die Lage berieten. Anfangs war die Neigung, einen Antrag zu stellen, unter den Adligen sehr gering. Und als die meisten dies schließlich doch taten, hatte sich Napoleon zu einer sehr restriktiven Vergabepolitik entschlossen. Nur einige wenige Mitglieder der alten rittermäßigen Geschlechter wurden gemäß einem Erlass vom 27. Januar 1813 zum »*Baron de l'Empire*« ernannt (Aalbers 1987b, S. 127; Kuiper 2000, S. 85; Schutte 1980, S. 323–356). Hunderte Rittermäßige hatten das Nachsehen, darunter Jan Hendrik van Lynden van Lunenburg, der seine Papiere Ende Dezember 1812 doch noch eingereicht hatte (Schutte 1980, S. 351). Umso unerträglicher war es für die Leerausgegangenen, zu erfahren, wer den Titel erhalten hatte: etwa der ehemalige Finanzminister I.J.A. Gogel – ein Altrevolutionär mit bürgerlichem Hintergrund (Schutte 1980, S. 334).

Viel stärker als unter seinem Bruder war die Ernennungspolitik unter Napoleon auf diesen Typ des Emporkömmlings ausgerichtet. In der Stadt Utrecht musste Bürgermeister Ram das Feld räumen. Schließlich bekam Bosch van Drakenstein die Position des ersten Bürgers der Stadt, die nun die Bezeichnung *maire* trug. Bosch enttäuschte seine Vorgesetzten nicht. Er hielt sich exakt an die Anweisungen und war stärker pro-französisch als für das politische Überleben erforderlich war. Das machte ihn nicht beliebter in der Stadt, in der die traditionelle Elite ihn als auffälligen Parvenü, Profiteur und Katholiken sowieso schon zutiefst verachtete. Kurz bevor er Bürgermeister wurde, war ihm die Mitgliedschaft im eleganten Club *Sic Semper* verweigert worden. Der Hass gegen einen, der sich so nachdrücklich mit der französischen Regierung identifizierte, wurde durch die Probleme, die diese Regierung der traditionellen Elite bereitete, genährt. Die bereits geschwächte Vermögensposition der Adligen, Patrizier und Kaufleute wurde durch Maßnahmen wie das nur zu einem Drittel Ausbezahlen der Zinsen auf Staatsanleihen, durch neue Steuerabgaben und das Kontinentalsystem, den Handelsboykott gegen England, noch weiter angegriffen. In Utrecht kam es zur Aufhebung der Kapitel, der alten kirchlichen Gremien, die im 16. Jahrhundert zu Immobilienverwaltungsgesellschaften umfunktioniert worden waren, wovon Adel und Patriziat stark profitiert hatten. Ihr umfangreicher Immobilienbestand sollte nun zugunsten der französischen Kriegskasse veräußert werden. Die andauernden Sparmaßnahmen, zu denen die Betroffenen sich gezwungen sahen, führten auch zum Verkauf von Landsitzen und teilweise sogar zum Abriss von Landhäusern. So fielen in diesen Jahren bestimmt vierzehn Anwesen entlang der Vecht der Abrissbirne zum Opfer (Mulder 2006, S. 42–43). Käufer waren in diesen Fällen Baumaterialhändler. Die Ländereien waren bei Bauern und Neureichen wie Bosch van Drakenstein oder Van Oosthuysen sehr gefragt.

Bosch van Drakenstein darf dabei allerdings nicht als reiner Profiteur gesehen werden. Seine politischen Positionen basierten offensichtlich auf Überzeugung. Er blieb seinen französischen Vorgesetzten stets treu, auch als die Regierung nach dem Feldzug gegen Russland geschwächt war, und sogar nachdem das System nach der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 in sich zusammenbrach. Nachdem die Franzosen Utrecht am 28. November geräumt hatten und preußisch-russische

Truppen die Stadt eingenommen hatten, war seine Position unhaltbar geworden. Er bot seinen Rücktritt an und wurde festgenommen, aber bereits nach kurzer Zeit wieder freigelassen. Zu der von den Revolutionsgegnern erhofften Abrechnung kam es nicht, da der zurückgekehrte Sohn des letzten Statthalters hiermit nicht einverstanden war.

Ein neues Königreich und neuer Adel

Der Sohn Wilhems V. wurde aber nicht etwa zum Statthalter Willem VI., sondern zum souveränen Fürsten Willem I. Im Jahr 1815 wurde er König der Niederlande, zu denen aufgrund der Zuweisung durch den Wiener Kongress auch die ehemaligen Österreichischen Niederlande und das Lütticher Gebiet zählten. König Wilhelm I. wünschte ein stark zentralisiertes Königreich, um nicht wie sein Vater mühsam in einem föderativen Staat operieren zu müssen. Er war lediglich bereit, alte Namen und Formen zu akzeptieren – allerdings mit neuem Inhalt. Mit den alten Namen Holland und Utrecht kam der Begriff »Provinz« zurück. Die Provinzen hatten in etwa die alten Grenzen. Ihre Verwaltung erfolgte über Ständeversammlungen, wobei die *Gedeputeerden* (die Deputierten) für das tägliche Regierungsgeschäft zuständig waren. Diese Gremien hatten jedoch anders als in der alten Republik keine eigenständigen Befugnisse mehr. Sie waren vielmehr Organe zur Durchführung königlicher Beschlüsse. Vorsitzender der Gremien war ein Gouverneur, der für die Umsetzung der nationalen Politik sorgte. Mit diesem Zentralismus und der Versöhnungspolitik gegenüber den ehemaligen Revolutionären und Dienern Napoleons führte die Regierung unter Wilhelm I. die Politik Ludwig Napoleons fort.

Dies galt auch für die Adelspolitik. Im Sommer 1814 ernannte Wilhelm den Berater Ludwig Napoleons in Adelsfragen, Willem Anne van Spaen van Hardestein, zum Vorsitzenden des *Hoge Raad van Adel* (Königlicher Adelsrat), einem neuen staatlichen Beratungsorgan. Im Grundgesetz war die Existenz der Generalstände verankert, die aus zwei Kammern bestanden: einer vom König ernannten Ersten Kammer und einer durch die Ständeversammlungen der Provinzen gewählten Zweiten Kammer. Die Provinzialstände waren entsprechend dem vorrevolutionären Zustand standesgemäß zusammengesetzt. Die Ständeversammlungen bestanden nicht mehr aus Abgeordneten der Städte und Ritterschaften, sondern wurden von diesen gewählt. In den Ritterschaften waren alle anerkannten Adligen der Provinz vertreten (*Kuiper* 2000, S. 86).

Die Neugründung der Ritterschaften, mit der Wilhelm I. im Sommer 1814 begann, war der Anfang seiner Adelspolitik. Die größte Aufgabe, vor der er stand, war die Unterbringung aller Adelssegmente in seinen Gebieten in einem einzigen Reichsadel. Im Norden gab es rittermäßigen und nicht-rittermäßigen Adel aus der Zeit der Republik, während es im Süden bis zu seiner Abschaffung durch die französischen Revolutionäre im Jahr 1793 den Adel der Österreichischen Niederlande und des Prinz-Bistums Lüttich gegeben hatte. Außerdem gab es in beiden Landesteilen einen neuen, bonapartistischen Adel. In den Südlichen Niederlanden,



Abb. 6:

Jacob Constantijn Martens van Sevenhoven
(1793–1861)

Unbekannter niederländischer Maler, Öl/Leinwand, 1826–1830, Centraal Museum, Utrecht (Vermächtnis, 1972) Inv. Nr. 2317, Foto und Copyright: Centraal Museum, Utrecht / Fotodienst Het Utrechts Archief 2002

wo von jeher mehr Adel angesiedelt war als im Norden, hatte es auch im 17. und 18. Jahrhundert noch Erhebungen in den Adelsstand gegeben, und auch die bonapartistische Adelsbildung war hier umfangreicher ausgefallen. Infolgedessen war die Anzahl der Edelleute hier viel größer als im Norden. Dies verlangte nach Kompensation. Wilhelm I. sorgte für die Bildung eines niederländischen Adels mit drei Varianten der Nobilitierung: Anerkennung, Einverleibung und Erhebung (Kuiper 2000, S. 85; Bruin 1987, S. 143). Er erkannte per königlichen Beschluss alle adligen Familien aus der ehemaligen Republik an, wobei der Königliche Adelsrat die Papiere prüfte. Familien mit ausländischem Titel wurden in den niederländischen Adel eingebürgert. Daneben verfolgte Wilhelm I. eine aktive Erhebungspolitik. An erster Stelle kamen für die Erhebung Mitglieder von Patrizierfamilien in Frage. Dies war bereits unter Ludwig Napoleon vorgeschlagen worden. Daneben war die Erhebung aufgrund persönlicher Verdienste möglich. Glaube war kein Kriterium mehr. Katholiken konnten ungehindert beitreten, wenngleich die Erhebung und Anerkennung von Nordniederländern größtenteils Protestanten betraf und die Bemühungen wenigstens teilweise dazu gedacht waren, ein Gegengewicht zum umfangreichen katholischen, französischsprachigen Adel im Süden zu schaffen. Das Adelssystem Wilhelms I. kannte die Titel Prinz, Herzog, Graf, Baron und Ritter und daneben das Prädikat *jonkheer*, das mit dem Adelsgesetz von 1809 eingeführt worden war. Die Vererbung der Titel erfolgte über die männliche Linie, ohne Ausschluss der jüngeren Söhne, sofern dies im Beschluss für eine bestimmte Familie nicht anders bestimmt war.

Im Anschluss an ihre Anerkennung, Einverleibung oder Erhebung wurden die Geadelten vom König in eine provinzielle Ritterschaft berufen. Diese Berufungen hatte es bereits vor dem Beginn der über den Adelsrat durchgeführten Nobilitierungen gegeben. Beim Nobilitierungsverfahren hatten die Titel und Verdienste der

Vorfahren das meiste Gewicht. Persönliche Verdienste waren eine weitere mögliche Voraussetzung. So wurde P. W. Bosch van Drakenstein im Jahr 1829 in der Provinz Utrecht der Titel *jonkheer* verliehen (Nederland's Adelsboek 1951, S. 330; *de Bruin* 1996, S. 28).

Schlossbesitz und die zugehörigen Titel spielten eine nicht unwichtige Rolle in den Nobilitierungsverfahren, die als Krönung des Aristokratisierungstrebens von Patriziat und wohlhabendem Bürgertum zu verstehen sind. Der Name des Schlosses oder der Herrlichkeit bildete einen Teil des Namens, unter dem man den Adelstitel erhielt. Bosch hatte Drakenstein bereits gut 20 Jahre vor seiner Nobilitierung erworben. Im Gegensatz dazu kaufte beispielsweise Jacob Constantijn Martens, Sohn des bereits erwähnten David Johan Martens, kurz vor seiner Beantragung des Adelsdiploms die Herrlichkeit Sevenhoven im Westen der Provinz, um als *jonkheer* Constantijn Martens van Sevenhoven der Utrechter Ritterschaft beitreten zu können (*de Bruin u. Pietersma* 2002, S. 74–76). Um seinem adligen Status noch mehr Glanz zu verleihen, erwarb er den von seinem Vater gemieteten Landsitz Beukenburg und ließ das Haus der Familie am Janskerkhof standesgemäß zu einem stattlichen Anwesen umbauen (*Heurneman* 2002, S. 141; *Biamond* 2002, S. 97–108). Beukenburg diente als Ausfallsbasis für Jagdpartien, einem traditionellen adligen Zeitvertreib, dem Martens van Sevenhoven mit großer Leidenschaft nachging. Sein patrizischer Großvater Jacob Carel Martens war seinerzeit vor das Jagdgericht gekommen, da er sich dieses adlige Vorrecht illegal angeeignet hatte (*Heurneman* 2002, S. 142).

Für die Edelleute aus den ersten Jahrzehnten des Königreichs der Niederlande waren Schlösser und Landgüter viel wichtiger als für ihre direkten Vorfahren. Den politischen Einfluss, der ihnen mit der Revolution von 1795 genommen worden war, hatten sie nur teilweise zurückgewonnen. Nach 1814 waren die Provinzialstände nur eine schwache Version der Ständeversammlungen aus der Zeit vor der Revolution. Die Herrschaftsrechte über die Dörfer auf dem Land hatten die Adligen (und die jetzt meist geadelten Patrizier und reichen Bürger) nach der Revolution zwar zurückbekommen, jedoch in deutlich beschränkter Form. So zählte etwa die Rechtsprechung nicht mehr zu den Herrschaftsrechten, da der napoleonische Gesetzkodex übernommen worden war – anfangs in unveränderter und ab 1838 in modifizierter Form. Die Verringerung des politischen Einflusses hatte zur Folge, dass die Verwaltungsaufgaben viel weniger Zeit in Anspruch nahmen. Hatten die Ständeversammlungen vor der Revolution noch mindestens einmal pro Monat getagt, so war dies jetzt nur noch ein- bis zweimal pro Jahr der Fall (*de Bruin* 2003, S. 112). Schlossbesitzer konnten hierdurch viel mehr Zeit auf ihren Schlössern verbringen, was außerdem durch die technischen Fortschritte begünstigt wurde. Dank immer besserer Öfen ließen sich die Gebäude (außer im tiefsten Winter) besser beheizen. Durch die Anlage von Eisenbahnverbindungen waren die Landsitze außerdem besser zu erreichen. Die Eigentümer von Schlössern und Landsitzen investierten viel Zeit, Geld und Energie in den Umbau der Gebäude und in die Anlage von Gärten. Die Projekte atmeten den Geist der Romantik und knüpften damit an das an der fernen Vergangenheit orientierte Adelsideal an. Dass die Erhebung in vielen Fällen rezenten Datums war, störte

dabei nicht. Die Gärten wurden im englischen Landschaftsstil angelegt, der mit seinen verschlungenen Pfaden, kapriziösen Wasserspielen und Ruinen im starken Kontrast zu den geometrischen Formen des holländischen und französischen Klassizismus des 17. und frühen 18. Jahrhunderts stand (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 75–76; *van Groningen* 1999, S. 243–250). Berühmte Gartenarchitekten wie Jan Georg Michaël und J. D. Zocher jr. gestalteten die Gärten von Utrechter Schlössern wie Broekhuizen und Sandenburg. In den Häusern selbst äußerte sich die Romantik in einer Reihe von Umbauten im neugotischen Stil. So erhielten Schlösser wie Moersbergen, Beverweerd, Sandenburg und Sterkenburg wieder eine mittelalterliche Gestalt (*Olde Meierink et al.* 1995, S. 38–40; *van Groningen* 1999, 127–129). Die Schlossbesitzer waren fortlaufend bemüht, ihren Grundbesitz zu erweitern. So erwarben Vater und Sohn van Lynden van Lunenburg zwischen 1817 und 1847 in vier Etappen Weiden und Obstgärten rund um ihre *ridderhofstad* (*Neele* 2008, S. 9–10). In der Provinz Utrecht stand viel Land zum Verkauf: Die ausgedehnten Ländereien der 1811 von Napoleon aufgehobenen Kapitel kamen über einen langen Zeitraum verteilt auf den Markt.

Die Erhebung vieler Schloss- und Landgutbesitzer in den Adelsstand führte dazu, dass ein bedeutender Teil der Landgüter wieder in adliger Hand war. Zu einer ausschließlichen Domäne des Adels wurde der Landgutbesitz jedoch nicht mehr. Zum einen waren lange nicht alle Eigentümer von Schlössern und Landsitzen in den Adelsstand erhoben worden, zum anderen gab es wieder neue Reiche, die sich derartige Objekte zulegen wollten. Vielleicht hatten diese Immobilien gerade aufgrund der Erweiterung des Adels eine so große Anziehungskraft auf all jene, die ihren Reichtum gerne in aristokratisch anmutende Statussymbole umsetzen wollten. Vor allem Fabrikanten und Kaufleute aus Amsterdam ließen sich auf dem Utrechtse Heuvelrug gerne Landgüter bauen. Infolgedessen bildete sich hier im Laufe des 19. Jahrhunderts eine ganze Girlande von Landgütern: der »Stichtse Lustwarande« (*van Groningen* 1999, S. 39–40). So kaufte zum Beispiel der Amsterdamer Zuckerfabrikant Christiaan Cordes im Jahr 1843 in Driebergen von einem örtlichen Bauern ein Stück Land, um hierauf das Landgut »Hoogerheide« zu errichten, das er später »Bloemenheuvel« nannte – eine Hommage an seine Frau, Hendrika Bloemen (*Egberts* 2008, S. 10). Ein anderer Amsterdamer Unternehmer, der östlich von Utrecht ein Landgut erwarb, war der Knopffabrikant Hendrik de Heus. Im Jahr 1823 kaufte er den bescheidenen »Sluishoef« in De Bilt, den er anschließend verschönern ließ (*van Groningen* 1999, S. 121; *Broekhoven u. Barends* 1995, S. 241–242). Außer als angenehmer Aufenthaltsort diente das Landgut auch seinen geschäftlichen Interessen. In der Fingerhutfabrik, die bereits seit dem 17. Jahrhundert neben der Wassermühle auf dem Gelände stand, richtete er eine Münzenreinigung ein. Im Jahre 1832 zogen de Heus und sein Sohn Willem Hendricus mit ihren Betrieben aus Amsterdam und De Bilt nach Utrecht. De Heus jr., der das Unternehmen drei Jahre später ganz übernahm, baute die geschäftlichen Aktivitäten immer weiter aus und eröffnete im Jahr 1842 eine Gasfabrik.

Leute wie de Heus überholten den Adel, was den Reichtum anging, kämpften aber auch gegen seine Macht. Als überzeugter Liberaler war de Heus Anhänger des Leidener Professors Johan Rudolph Thorbecke, der Mitte der vierziger Jahre

in der Zweiten Kammer Vorschläge zur Reformierung des Staates machte (von Santen 1985, S. 128; 't Hart 1994, S. 171–187). Schwerpunkte waren dabei die Begrenzung der Macht des Königs, politische Ministerverantwortlichkeit und die direkte Wahl des Parlaments durch die Wahlberechtigten. Dies beinhaltete die Abschaffung der Adelsprivilegien. Verständlich also, dass aus diesen Kreisen Widerstand kam. Thorbeckes Vorschläge waren chancenlos, bis der König, Wilhelm II., im Frühjahr 1848 durch die Entwicklungen in Paris, Berlin und Wien sehr unruhig wurde. Ein Höfling, der mit Karl Marx in Kontakt stand, warnte davor, dass sich die Rebellion der kommunistischen deutschen Arbeiter in Amsterdam ausweiten könnte. Dies veranlasste den König zum Richtungswechsel (Boogman 1978, S. 45–63). Er beauftragte Thorbecke, eine liberale Verfassung zu entwerfen und setzte eine ausreichende Zahl an Parlamentariern unter Druck, um die Annahme der Verfassung Ende 1848 zu gewährleisten.

Die Verfassung wurde auf regionaler Ebene im *Provinciewet* (Provinzialgesetz) von 1850 und auf kommunaler Ebene im *Gemeentewet* (Kommunalgesetz) von 1851 umgesetzt. Im neuen Staatssystem hatte der Adel keinen privilegierten Status mehr. Gemeinderäte, Provinzialstände und Zweite Kammer wurden fortan direkt gewählt, während die Erste Kammer von den Provinzialständen der elf Provinzen gewählt wurde. Auf dem Land verschwanden die Herrschaftsrechte bis auf einige symbolische Relikte. Obwohl einzelne Edelleute bis weit ins 20. Jahrhundert hinein vor allem in der Provinzialverwaltung, der Diplomatie, der Armee und in verschiedenen Wirtschaftssektoren eine wichtige Rolle spielten, hatte der Adel als Stand keine Funktion mehr. Mit dem politischen Durchbruch Thorbeckes wurde das jahrhundertealte Aufwärtstreben der Schichten unterhalb des Adels belohnt.

Schlussfolgerung

Der niederländische Adel hat stets eine Brückenfunktion zwischen Stadt und Land erfüllt. Adlige besaßen Burgen auf dem Land, hatten über ihre Herrschaftsrechte das Sagen über die Dorfgemeinschaften und vertraten das Land in den Ständeversammlungen der verschiedenen Territorien, aus denen die Niederlande bestanden. Die Politik spielte sich in den Hauptstädten ab, in denen die Adligen ihre Stadthäuser hatten. Diese bewohnten sie vor allem während der Wintermonate, wenn es für einen Aufenthalt in den Burgen zu kalt war. Der Abgrenzungsprozess, der im späten Mittelalter eingesetzt hatte, wurde unter Karl V. vollendet. In Utrecht erkannte er eine begrenzte Anzahl von Burgen als *ridderhofstad* an. Nur den adligen Besitzern solcher Burgen verlieh er Zutritt zur Ritterschaft. In der Republik der Vereinigten Niederlande, in der es keinen Monarchen mehr gab, der neuen Adel hätte schaffen können, schottete sich die Ritterschaft komplett ab.

Die Ambitionen der Kaufleute und der ihren Rängen entstammenden Patrizier äußerten sich in der Imitation des aristokratischen Lebensstils. Konkret wurde dies zum Beispiel im Erwerb von Landgütern, Landsitzen und sogar Burgen bzw. Schlössern. Bei den Adligen rief diese Kauflust großen Widerstand hervor. Ändern konnten sie hieran jedoch nichts. Die sich nicht zuletzt aufgrund der Landwirt-

schaftskrise nach 1650 verschlechternde finanzielle Lage des Adels beschleunigte den Erwerb von Schlössern durch nichtadlige Gruppen. Daneben förderte das Aussterben adliger Geschlechter diesen Trend. Vor allem in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lösten Adlige ihre Vermögensprobleme durch Ehelichung reicher Patriziätöchter. In einigen Fällen führte dies zum Rückkauf des Familienschlosses. Auf der anderen Seite wurde durch diese Ehen die Trennlinie zwischen Adel und Patriziat verwischt. Patrizier und sogar nicht-patrizische Kaufleute eigneten sich in zunehmendem Maße einen aristokratischen Lebensstil an, wobei Schlösser und die zugehörigen Herrlichkeiten die wichtigsten Statussymbole waren. Nichtadlige Landgutbesitzer fügten ihrem Nachnamen den Namen der betreffenden Herrlichkeit hinzu, wie es unter Adligen schon lange üblich war. Auch das Führen ausländischer Adelstitel war eine Äußerungsform des Aristokratisierungstrebens. Für den Adel bestand die einzig mögliche Gegenmaßnahme in der konsequenten Abschottung der Ritterschaften, die politischen Einfluss in den Ständeversammlungen gaben.

Mit den Revolutionen des späten 18. Jahrhunderts wurden die Standesvorrechte abgeschafft. Im Jahr 1795 setzte die Batavische Revolution entsprechend dem französischen Vorbild der Sonderstellung von Adel und Patriziat ein Ende. Das war gleichzeitig das jähe Ende des Aristokratisierungstrebens. Ausgehend vom Gleichheitsideal wurde die Elite mit dem Bürgertum gleichgestellt. Für die degradierten Gruppen hatte der Verlust ihrer Ämter empfindliche Einkommenseinbußen zur Folge. Diese führten in Kombination mit massiven Vermögensabgaben zu einer dramatischen Verschlechterung ihrer finanziellen Lage. Hierdurch wurde genau wie im späten 17. Jahrhundert der Verkauf von Schlössern und Landgütern unumgänglich. Potenzielle Käufer waren diejenigen, die von der Revolution und der französischen Invasion profitiert hatten.

Das Ende der Revolution eröffnete der alten Elite in den Jahren nach 1800 Möglichkeiten, an die Macht zurückzukehren. Sie mussten sie allerdings mit denjenigen teilen, die auf den Wellen der Revolution aufgestiegen waren. Dieser Zusammenschluss von alter und neuer Elite blieb der Ausgangspunkt der Politik im Königreich Holland, während der Einverleibung durch Frankreich, ebenso wie im neuen Königreich der Niederlande. Die Adelspolitik König Wilhelms I., die an die adelspolitischen Ansätze Ludwig Napoleons anschloss, war faktisch die Honorierung des Aristokratisierungstrebens von Patriziat und wohlhabendem Bürgertum während der Republik, bei dem der Erwerb von Schlössern und Landsitzen eine wichtige Rolle gespielt hatte. Auch im neuen gemischten Adel spielte der Besitz von Landgütern eine wesentliche Rolle. Erneut waren es die aufstrebenden Schichten unterhalb des Adels, die ihren Reichtum durch den Erwerb von Landgütern in Status umsetzten. Die liberale Verfassung von 1848 honorierte ihre Ambitionen dahingehend, dass sie die privilegierte Position des Adels definitiv beendete.

Literatuur

- Aalbers, Johan*: Geboorte en geld. Adel in Gelderland, Utrecht en Holland tijdens de eerste helft van de achttiende eeuw. – In: *Aalbers; Johan u. Prak, Maarten [Hrsg.]*: De bloem der natie. Adel en patriciaat in de Noordelijke Nederlanden. Meppel 1987a, S. 56–78.
- Aalbers, Johan*: Willem Anne van Spaen van Hardenstein en de voormalige riddematige adel (1806–1813). – In: *Aalbers; Johan u. Prak, Maarten [Hrsg.]*: De bloem der natie. Adel en patriciaat in de Noordelijke Nederlanden. Meppel 1987b, S. 104–128.
- Barracrough, Geoffrey*: The Medieval Papacy. – London, 1968.
- Bavel, Bas J. P. van*: Transitie en continuïteit. De bezitsverhoudingen en de plattelands-economie in het westelijke gedeelte van het Gelderse rivierengebied, ca. 1300–ca. 1570. – Hilversum 1999.
- Biemond, Dirk Jan*: Schoon, groot en weldoortimmerd. Het Martenshuis aan het Janskerkhof. – In: *Jaarboek Oud-Utrecht*, 2002, S. 85–110.
- Boogman, J. C.*: Rendom 1848. De politieke ontwikkeling van Nederland 1840–1848. – Bussum 1978.
- Brink, David van den*: De Ridderschap van Utrecht (1794–1815): een ›corporatie‹ en haar leden. – Magisterarbeit, Utrecht 1985.
- Broekhoven, Sabine u. Barends, Sonja*: De Bilt. Geschiedenis en architectuur. – Zeist 1995.
- Bruin, Kees*: Een verloren zaak. Adel als beloning voor persoonlijke verdiensten in het Koninkrijk der Nederlanden. – In: *Aalbers; Johan u. Prak, Maarten [Hrsg.]*: De bloem der natie. Adel en patriciaat in de Noordelijke Nederlanden. Meppel 1987, S. 141–164.
- Bruin, Renger E. de*: Burgers op het kussen. Volksoevereiniteit en bestuurssamenstelling in de stad Utrecht, 1795–1813. – Zutphen 1986.
- Bruin, Renger E. de*: Paulus Wilhelmus Bosch van Drakenstein (1771–1834, maire van Utrecht. – In: *Aalbers; Johan et al. [Hrsg.]*: Utrechtse biografieën. Levensbeschrijvingen van bekende en onbekende Utrechtse, 3. Utrecht 1996, S. 24–29.
- Bruin, Renger E. de*: Johan Adolph van Hardenbroek (1721–1791), generaal en kasteelheer. – In: *Eerden-Vonk, M. A. van der; Leeuwenberg, H. L. Ph. u. Vogelzang, F. [Hrsg.]*: Utrechtse biografieën. Het Kromme Rijngebied. Levensbeschrijvingen van bekende en onbekende mensen in het Kromme Rijngebied. Utrecht 2002, S. 67–72.
- Bruin, Renger E. de*: We and our successors shall do justice by all. Provincial government in Utrecht: an historical perspective. – Utrecht 2003.
- Bruin, Renger E. de*: Ridders aan de wetering. Een millennium adelsgeschiedenis in Oost-Utrecht. – In: *Het Kromme-Rijngebied* 42, 2008, S. 18–25.
- Bruin, Renger E. de u. Pietersma, Arend*: Op geborduurde kussens. De familie Martens in politiek en bestuur. – In: *Jaarboek Oud-Utrecht*, 2002, S. 25–84.
- Buitelaar, A. L. P.*: De Stichtse ministerialiteit en de ontginningen in de Utrechtse Vechtstreek. – Hilversum 1993.
- Burg, Vincent A. M. van der*: Petrus Jodocus van Oosthuysen (1763–1818), ontginning, leverancier Bataafse en Franse leger, heer van Rijsenburg. – In: *Leeuwenberg, H. L. Ph.; Vogelzang, F. u. Vroemen, J. [Hrsg.]*: Utrechtse biografieën. De Utrechtse Heuvelrug-Noord. Levensbeschrijvingen van bekende en onbekende mensen uit de gemeenten De Bilt, Zeist en Driebergen-Rijsenburg. Utrecht 2004, S. 152–155.
- Dekker, Cees*: Het Krommerijngebied in de Middeleeuwen. Een institutioneel-geografische studie. – Zutphen 1983.
- Egberts, Linde*: Bewoners van buitenplaatsen. Een onderzoek naar de achtergrond van de eerste buitenplaatsbewoners in Driebergen. – Referat, Universität Utrecht 2008.

- Fockema Andreae, S. J.*: De Nederlandse staat onder de Republiek. 5. Aufl. – Amsterdam 1973.
- Groningen, Catharina L. van*: De Utrechtse Heuvelrug. De Stichtse Lustwarande. Buitens in het groen. – Zwolle 1999.
- Hart, P. D.* 't: Van blijvenden heelrijken invloed. De stichting van de Kamer van Koophandel en Fabrieken te Utrecht (1824–1852). – In: Jaarboek Oud-Utrecht, 1994, S. 171–188.
- Heijmink Liesert, P. M.*: Adriaan Ram (1599–1663), ambachtsheer van Schalkwijk. – In: *Eerden-Vonk, M. A. van der; Leeuwenberg, H. L. Ph. u. Vogelzang, F. [Hrsg.]*: Utrechtse biografieën, het Kromme Rijngebied. Levensbeschrijvingen van bekende en onbekende mensen uit het Kromme Rijngebied. Utrecht 2002, S. 162–166.
- Heurneman, Mieke*: Pillengift, papegaai en patrijzenjacht. Huiselijk leven en vrijetijdsbesteding. – In: Jaarboek Oud-Utrecht, 2002, S. 111–150.
- Hoven van Genderen, A. J. van den*: Het Kapittel-Generaal en de Staten van het Nedersticht in de 15^{de} eeuw. – Zutphen 1987.
- Huussen, Arend H.*: Historical Dictionary of the Netherlands. – London 1998.
- Kalveen, C. A. van*: Het bestuur van bisschop en Staten in Nedersticht, Oversticht en Drenthe, 1483–1520. – Groningen 1974.
- Kalveen, C. A. van*: Bisschop Bernold van Utrecht (1027–1054). Twee studies over de vorming van het Sticht Utrecht. – Utrecht 2002.
- Kits Nieuwenkamp, J. F. K. u. Leeuwenberg, H. L. Ph.*: Gijsbert Franco de Milan Visconti (1693–1780), heer van Hinderstein, Nijeveld, Veldhuijsen, Bijleveld, Rosweijde, Reijerscop, Lichtenberg en Snellenburg. – In: *Alkemade, W. R. C. et al. [Hrsg.]*: Utrechtse biografieën. Levensbeschrijvingen van bekende en onbekende mensen uit Vleuten, De Meern, Harmelen en Woerden. Utrecht 1999, S. 87–91.
- Knevel, Paul*: Hoofdstad van Holland boven het IJ. Politieke en bestuurlijke ontwikkelingen (1573–1795). – In: *Aten, Diederik et al. [Hrsg.]*: Geschiedenis van Alkmaar. Zwolle 2007, S. 190–209.
- Kruijff, Marianne de*: Sandenburg. Grondbezit en grondbeheer. Drie generaties Van Lynden van Sandenburg (1792–1885). – Referat, Universität Utrecht 2008.
- Kuiper, Yme*: Adel in Nederland. – In: *Ketelaar-de Vries Reilingh, Els u. Kuiper, Yme [Hrsg.]*: Edel voor Adel. 's-Gravenhage 2000, S. 77–96.
- Ladermacher, Horst*: Die Niederlande. Politische Kultur zwischen Individualität und Anpassung. – Berlin 1993.
- Lademacher, Horst*: Ph  nix aus der Asche? Politik und Kultur der niederländischen Republik. – Münster 2007.
- Leeb, I. Leonhard*: The ideological origins of the Batavian revolution. History and politics in the Dutch Republic 1747–1800. – Den Haag 1973.
- Loenen, Rutger*: De Pyramide van Austerlitz. Monument van de Franse Tijd. – Driebergen 2008.
- Maarschalkerveerd, Philip*: De overdracht van het wereldlijk gezag. – In: *Dekker, Cees; Maarschalkerveerd, Philip u. Winter, Johanna Maria van [Hrsg.]*: Geschiedenis van de provincie Utrecht, II. Utrecht 1997, S. 33–46.
- Marshall, Sherrin*: The Dutch gentry 1500–1650. Family, faith and fortune. – New York 1987.
- Morrees, C. W. u. Vermeulen, P. J. [Hrsg.]*: Mr. Johan van de Water's Groot Plakkaatboek aangevuld en vervolgd tot het jaar 1810, I. – Utrecht 1856.
- Mulder, Roel*: Herfsttij der buitenplaatsen. – In: Jaarboekje Niftarlake, 2006, S. 39–56.
- Nederland's Adelsboek. – 's-Gravenhage 1940, 1951.

- Neele, Els*: Grondaankopen door Balthasar Constantijn en Jan Hendrik van Lynden van Lunenburg. Toeval of niet? – Referat, Universität Utrecht 2008.
- Nierop, H. K. F. van*: Van ridders tot regenten. De Hollandse adel in de zestiende en de eerste helft van de zeventiende eeuw. 2. Aufl. – Amsterdam 1990.
- Oexle, Otto Gerhard*: Aspekte der Geschichte des Adels im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. – In: *Wehler, Hans-Ulrich* [Hrsg.]: Europäischer Adel 1750–1950. Göttingen 1990, S. 19–56.
- Olde Meierink, Ben et al.* [Hrsg.]: Kastelen en ridderhofsteden in Utrecht. 2. Aufl. – Utrecht 1995.
- Ottenheym, Konrad*: Turm oder Portico?. Die neuen Schlösser des Utrechter Adels im 17. Jahrhundert. – In: *Hoppe, S.; M ller, M. u. Nussbaum, N.* [Hrsg.]: Stil als Bedeutung. Stil als Bedeutung in der nordalpinen Renaissance. Wiederentdeckung einer methodischen Nachbarschaft. Regensburg 2008, S. 244–267.
- Pfeil, Tom*: Tot redding van het vaderland. Het primaat van de Nederlandse overheidsfinanciën in de Bataafs-Franse tijd 1795–1810. – Diss. Universität von Amsterdam 1998.
- Plomp, N.*: Een boer is geen edelman. Zestiende-eeuwse conflicten over ridderschap in de Neder-Betuwe. – In: Jaarboek van het Centraal Bureau voor de Genealogie 47, 1993, S. 86–132.
- Rutgers, C. A.*: Van Standen tot Staten. – In: *Verdam, P. J.* [Hrsg.]: Van Standen tot Staten. 600 Jaar Staten van Utrecht 1375–1975. Utrecht 1975, S. 19–39.
- Santen, J. H. von*: Politiek leven in de stad Utrecht rond het midden van de negentiende eeuw (1840–1860). – In: Jaarboek Oud-Utrecht 1985, S. 110–165.
- Schilling, Heinz u. Diederiks, Herman* [Hrsg.]: Bürgerliche Eliten in den Niederlanden und Nordwestdeutschland. Studien zur Sozialgeschichte des europäischen Bürgertums im Mittelalter und in der Neuzeit. – Köln u. Wien 1985.
- Schutte, Otto*: Les titres du premier Empire français en relation avec les Pays-Bas. – In: De Nederlandsche Leeuw 97, 1980, S. 323–356.
- Stenvert, Ronald*: Bouwgeschiedenis, het Huis en andere opstellen. – In: *Reinink, Wessel* [Hrsg.]: Landgoed Linschoten. Bussum 1994, S. 228–301.
- Stenvert, Ronald*: Architectuur: deftig en degelijk: – In: *Dekker, Cees; Maarschalkerweerd, Philip u. Winter, Johanna Maria van* [Hrsg.]: Geschiedenis van de provincie Utrecht, II. Utrecht 1997, S. 385–389.
- Stiegeman, Christoph u. Wernhoff, Matthias* [Hrsg.]: Canossa 1077. Ers tterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Aufgang der Romanik, 2 Teilb nde. – Paderborn 2006.
- Streng, Jean*: De adel in de Republiek. – In: Virtus. Jaarboek voor adelsgeschiedenis 10, 2003, S. 71–101.
- Vliet, Kaj van*: In kringen van kanunniken. Munsters en kapittels in het bisdom Utrecht, 695–1227. – Zutphen 2002.
- Vries, Jan de u. Woude, Ad van der*: Nederland 1500–1800. De eerste ronde van moderne economische groei. – Amsterdam 1995.
- Wagenaar, Johan*: Tegenwoordige Staat der Verenigde Nederlanden XII. – Amsterdam 1772.
- Wal, E. A. J. van der*: Johan Huydecoper (1600–1661) regent en bouwmeester. – In: *Baal-de Vries, A. A. van et al.* [Hrsg.]: Utrechtse biografieën. De Vechtstreek. Levensbeschrijvingen van bekende en onbekende mensen uit de Vechtstreek. Utrecht 1997, S. 72–76.
- Winter, Johanna Maria van*: Ridderschap. Ideaal en werkelijkheid. – Bussum 1965.

- Winter, Johanna Maria van*: Bischof Balderik en de rijkskerk. – In: *Cees Dekker; Philip Maarschalkerweerd u. Johanna Maria van Winter [Hrsg.]*: Geschiedenis van de provincie Utrecht, I. Utrecht 1997a, S. 103–114.
- Winter, Johanna Maria van*: De rijksbisschoppen in de 11^e eeuw. – In: *Dekker, Cees; Maarschalkerweerd, Philip u. Winter, Johanna Maria van [Hrsg.]*: Geschiedenis van de provincie Utrecht, I. Utrecht 1997b, S. 115–130.
- Winter, Johanna Maria van*: Het opdringen van de graaf van Holland. – In: *Dekker, Cees; Maarschalkerweerd, Philip u. Winter, Johanna Maria van [Hrsg.]*: Geschiedenis van de provincie Utrecht, I. Utrecht 1997c, S. 181–186.
- Winter, Johanna Maria van*: De opkomst van ministerialiteit en ridderschap. – In: *Dekker, Cees; Maarschalkerweerd, Philip u. Winter, Johanna Maria van [Hrsg.]*: Geschiedenis van de provincie Utrecht, I. Utrecht 1997d, S. 169–180.
- Ydema, Onno*: Op zoek naar draagkracht. Belastingen vóór, tijdens en na de tijd van Lodewijk Napoleon. – In: *Hallebeek, J. u. Sirks, A. J.B. [Hrsg.]*: Nederland in Franse schaduw. Recht en bestuur in het Koninkrijk Holland (1806–1810). Hilversum 2006, S. 101–124.
- Zandvliet, Kees*: De 250 rijksten van de Gouden Eeuw. – Amsterdam 2006.

Rolf Peter Tanner

»Die Bistums-Lande, wie bekant, rauch, ohnwegsam, mithin zum Commercio auf keine Weiss bequemlich«

Das Fürstbistum Basel im Spannungsfeld von Zentrum und Peripherie zwischen Antike und Ancien Régime¹

Mit 17 Abbildungen

Einleitung

Das Gebiet des ehemaligen Fürstbistums Basel (s. Abb. 1) war bis zum Ende des Ancien Régime eine Region, die einerseits periphere, durch Gebirgszüge abgeschlossene Räume enthielt, andererseits in der Nähe von städtischen Mittelzentren gelegen war. Das Bistum selber wies nur Kleinstädte auf. Gleichzeitig wurde es jedoch am Rand von Verbindungslinien zwischen Großzentren von europäischer Bedeutung berührt. Damit könnte man die Region etwas salopp als »zentrale Peripherie« bezeichnen. Der vorliegende Artikel will den Aspekt von Zentrum und näherem und fernem Umland anhand der Verkehrsbeziehungen dieses Gebietes näher beleuchten. Oder anders formuliert: es geht nicht um Städte und ihr Umland, sondern um ein Umland und seine Beziehungen zu den Städten.

1 Problemstellung

Jeder Raum steht im kulturellen und wirtschaftlichen Spannungsfeld sowohl seiner Nachbarräume wie auch weit entfernter Regionen. Die Kraftlinien und Kraftfelder, welche zwischen diesen Räumen entstehen, bestimmen den Verlauf von Verkehrsachsen und deren Nutzungsintensität, damit auch wieder die Entfaltungsmöglichkeiten des Raumes und seiner Teilräume.

Ausgehend von bekannten Zentralitätstheorien (*Christaller, Friedmann* etc.) müsste angenommen werden, dass eine Region wie das Fürstbistum Basel wirtschaftlich und verkehrsmäßig in Abhängigkeit von den umgebenden Mittelzentren

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

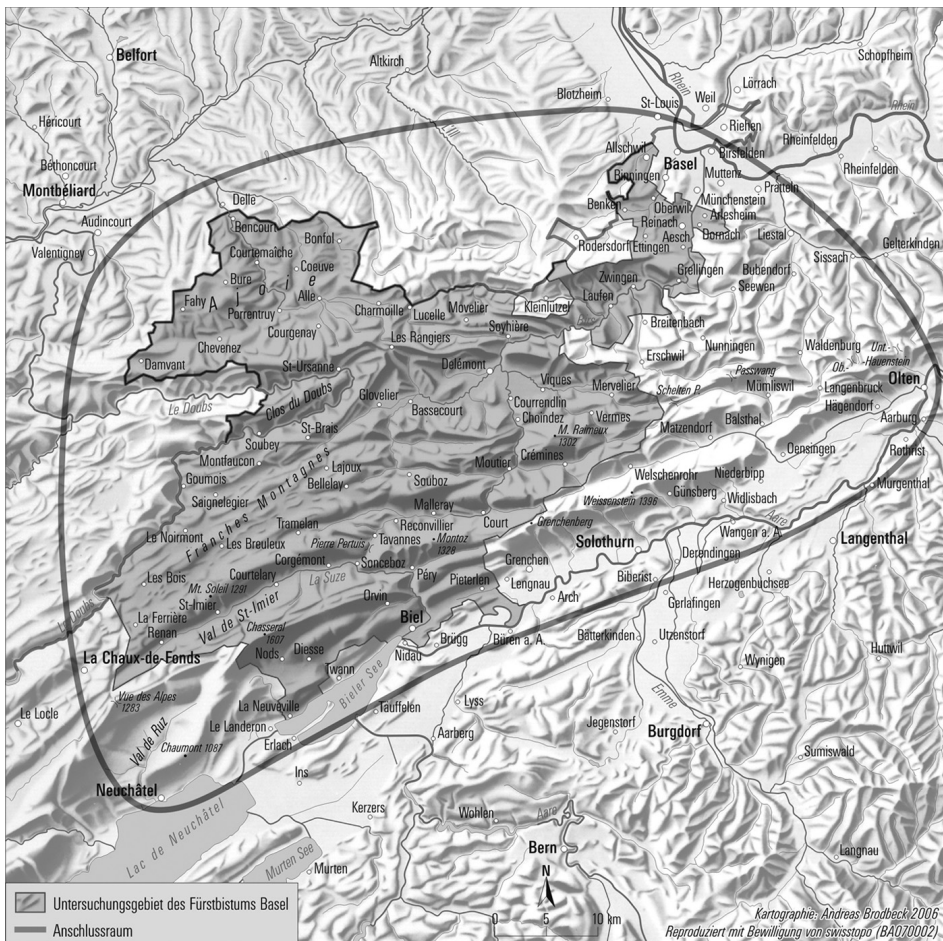


Abb. 1: Das Fürstbistum Basel in den Grenzen von 1780
Tanner 2007, S. 17²

wie zum Beispiel Basel, Besançon oder Bern steht, die ihrerseits in das europäische Hauptachsensystem zwischen den Kernräumen am Niederrhein und in Nordfrankreich, in Mitteldeutschland, Südwestfrankreich und Oberitalien eingespannt sind; dies alles eingebettet in die historische Entwicklung des europäischen Handels- und Verkehrsraumes.

Konkret soll es nun im Folgenden darum gehen, Paradigmen, die den Diskurs über Zentren und Peripherien oder über Städte und Umland wie auch die europäische Verkehrsdynamik dominieren, in einem kleinen Raum zu verifizieren.

2 Der Anschlussraum bezeichnet das in der Arbeit von Tanner 2007 ebenfalls mit untersuchte Gebiet.

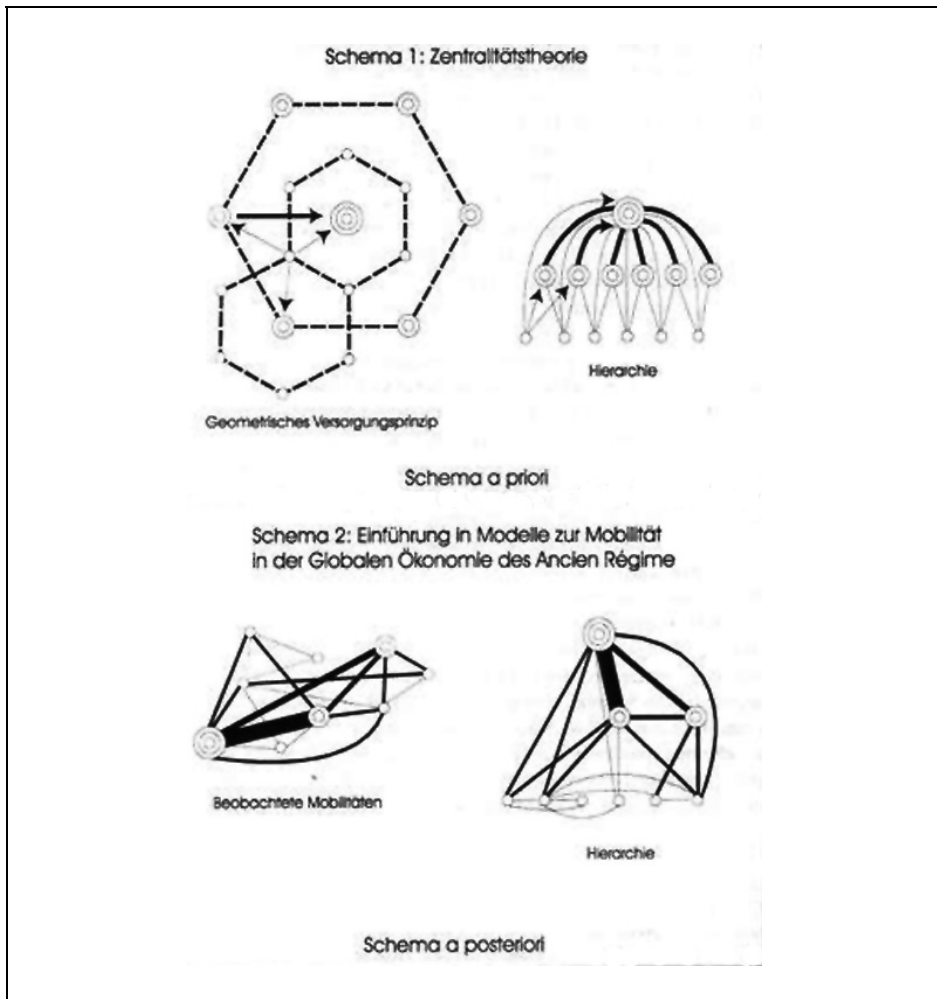


Abb. 3: Gegenüberstellung des Modells von Christaller und der beobachteten Realität
Radeff 1999, S. 202

Die Reaktionen auf das Modell von *Christaller* waren geteilt, entweder wurde es weiterentwickelt, wie zum Beispiel von *August Lösch* (Haggett 2001, S. 437), oder es wurden Alternativen gesucht, wie durch *James Vance* (Haggett 2001, S. 440). Dessen Kritik richtete sich vor allem gegen den Umstand, dass *Christaller* sein Modell in Süddeutschland entwickelt habe und es daher eigentlich nur auf diesen Raum zugeschnitten sei. Allgemein wurde ebenfalls kritisiert, dass *Christaller* ein geschlossenes System beschreibe, in dem der Wandel nur von unten nach oben möglich sei (z.B. in einer verstärkten ländlichen Produktivität im untersten Niveau der Siedlungen, die zu einer Ausweitung der Hierarchie führt und somit zu immer mehr übergeordneten Zentren). Im Weiteren wird der in der Theorie vorausgesetzte »optimizer« (homo oeconomicus der neoklassischen Theorie in einem idealen

Markt) heute ersetzt durch den »satisfizer«,⁴ was die theoretische Grundlage natürlich schwächt (*Borsdorf u. Zehner* 2005, S. 309).

Genau diese Kritik bestätigt eine Untersuchung von *Anne Radeff*, die darin das Schema *Christallers* den tatsächlich beobachteten Versorgungsinteraktionen im Raum der Westschweiz während des Ancien Régimes gegenüberstellt (s. Abb. 3) und sagt, dass »wenn [die] Handelsnetze auf die Erfüllung städtischer Interessen und zumindest teilweise auf die Bürger der souveränen Städte der Schweiz wie beispielsweise Bern ausgerichtet wären, würden sie weitgehend denen entsprechen, die Walter Christaller in seiner Theorie der zentralen Orte vorgeschlagen hat. In der historischen Realität zögerten die Bürger der Kleinstädte und Marktflecken wie auch die Bauern nicht, sich auf den Weg zu machen, um ihre Waren billiger, wenn auch nicht immer auf legale Weise zu erhalten (*Radeff* 1999, S. 203).«

Trotz all dieser Kritikpunkte spielt *Christallers* Begriffssystem auch heute noch eine Rolle. Theoriegeschichtlich stellt seine Theorie zudem eine Ergänzung der Theorien von *von Thünen* (primärer Sektor) und *Weber* (sekundärer Sektor) im Bezug auf den tertiären Sektor dar (*Borsdorf u. Zehner* 2005, S. 309).

Ähnlich begriffsbildend wie *Christallers* Theorie war der Zentrum-Peripherie-Ansatz von *John (Hans) Friedmann*. Sein Modell, das Kernregionen, Regionen mit Aufwärtsentwicklung mit Entwicklungskorridoren und periphere oder altindustrielle Regionen mit Abwärtsentwicklung unterscheidet, fand ebenfalls zumindest begrifflich Eingang in zahllose Analysen von räumlichen Disparitäten, insbesondere auch im Stadt-Umland-Bezug (zu *Friedmann* s. z.B. *Haggett* 2001, S. 566).

2.2 Der Zerfall der Staatlichkeit am Ende der Antike und das Aufkommen des feudalen Systems mit den Konsequenzen für Verkehr und Wegenetz

Mit dem Zusammenbruch des weströmischen Imperiums war die Antike entgegen zahlreichen Aussagen noch nicht zu Ende. Zunächst einmal lebte das Reich in seiner östlichen Hälfte kontinuierlich fort, zum anderen verstanden sich die fränkischen und deutschen Herrscher immer auch als Nachfolger der römischen Cäsaren christlicher Ausprägung. Wenn sich auch der Schwerpunkt des Westreiches aus dem Mittelmeerraum nach Nordwesteuropa verlagert hatte, behielten die Verbindungen nach Süden immer noch ihre Wichtigkeit. Durch den allmählichen Zerfall staatlicher Autorität sowie – primär in den Randgebieten des ehemaligen Reiches – der antiken Zivilisation,⁵ blieb die Kirche die einzige Institution, die den Gedanken der Einheit des Imperiums hochhielt. Aus diesem Grund erhielten Kirchenbauten und Klöster neben der sakralen Bedeutung auch eine Funktion als »point fort« der dahinschwindenden Staatsmacht. Durch ihre universelle Bedeu-

4 Zufriedenstellende, aber suboptimale Standortentscheidungen fällender Akteur wegen unvollständiger Informationen und begrenzter Verarbeitungsfähigkeit, beeinflusst von persönlichen Präferenzen.

5 Zivilisation im Sinne von ortsfester Stadtkultur im Gegensatz zu nicht ortsfester Wechselwirtschaft, wie sie außerhalb des römischen Reiches seit dem Neolithikum bestanden hat (s. *Küster* 1995, passim und unten).

tung in einem christlich gewordenen Abendland war die Kirche wie keine andere Gewalt prädestiniert, universell verstandenes Symbol des christlich-römischen Imperiums zu sein. Anstelle von Burgen oder Befestigungen, die ja doch nur so stark wie ihre Mauern sein konnten, und die sich jeder Mächtige im Reich errichten konnte, waren geistliche Einrichtungen durch ihre sakrale Überhöhung geradezu unantastbar. So entstanden als Keimzelle ortsfester Siedlungen in wieder kolonisiertem Land oder in Regionen, in die das Frankenreich neu vordrang, aber auch als Wegmarken und Wegsicherung, allenthalben Kirchen und Klöster (s. Abb. 4).⁶ Diese Kolonisation bestand gemäß Küster im Aufgeben der prähistorischen⁷ Wanderwirtschaft zu Gunsten einer ortsfesten Siedelweise, wobei er davon ausgeht, dass sich diese prähistorische Wanderwirtschaft auch wieder in den von den Römern aufgegebenen Gebieten ausgebreitet hat. »Außerhalb der Mediterraneis erstarkte die Zivilisation zuerst vor allem wieder im westeuropäischen Frankenreich. Kolonisierende Bestrebungen, deren Ziel es war, der Zivilisation zur Ausbreitung zu verhelfen und staatlich kalkulierbare Verhältnisse zu schaffen, gingen von dort nach Osten aus. Dabei wurden aber nicht, wie immer zu lesen ist, zuerst von Menschen verlassene Landschaften wieder urbar gemacht, indem man sie – vor allem während der so genannten Rodungsperioden – vom Wald entblößte, sondern es kam zur Überführung eines Systems mit nicht völlig ortsfesten Siedlungen vorgeschichtlicher Prägung in ein System mittelalterlicher, ortsfester Dörfer. Über deren Existenz berichten frühe schriftliche Quellen, sie wurden verschenkt, gekauft, besetzt, aber nicht, wie man immer wieder meint, im eigentlichen Sinn gegründet, sondern nur aus dem Zustand des von Zeit zu Zeit stattfindenden Lokalitätenwechsels in eine fixierte Lage überführt« (Küster 1998, S. 110–111).

Das Verkehrssystem der Römer, das einen organisierten Staat erschlossen hatte und somit den Austausch ermöglichte, erlag im Frühmittelalter nach und nach dem allmählichen Zerfall der Zivilisation. Obwohl verschiedene Machttäger diesen Zerfall aufzuhalten versuchten, »verinselte« sich die nachantike Gesellschaft zusehends in mehr oder weniger autarke Zonen, verbunden mit einer signifikanten Abnahme der Mobilität bzw. des Mobilitätsbedürfnisses.

Lange Zeit blieb die Theorie *Pirennes*⁸ zu diesem Niedergang des Abendlandes im Frühmittelalter als Erklärungsansatz bestimmend: Der Islam habe durch seine Invasionen das Mittelmeer für die christliche Seefahrt gesperrt und so den Niedergang bewirkt. *Fernand Braudel* (1990, S. 94)⁹ und nachfolgende, vor allem französische Autoren, sehen jedoch einen allgemeinen Abwärtstrend in der westlichen Hälfte der römischen Zivilisation bereits seit 150 n. Chr., aufgehalten höchstens

6 Zur Rolle von kirchlichen Bauten bei der Kolonisation s. Küster 1995, S. 176.

7 Küster bezeichnet alle Kulturformen außerhalb einer ortsfesten Siedelweise und einer Schriftkultur als prähistorisch.

8 *Pirenne, Henri*: Mahomet et Charlemagne. 1937. Schon 1933 nimmt er diese Gedanken in seinem Werk zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas auf (letzte deutsche Ausgabe: *Pirenne* 1994, S. 6ff.), wobei er sie auf den nicht byzantinischen Westen des Mittelmeeres bezieht.

9 Zum Forschungsdiskurs zu diesem Thema s. *Bois* 1989: passim.



Abb. 4: Die Martinskirche von Seeberg (Kanton Bern) befindet sich auf einem Hügel und ist von weit her sichtbar. Unter dem aktuellen spätgotischen Bau befinden sich Reste verschiedener Kirchenbauten zurück bis in die merowingische Epoche s. dazu Gutscher; Eggenberger 2000. Foto Verfasser

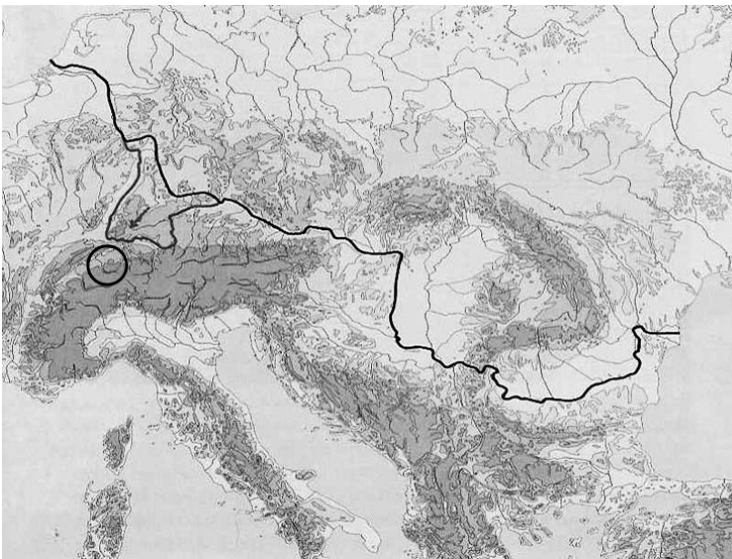


Abb. 5: Die Grenze zwischen ortsfester und nicht ortsfester Siedlungsweise in der Antike bis zum Ende des (West-) Römischen Reiches
Küster 2005, S. 153. Man beachte, dass sich das Gebiet des Fürstbistums Basel (Kreis) seit der Aufgabe des rechtsrheinischen Dekumatenlandes genau an der Nahtstelle befand.

durch kurze Epochen der Nachblüte, wie eben der so genannten karolingischen Renaissance. Der Tiefpunkt wurde nach dieser Sichtweise um die Jahrtausendwende erreicht, als die antike Gesellschaftsordnung, die möglicherweise immer noch auf der Ausbeutung von Sklaven beruhte, endgültig zusammenbrach und die Feudalisierung ihren Anfang nahm (»la révolution féodale«, Bois 1989, S. 209 ff.).¹⁰ Gleichzeitig begann das Erstarken von Städten und Märkten, da durch den Wegfall des steuerlichen Zugriffs des antiken Staates auf die ländliche Bevölkerung zunehmend absatzfähige Überschüsse produziert werden konnten. Der frühere Fernhandel, der primär zur Versorgung der nachantiken Stadtbevölkerung mit Luxusgütern oder Sklaven diente, wurde nun abgelöst bzw. ergänzt durch einen regionalen Handel über regionale Markttorte (Bois 1989, passim). An den entscheidenden strategischen und verkehrstechnisch zentralen Punkten, den »points obligés«, etablierte sich eine neue Führungsschicht, die ihr Auskommen nicht nur in der Nutzung von Ländereien fand, sondern zunehmend in der Abschöpfung von Abgaben auf der wachsenden Mobilität. Im Wirken von mittelalterlichen Herrschern bis hinunter zu den kleinen Grundherren wird immer wieder diese Fokussierung auf die Beherrschung von Verkehrsachsen, die Privilegierung des Handels und dessen Träger erkennbar. Viele vordergründig territoriale Maßnahmen dienten im Grunde zu nichts anderem als der Sicherung von Straßenachsen. Die fehlenden Möglichkeiten der Grenzsicherung und der territorialen Herrschaftsausübung ermöglichten eine Art »proto-globalisierten« Handel, denn die Händler und Kaufleute trieben ihre Geschäfte über weite Strecken; im Extremfall von Indien bis nach England. Dieser Fernhandel war wie sein antiker Vorläufer in einem gewissen Sinn getragen von Luxusgütern, bezog hingegen viel mehr Menschen auch in den ländlichen Räumen und Kleinstädten ein. Man denke nur an die flandrischen und englischen Wollproduzenten oder an die zahllosen Weber und Walker. Nun stand aber, wie schon erwähnt, nicht mehr das Mittelmeer im Zentrum dieses Fernhandels, sondern das fränkische Kernland. Das Frankenreich und seine Nachfolger hatten eine andere geopolitische Ausrichtung als das römische Imperium. Das Südufer des Mittelmeeres war an das Kalifat verloren, dadurch wurde es zum Grenzmeer und damit zum Übergangs- und Austauschraum vom arabischen zum europäischen Wirtschaftsraum. Gleichzeitig lieferte der Norden Europas von Eng-

10 Das Konzept von Bois besteht darin, dass einerseits die Staatsgewalt im nachantiken Frankenreich sukzessive verschwand und somit der Zugriff auf die ländliche Bevölkerung via Besteuerung dahin fiel. Dies schmälerte natürlich die wirtschaftliche Basis der Elite, da sie sonst keine direkte Gewalt auf diese Landbevölkerung besaß, die zwar ärmlich, jedoch immer schon persönlich frei war. Zudem wuchsen einerseits die landwirtschaftliche Produktion dieser ländlichen Bevölkerung und wegen des Wegfalls der Besteuerung auch die Überschüsse, die nun vermehrt über lokale und regionale Märkte abgesetzt wurden. In einem gewaltsamen Umbruch um das Jahr 1000, so der Ansatz von Bois, sei nun dieses nachantike System ersetzt worden durch das feudale, das einerseits der Elite wiederum eine wirtschaftliche Basis verschafft, andererseits den Bauern eine gewisse Sicherheit zurück gegeben habe, die im allgemeinen Staatszusammenbruch verloren gegangen sei. Eine führende Rolle in diesem Prozess habe – zumindest im burgundischen Raum – die Abtei Cluny gespielt.

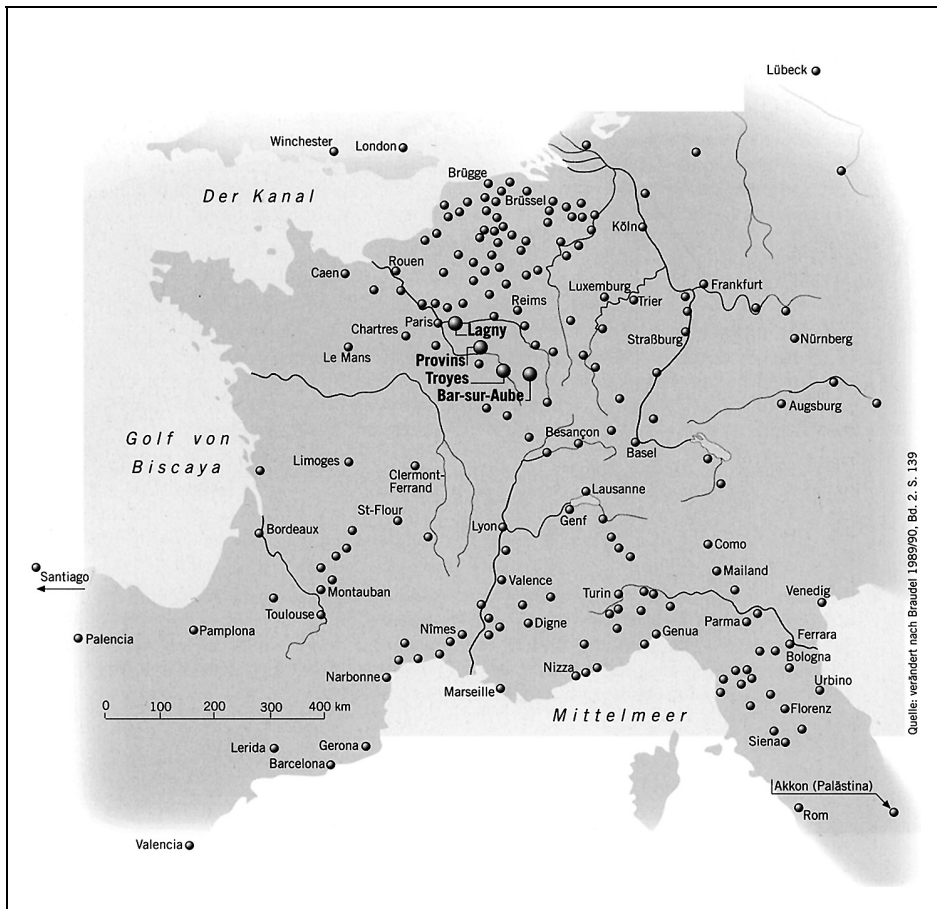


Abb. 6: Das Städtesystem der Champagnermessen

Pletsch 1997, S. 224. Eingezeichnet sind die an den Messen durch Kaufleute vertretenen Städte im 12. und 13. Jahrhundert. Erkennbar sind die beiden Kernräume mit ihren Städteclustern und die dazwischen liegenden Hauptachsen.

land bis ins Baltikum Rohstoffe für den Süden. Der Aufschwung Italiens und Flanderns bzw. der Niederlande bildeten – so die Sichtweise vieler Autoren wie z.B. von Braudel – zwei neue Wirtschaftspole mit dem Austauschraum in der Champagne und der Brie (Braudel 1990, S. 127). Die Messen der Champagne sind geradezu paradigmatisch für diese wirtschaftliche Blütezeit des Mittelalters mit ihrem Höhepunkt im 13. Jahrhundert und für die Präponderanz des »französischen Isthmus« (Braudel) im Handelsverkehr (s. Abb. 6).

2.3 Das Wechselspiel der Hauptachsen durch Europa

Ausgehend von Frankreich schickte sich jedoch Europa an, in Staaten und Territorien zu zerfallen. Gerade diese zunehmende Territorialisierung behinderte in steigendem Maß während des Spätmittelalters – neben anderen Faktoren – die hoch- und spätmittelalterliche Haupthandelsachse zwischen Italien und Flandern mit der Austauschzone in der Champagne durch die zunehmende Abschöpfung des Handelsgewinnes durch den Fiskus. Die Händler begannen, andere Wege zu suchen und zu nehmen; eine einseitige Verlagerung des Verkehrs nach Osten zu postulieren, wie das zahlreiche Autoren tun (*Schulte* 1900; *Braudel* 1986; *Bautier* 1987; *Racine* 1990; *Carpentier u. Le Mené* 1996), wird jedoch dem viel komplexeren Geschehen nicht gerecht. So begann der Brennpunkt der Champagnermessen schon vorher, im 13. Jahrhundert, seine Bedeutung zu verlieren bzw. wurde durch andere Zentren ergänzt und allmählich abgelöst (s. Abb. 7), aber auch die Wahl der Transportmittel unterlag einem Wandel; man denke nur an die aufkommende Schifffahrt vom Mittelmeer zur Nordsee im 13. Jahrhundert.

Im Bezug auf Routenverlagerungen sei zunächst festgehalten was *Arnold Esch* in seiner sehr anregenden Quellenkunde zum alpinen Passverkehr aussagt: »Bisweilen sind Zolleinnahmen soweit überliefert, dass sich ihre wechselnde Höhe [...] über einen längeren Zeitraum verfolgen und in Kurven darstellen lässt. Das gilt vor allem für die Zollstätten Savoyens mit seiner gut ausgebildeten Verwaltung [...] Der methodischen Probleme wohl bewusst, hat man aus diesem immensen, aber disparaten Material besonders für das 14. Jahrhundert Aufschlüsse über die Konjunkturen in den Wirtschaftsräumen beidseits der Alpen, über Aufstieg und Niedergang von Messen, die wachsende Konkurrenz des Seetransports und vieles andere zu gewinnen versucht. Das ist ein wenig kühn [...] Sicherlich sagen die Kurven in ihren großen Trends etwas über die Entwicklung des Transportvolumens und seine Zusammensetzung aus. Aber die Aussagen sind im einzelnen wieder nur mit grosser Vorsicht zu interpretieren, und es ist schwer festzustellen, ob das brüske (und oft nicht parallel gehende) Auf und Ab der überlieferten Zahlen jeweils wirtschaftliche, politische, fiskalische, monetäre oder einfach überlieferungsbedingte Gründe hat« (*Esch* 1998, S. 209–210).

Das gilt sowohl für die schon erwähnte Ostverlagerung des Verkehrs im 13. Jahrhundert wie auch für die häufig postulierte Umlagerung des Verkehrs seit dem 14. Jahrhundert im Sinne einer »Achsdrehung« von den Südost-Nordwest-Verbindungen durch Europa (den »Isthmen«, wie sie *Braudel* verschiedentlich nennt) auf eine andere Achse, die rechtwinklig dazu von der Ostsee und Zentral-europa gegen die westliche Mittelmeerküste und Iberien strebt. Einerseits wird der Einrichtung des Papstsitzes in Avignon hohe Bedeutung beigemessen, andererseits betonen vor allem Schweizer Autoren (z.B. *Audétat* 1921, S. 64; *Grosjean* 1984, S. 33ff.; *Im Hof* 1986, S. 227), dass die eigentliche »Achsendrehung« auf diese Transversalroute erst am Ende des 14. bzw. zu Beginn des 15. Jahrhunderts zusammen mit dem Aufstieg des iberischen Raumes erfolgt sei. Auch hier muss analog zur Ostverlagerung der Verkehrsachsen angemerkt werden, dass dieses einfache Schema der komplexeren Wirklichkeit nicht gerecht wird. Denn schon mit

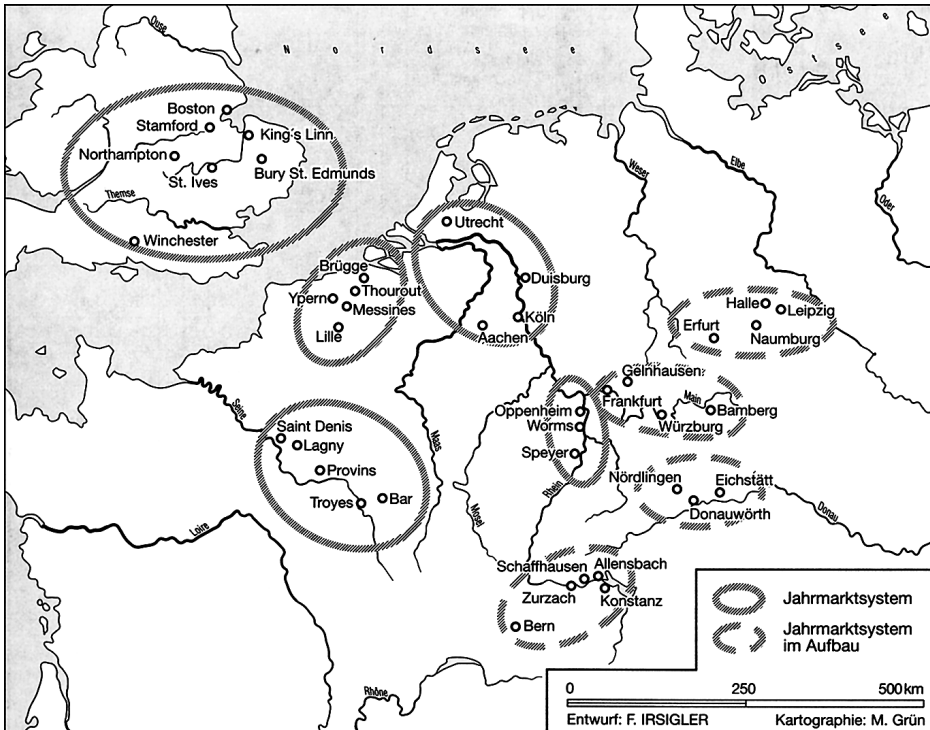


Abb. 7: Messe- und Jahrmarktsysteme im 12. und 13. Jahrhundert in Nordwesteuropa
Irsigler 1996, S. 13

dem karolingisch beherrschten Reich begann sich diese Ausrichtung abzuzeichnen. Mit der Niederrichtung der Sachsen drang das Imperium in nordöstliche Räume vor, die das römische Reich nie erreicht hatte. Gleichzeitig boten sich die wendigen Wikinger schwedischer Prägung an, Mittelsmänner zu werden zwischen dem Orient und der Ostsee. »*La grande voie commerciale avant l'an mil est l'axe nordique, celui de la mer du Nord, de la Baltique et des grands fleuves russes, axe autour duquel s'échangent non seulement des produits venus de l'Orient et de l'Extrême-Orient, mais les produits nordiques (fourrures, miel, ambre, ivoire de morse), les produits occidentaux et bien sûr les esclaves*« (Carpentier u. Le Mené 1996, S. 177).¹¹ Die Ostsee wurde so zu einer Art »nördlichem Mittelmeer«. Dadurch erhielt der Handel schon jetzt die neue Komponente neben der »klassischen« Südost-Nordwest-Ausrichtung. Durch diesen warägisch-russischen Handelsweg war das durch die Anwesenheit der Araber zumindest weniger sichere Mittelmeer als Verkehrsachse nicht gerade obsolet aber sicherlich weniger wichtig geworden. Das karolin-

¹¹ S. auch Küster 2002, S. 183.

gische Reich suchte übrigens nicht nur die Verbindungen nach dem Orient sondern ebenso nach dem mittlerweile islamisch-arabischen Iberien, wo sich große Reichtümer angesammelt hatten, die zu Handel und zu Eroberungszügen verlockten.

Auch unter den Staufern,¹² oder nach dem Abgang der Messen der Champagne und mit der Lancierung der Messen von Lyon, erfuhr die Achse von der Ostsee nach dem westlichen Mittelmeer immer wieder neue Impulse, wenn auch keine dauerhafte Vorrangstellung.

2.4 Das Wechselspiel zwischen Fragmentierung und (Proto-) Globalisierung, zwischen »liberal« und »protektionistisch«

Wenn der Beginn der Frühneuzeit mit der Herausbildung von Flächenstaaten zeitlich festgesetzt werden soll, ist dies schwieriger zu bewerkstelligen als der Übergang von der Antike zum Mittelalter in der »feudalen Revolution« (s. oben und *Bois* 1989, S. 209ff.), denn in Frankreich fand diese staatliche Durchdringung schon sehr früh statt, im Deutschen Reich war sie jedoch erst im 16. Jahrhundert abgeschlossen, und dies erst noch lediglich auf der Ebene der Teilstaaten. Zusätzlich verschärft wurde diese politische Fragmentierung durch die konfessionelle Trennung seit der Reformation. Die Ideologie des Merkantilismus verstärkte diesen Prozess von einer (proto-) globalisierten Messewirtschaft allmählich zu einer fragmentierten Wirtschaft, in der – in der Sicht der Wirtschaftsgeschichte – lediglich das allgemeine Wachstum bzw. die Zunahme der lokalen Bedürfnisse den Verkehr erhalten konnten. Der interne Handel machte nämlich den größten Teil des Warenaustausches aus, im Frankreich des 18. Jahrhunderts zum Beispiel zwischen drei Vierteln bis vier Fünfteln. Dem Niedergang der großen Messen stand also die Vervielfachung kleinster Messen bzw. Märkte in Dörfern und Flecken gegenüber (*Radeff* 1996, S. 20ff.). Ungeklärt bleibt in diesem Zusammenhang die Rolle des lokalen und regionalen Handels während des Mittelalters, der möglicherweise ebenso den überwiegenden Teil des Verkehrs auslöste, nur lediglich nicht dokumentiert ist, weil er entweder zu wenig erforscht ist, oder weil die Quellenlage keine Aussagen ermöglicht.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts veränderte sich durch die neuen Handelsrouten nach Indien und Amerika das Routennetz. Es waren aber nicht die Städte Iberiens, von wo die Überseelinien ausgingen, die zu neuen Zentren aufstiegen, sondern diejenigen an der Nordsee – in einer Abfolge von Brügge, das schon im Mittelalter

12 Ein Beispiel soll in diesem Zusammenhang genügen: Es wird kaum ein Zufall sein, dass just zur selben Zeit, in der Barbarossa die burgundische Pfalzgräfin Beatrix geheiratet hatte (1156) und damit tatkräftig die (Wieder-)Anbindung des burgundischen Reichsteils selbst in die Hand genommen hatte, der »Kreuzzug« gegen die Elbslawen stattfand (1158 wird im Gefolge Lübeck neu gegründet, *Dralle* 1991, S. 44–45.). Am anderen Ende des Kontinents wurde 1147 Lissabon »wiedererobert«, in Kastilien und Aragon-Katalonien war die »Reconquista« um 1150 auf eine Linie vom Ebrodelta bis zum Lauf des Tajo vorgedrungen (*Breuer* 2008, S. 28.). Aber auch mit dem muslimischen Spanien wurde immer noch intensiv Handel betrieben (*Clot* 2002, S. 287ff.).

eine wichtige Rolle spielte, über Antwerpen und Amsterdam schließlich bis nach London (*Radeff* 1996, S. 332). Dennoch blieb Italien wie zuvor im Mittelalter vorerst ein wichtiges Ziel des europäischen Überlandverkehrs; somit auch die Schweiz ein bedeutendes Transitland, und ebenso lag um 1600 das Hauptgewicht des Schiffsverkehrs offenbar immer noch im Mittelmeer (*Braudel* 1986, S. 146). Gerade die abenteuerliche Politik Karls des Kühnen wie auch die russische Erschließung der Routen von der Levante oder Persien nach Norden sind Belege dafür, dass es den atlantischen Mächten zumindest im 15. Jahrhundert nicht gelungen war, den traditionellen Weg des Orienthandels vollständig umzuleiten.¹³

Damit stand das Gebiet der Nordwestschweiz immer noch im Spannungsfeld beider kontinentalen Achsen, die sich jedoch auf wechselnden Routen manifestierten, da die zunehmende Territorialisierung und das damit verbundene Hegemonialstreben der entstehenden frühneuzeitlichen Flächenstaaten bewirkten, dass Handelsströme immer wieder in andere Bahnen gelenkt wurden.

Aus der Krise des 17. Jahrhunderts ging vor allem Frankreich als Sieger hervor, das deutsche Reich existierte endgültig nur noch als ideeller Schatten bzw. zerfiel in emanzipierte Teilfürstentümer. Gerade durch das Vordringen Frankreichs nach Osten, die so genannten Reunionen, geriet das Gebiet der Schweiz in den Sog dieser Hegemonialmacht. Die Passagen durch das Gebiet der nachmaligen Schweiz waren für die europäischen Mächte von vitalem Interesse; im Vordergrund standen die Achsen Frankreich-Venedig und Mailand-Niederlande bzw. Österreich, sowie die Achse aus Mitteldeutschland nach Südfrankreich und Spanien (*Tanner* 2007, S. 83 ff.). Auch hier scheinen erneut wieder beide kontinentalen Hauptausrichtungen auf.

Das 18. Jahrhundert, das einen allgemeinen ökonomischen Aufschwung brachte (*Braudel* 1989, S. 203), blieb wie das 17. Jahrhundert im Zeichen der hegemonialen Kämpfe zwischen den europäischen Mächten. Trotz der Ballung wirtschaftlicher Kraft im Norden, vor allem in London (*Radeff* 1996, S. 9), behielten die oberitalienischen Städte eine gewisse Bedeutung, wenn nicht als Handelszentren, so doch als Konsumenten. Bedeutend war das 18. Jahrhundert auch, was die Verbesserung der Verkehrswege angeht. Nach französischem Vorbild entstanden Chausseen in vielen europäischen Ländern, was die Leistungsfähigkeit im Transportwesen erhöhte. Andererseits war die Wirtschaft nun vollständig fragmentiert durch eine europaweite Territorialisierung und Monopolisierung der allenthalben nach merkantilistischen Grundsätzen ausgerichteten Handelspolitik.

13 Zu den möglichen Zusammenhängen zwischen den territorialen Ambitionen Karls des Kühnen und dem Kampf um die Handelsrouten nach dem Orient s. *Tanner* 2007, S. 74. Hier nur der Hinweis, dass just zur Zeit der burgundischen Expansion im 15. Jahrhundert der moskowitzische Fürst Iwan das tatarische Joch endgültig abschüttelte und das ausgedehnte Gebiet von Nowgorod unterwarf und somit die Route von Persien zur Ostsee zum größten Teil in die Hand bekam. Auf der anderen Seite wird wohl zu wenig beachtet, dass die Mutter Karls des Kühnen Isabella von Portugal war, eine Schwester Heinrichs des Seefahrers, der die portugiesischen Entdeckungen maßgeblich initiiert hatte. Dies bedeutet konkret, dass Karl wahrscheinlich über die Ambitionen Portugals informiert war und Konkurrenz auch von dieser Seite befürchten musste.

3 Geopolitik und Verkehr in der Nordwestschweiz von der Antike zur Neuzeit: Das regionale Echo im Fürstbistum Basel

Nun soll es darum gehen, die Erkenntnisse auf der kontinentalen Ebene im Untersuchungsgebiet zu verifizieren. Sind die zusammengetragenen Fakten und Hypothesen im Fürstbistum Basel nachzuweisen? In einer Region, die zwar im Zentrum Europas liegt, durch die hingegen keine einzige bekannte Transitachse von kontinentaler Bedeutung zieht? Hier nochmals die zentralen Themen, die im vorangehenden Kapitel im kontinentalen Rahmen betrachtet worden sind:

- Das Wechselspiel der Hauptachsen durch Europa;
- Der Zerfall der Staatlichkeit am Ende der Antike und das Aufkommen des feudalen Systems mit den Konsequenzen für Verkehr und Wegenetz;
- Das Wechselspiel zwischen Fragmentierung und (Proto-)Globalisierung, zwischen »liberal« und »protektionistisch«;
- Die »Ideologie« der Zentralen Orte und die realen Beziehungen.

3.1 Das Wechselspiel der europäischen Hauptachsen im regionalen Spiegel

In Rahmen des allgemeinen Zerfalls der antiken Zivilisation nach dem Zusammenbruch des Weströmischen Reiches sind es in unserem Untersuchungsgebiet zunächst die Juraklöster, die die Passagen zu den Alpen hin und weiter nach Rom zu sichern hatten. Die monastische Durchdringung des Juras nahm bereits in der Spätantike ihren Anfang und setzte sich bis ins Hochmittelalter hinein fort. Der Jura – schon in der römischen Antike wohl nicht allzu dicht besiedelt – dürfte im Sinne von nicht oder wenig kolonisiertem Raum¹⁴ zwischen den Ebenen Burgunds und dem Mittelland der Sicherung besonders bedurft haben. Bedeutend für das Untersuchungsgebiet sind die Klöster St-Ursanne, Moutier-Grandval und St-Imier, deren Wurzeln alle in die Spätantike bzw. in die Merowingerzeit zurückreichen (s. Abb. 8). Alle diese Klöster können in Bezug mit Querrouten gebracht werden, die aus dem Nordwesten den Alpenübergängen und dem Mittelmeerraum zustreben. Zunächst einmal belegen diese Gründungen die eminente Rolle, die kirchliche Institutionen für die Sicherung von Verkehrsachsen nach der Auflösung des weströmischen Reiches tatsächlich hatten, aber auch die Bedeutung des Jura- raumes für den Transit. Häufig lässt man sich ja von den Idealvorstellungen leiten, dass Klöster »in eremo«, an einem »locus amoenus« gegründet wurden. Schon Pauli zeigte jedoch am Beispiel der alpinen Klöster auf, wie in merowingischer und karolingischer Zeit diese Gründungen mit handfesten Interessen der Herrschenden verbunden waren. Die Abteien boten Herberge für die Reisenden und ließen sich mit ihren gemauerten Gebäuden – damals bekanntlich eine Seltenheit – zur Not auch als militärischer Stützpunkt verwenden (Pauli 1980, S. 257ff.). Es muss in diesem Zusammenhang grundsätzlich die Frage gestellt werden, ob die Gründungsgeschichten vieler Klöster nicht nachträglich hagiographisch idealisierte Darstel-

14 S. dazu oben, Abschnitt 2.2.



Abb. 8: Die Klostergründungen des 5. bis 7. Jahrhunderts im Jura
Nach Auberson 1999, S. 16

lungen sind. Die immer wiederkehrenden Erwähnungen der Wildnisse und Gefahren erscheinen wie ein Topos, der die Begründer der Abteien als Eremiten und weltentsagende Asketen verklären soll (s. z.B. *Schich* 1999, S. 33). Zum zweiten entsteht hier nun tatsächlich der Eindruck eines Vorranges der Nord-Süd-Achse vor den West-Ost-Verbindungen.

Die Achse von der Ostsee nach Iberien lässt sich in der Tat durch die Position der Juraklöster schlecht nachzeichnen. Erst in hochburgundischer Zeit mit dem Ausgreifen des Klosternetzes von Cluny sollten die Längsstrecken im Jura Konturen gewinnen (s. unten). Dennoch kann am Beispiel des Klosterstädtchens St.-Ursanne (s. Abb. 8) aufgezeigt werden, dass sich möglicherweise eben doch bereits sehr früh die Nordost-Südwest-Achse innerhalb des Juras manifestierte. Im Gegensatz zu den anderen Städten des Fürstbistums Basel ist St.-Ursanne eher aus »wilder Wurzel« gewachsen. Am Beginn stand das Kloster bzw. das Kollegiatsstift. Zwischen der Zeit um 610 (Tod des Eremiten Ursicinus,¹⁵ über dessen Grab das Kloster entstanden ist, *Trempe* 2002, S. 251 ff.) und 1210 stieg der Ort zum Zentrum der zum Stift gehörigen Landschaft auf. Dennoch ist St.-Ursanne heute eine Kleinstadt, trotz der Gewährung eines Jahrmarktes seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts, dann von zweien im 15. Jahrhundert. Eine Handfeste erhielt das Städtchen nie (Historisches Lexikon der Schweiz: Stichwort »Saint-Ursanne«). All dies deutet für die Neuzeit auf ein bescheidenes wirtschaftliches Leben in einer peripheren Region hin. Folglich muss die Frage angegangen werden, worin im frühen und hohen Mittelalter die Bedeutung des Platzes St.-Ursanne lag, dass er einerseits als Standort für eine Klostergründung mit Peterskirche¹⁶ und andererseits als Platz für eine Siedlung mit Jahrmarktsrecht und Festung dienen konnte. Vordergründig steht die Strasse von Porrentruy in die Franches Montagnes und weiter nach Neuchâtel oder Le Locle im Zentrum (Strecke Nr. 11 auf der Streckenkarte in Abb. 17). Das Studium alter Karten bringt jedoch eine weitere Verkehrsbeziehung ins Spiel, die heute vollständig verschwunden ist: eine Strasse von Basel über Mariastein und den Remelpass zum Mont Repais (Les Rangiers) und von dort hinunter nach St.-Ursanne (Strecke Nr. 8 auf der Streckenkarte in Abb. 17, s. auch Abb. 9). Die logische Fortsetzung – kartographisch weniger explizit fassbar – führt über die heute noch auffällige historische Brücke von St.-Ursanne zum Clos du Doubs und weiter in die Freigrafschaft Burgund hinein (Strecke Nr. 24 in Abb. 17). Altkarten zeigen diese alte Höhenverbindung – die im Gelände übrigens mehrteils noch feststellbar ist – teilweise noch bis zur Wende zum 19. Jahrhundert.

Damit erscheint St.-Ursanne im Mittelalter und in der Frühneuzeit als Straßenkreuz einer Verbindung von der Burgunderpforte und der Ajoie nach dem Neuenburgersee und einer aus dem Raum Basel in die Freigrafschaft mit verschiedenen Optionen der Fortsetzung, wenn auch mit schwindender Bedeutung in der Neuzeit.

In späterer Zeit werden im Fürstbistum Basel beide kontinentalen Ausrichtungen immer besser erkennbar, wenn auch wechselnde geopolitische Umstände kurzfristige Neuorientierungen bewirkten. Neben der beschriebenen Verbindung

15 Nach der Legende ein Schüler Columbans von Luxeuil.

16 Das Patrozinium ist aufschlussreich. »Nicht zuletzt stand der irofränkische Gebrauch des Peterspatroziniums für die wachsende Bedeutung, die man dem Apostelfürsten überhaupt zumaß. Interessiert waren in diesem Zusammenhang auch die höchsten politischen Gewalten [...] Deutlich aber wird in jedem Falle, dass seit Betreten fremden Bodens die Tendenz da ist, im eroberten Gebiet mit dem militärischen Stützpunkt zugleich eine Peterskirche zu gründen« (Graf 1999, S. 28.).



Abb. 9: Die Karte »Alsatia« von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1677/1703
 Der Ausschnitt zeigt die Strasse von Mariastein (1) über Roggenburg (2) nach
 St.-Ursanne (3) (Strecke Nr. 8) sowie die parallele Strasse von Porrentruy in Richtung
 Westen (Pfeil, Strecke Nr. 9 auf Abb. 17)

von Basel über St.-Ursanne nach der Freigrafschaft zeigt dies auch die cluniazensische Expansion in der heutigen Westschweiz entlang der west-östlichen kontinentalen Achse auf (s. Abb. 10). Eine wichtige Rolle dürfte in diesem Zusammenhang die Jakobspilgeri gespielt haben, die ja maßgeblich von Cluny propagiert wurde. Hier wird einerseits sichtbar, wie die Haupttrouten mehrheitlich noch immer Strecken folgen, die bereits für die Antike gesichert sind (Tanner 2007, S. 23ff.), dass aber auch eine Verdichtung des Netzes postuliert werden kann. Gleichzeitig stehen verschiedene Klöster der fränkischen Epoche, die primär der anderen Hauptausrichtung zugeordnet werden, nun in einem neuen Verkehrskontext.

Diese Beispiele sollen genügen, um zu zeigen, dass tatsächlich bereits in frühmittelalterlicher Zeit der »russische Isthmus« (Fernand Braudel) Bedeutung für den Verkehr hatte, und dass zusammen mit dem südwesteuropäischen Raum eine ähnliche Bipolarität entstand wie an der mitteleuropäischen Nord-Süd-Achse.

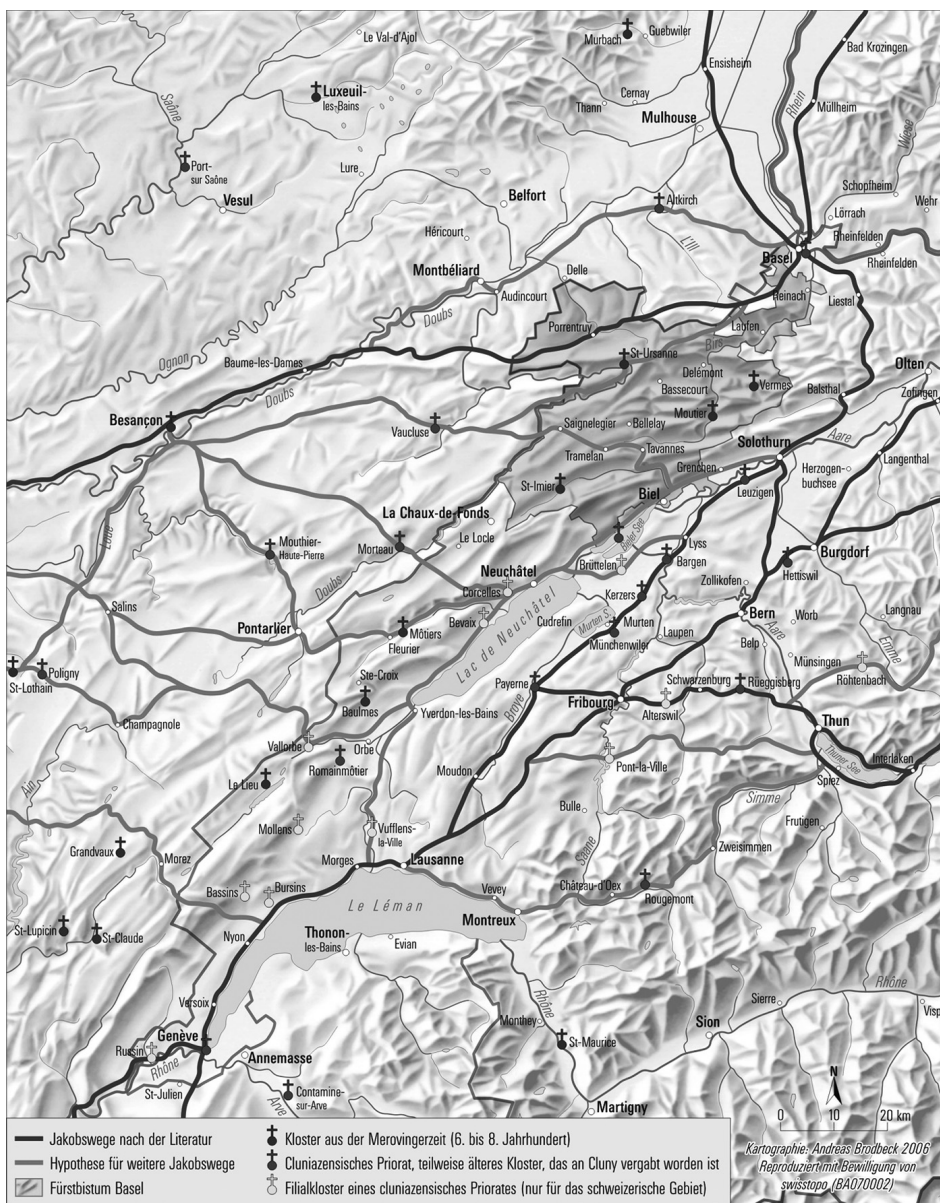


Abb. 10: Jakobsweg nach der Literatur und Hypothesen für weitere Jakobsweg
Caucci von Saucken 1996, S. 170–171; Blum 1998, S. 10–11

3.2 Der Zerfall der Staatlichkeit am Ende der Antike und das Aufkommen des feudalen Systems mit den Konsequenzen für Verkehr und Wegenetz

Nach dem von *Guy Bois* formulierten Konzept des feudalen Umsturzes fand einerseits eine starke Zunahme des Handels statt, andererseits hat dieser Umbruch seinen Ursprung im Zerfall der imperialen Staatsgewalt. Die Handelswege wurden dadurch zunehmend unsicher, hingegen waren die Kaufleute sehr findig im Aufspüren immer neuer Routen, gestützt von Grund- und Landesherren, die nichts lieber sahen, als wenn ihr Territorium als Handelsachse inwertgesetzt wurde. Allenthalben ließen sie sich mit Zöllen versehen oder annektierten sogar Gebiete, um die Achsen kontrollieren zu können, bauten Burgen und gründeten Städte. Diese Aktivitäten gingen häufig über die reine Handelspolitik hinaus und dienten ganz allgemein der Herrschaftssicherung. Das Fehlen eines gesicherten Territoriums begünstigte die Zersplitterung in zahlreiche Herrschaftsbereiche mit sich überkreuzenden Ansprüchen. Das Beispiel des Wirkens Rudolfs von Habsburg (*Tanner* 2007, S. 54ff.) zeigt, wie selbst auf der obersten Herrschaftsebene unermüdlich an allen entscheidenden Punkten des Straßennetzes Herrschaftspolitik betrieben wurde, indem diese »points obligés« oder »passages obligés«, in welcher Form auch immer, an die Reichsgewalt gebunden wurden. Da Rudolf die Kraft zur Durchsetzung einer flächendeckenden Kontrolle fehlte, war dies die einzige Möglichkeit, einen Rest von Herrschaft zu erhalten. Gerade die nachmalige Schweiz, und damit auch das Gebiet des Fürstbistums Basel, standen im Blickfeld des Königs, der nach einem Höhepunkt der Zerfallserscheinungen im so genannten Interregnum ein schweres Erbe angetreten hatte. Selbst der kurzfristige Erfolg des Durchbruchs an der Gotthardachse¹⁷ entglitt den Nachfolgern Rudolfs wieder, trotz der Bemühungen insbesondere seines Sohnes Albrecht, indem die Kontrolle über diese Straße schlussendlich in den Händen der sich formierenden freien Talschaften der Region lag. Im Fürstbistum kam König Rudolf seinem Freund und Vertrauten, Bischof Heinrich von Isny, zu Hilfe und verdrängte Renaud de Bourgogne, Graf vom

17 Es gibt Indizien dafür, dass bei der so genannten Eröffnung des Gotthards im 13. Jahrhundert kein physisches Hindernis (Schöllenenschlucht), sondern ein politisches beseitigt wurde. Es ist offensichtlich, dass sowohl der Bischof von Chur, wie der Abt von Disentis, wie die lokalen Herrschaftsträger im Oberwallis ein Interesse daran gehabt haben müssen, den Gotthardverkehr zu behindern, da er ihre Zölle an den benachbarten Passrouten konkurrenzierte (Septimer, Splügen, Lukmanier und Simplon). Aktenkundig ist in diesem Zusammenhang eine kriegerische Auseinandersetzung König Rudolfs mit ebendiesen Zollherren am Ende des 13. Jahrhunderts. Genau zu diesem Zeitpunkt steigt der Gotthard zu einer der Haupttransversalen durch die Alpen auf (*Tanner* 2007, S. 38–39). Damit könnte der vielbeschworene Durchbruch am Gotthard lediglich eine Neueröffnung einer früher bereits viel begangenen Route gewesen sein. Die Vergabungen an die Fraumünsterabtei in Zürich, die Reste einer Kirche aus dem 9. Jahrhundert auf der Passhöhe und weitere Indizien, die hier nicht ausgeführt werden können, sprechen jedenfalls dafür (s. dazu *Tanner* 2007, S. 33ff.).

Montbéliard, aus Porrentruy, das er für den Bischof in Besitz nahm. So ermöglichte er diesem die weitgehende Kontrolle der zentralen Nord-Süd-Achse durch das Fürstbistum (Strecke Nr. 1 in Abb. 17), sowie der West-Ost-Achse von Besançon nach Basel (Strecken Nr. 9 und 16).

Aber auch auf den unteren Herrschaftsebenen wirkten die Machtträger über die Kontrolle der Knotenpunkte, da ihnen genauso wie dem König die Kraft zur Etablierung einer flächendeckenden Herrschaft fehlte. Wie der Adel agierten auch die Basler Bischöfe und in der Endphase des Mittelalters die eidgenössischen Orte; zusätzlich auch immer besorgt um die Zufuhr von lebensnotwendigen Gütern und um die Freihaltung von Absatzachsen für die eigenen Produkte. Dies führte zu einer zunehmenden Zersplitterung des Wegnetzes, so dass sich viele Routen gegenseitig konkurrenzten.

Ein Schlaglicht auf diesen Konkurrenzkampf zwischen den verschiedenen Herrschaftsträgern um die Inwertsetzung ihres Herrschaftsbereiches durch die Etablierung und Sicherung von Verkehrswegen auf der Ebene kleiner Grundherren mag die folgende Episode werfen: Um 1302/03 gründeten Mitglieder des einen Zweiges der Freiherrenfamilie von Hasenburg (Asuel) die Stadt Willisau, im heutigen Kanton Luzern, nicht weit von der Gotthardroute gelegen. Der in Asuel (nördlich des PASSES von Les Rangiers im Fürstbistum gelegen, s. Streckenkarte in Abb. 17) verbliebene Teil der Familie versuchte sich gleichzeitig mit einer Stadtgründung am Stammsitz und verärgerte die Reisenden mit massiven Zollerhebungen und der Umleitung der Straße über den Pass von Les Rangiers (Strecken 1 und 29 in Abb. 17) via Asuel (*Bickel* 1982, S. 182–183).¹⁸ Diese Aktionen, die wohl nicht zufällig gleichzeitig erfolgten, lassen eine Verbindung von der Burgunderpforte und der Ajoie via Moutier-Gänsbrunnen-Balsthal zur Brücke von Aarwangen nach Willisau und zum Gotthard plausibel erscheinen (Strecken Nr. 1, 29, 2, 3, 4 und 65 in Abb. 17), insbesondere, wenn man sich vergegenwärtigt, dass kurz zuvor durch König Albrecht von Habsburg der zentrale Jurazoll von Jougne an der alten Via Francigena von Rom nach Frankreich und England nach Luzern verlagert worden war und somit der Verkehr am Gotthard zumindest kurzzeitig gleichsam eine Monopolstellung innehatte (*Tanner* 2007, S. 211–212).

In einem räumlich größeren Rahmen im Umfeld des Fürstbistums Basel zeigen die fast hektisch anmutenden Aktivitäten der Mailänder »communitas mercatorum« während des späten 14. Jahrhunderts ebenfalls das Nebeneinander vieler Alternativstrecken auf, die je nach der politischen oder fiskalischen Situation fast nach Belieben gewählt oder verlassen werden konnten (für das Folgende s. *Tanner*

18 *Bickel* vermutet in der Zwillingsgründung eher den Versuch, sich in der Zeit des aufstrebenden Bürgertums und Dienstadels durch den Status des Stadtgründers mehr Prestige zu verschaffen (*Bickel* 1982, S. 185–186). S. dazu auch *Tanner* 1997, S. 239.

2007, S. 67 ff.). Eine Instruktion aus dem Frühjahr 1391 an eine mailändische Gesandtschaft nach Konstanz bzw. nach Orten an der Gotthardroute zeigen die Bemühungen der Stadt, den Weg nach Norden zu sichern. So wurde offenbar zuerst einmal auf den Wegen durch das Bündnerland versucht, Zusicherungen für den ungestörten Handel zu erhalten. Falls dies nicht gelingen sollte, solle man sich sofort auf den Weg über Luzern begeben und zunächst mit Luzern, Uri, Schwyz, Zürich und Unterwalden über sicheres Geleit verhandeln. Später solle man sich auch nach Basel, zum habsburgischen Landvogt und nach Strassburg begeben (Schulte 1900, Bd. 2, S. 41 ff., Urkunde 35).¹⁹ Schulte erwähnt eine zweite Gesandtschaft »*causa procurandi de reparationibus itineris Allamanie*« nach Strassburg von 1398 (Schulte 1900, Bd. 1, S. 418). Ebenso verzeichnet er eine undatierte Akte mit den Wünschen der Mailänder Kaufmannschaft für einen Neuabschluss eines Handelsvertrags mit dem französischen König, dem Herzog von Burgund, mit dem Grafen von Savoyen und mit »Johanne de Cabillone« (*Jean de Chalon*; Schulte 1900, Bd. 2, S. 47–48, Urkunde 39). Dabei ging es hauptsächlich um die Einfuhr bzw. Durchfuhr englischer Wolle und um die Straße, die sich über Sens und Paris bis nach Honfleur erstreckt; erwähnt wird auch St-Jean-de-Losne (an der Saône im Grenzgebiet zwischen Herzogtum und Freigrafschaft Burgund gelegen). Somit wird klar, dass nur die Strecke von Italien über den Großen St. Bernhard oder über den Simplon, durch die Waadt, den Pass von Jougne und Burgund nach Frankreich gemeint sein kann. Schulte vermutet als Zeitraum das frühe 14. Jahrhundert vor den Ausbrüchen der Konflikte des Hundertjährigen Krieges. Wenn aber davon ausgegangen wird, dass im 14. Jahrhundert Herzogtum und Grafschaft Burgund lediglich zwischen 1330 und 1349 (Fiétier 1977, S. 165) und ab 1384 in einer Hand lagen, da sonst in diesem Vertrag auch noch der Pfalzgraf von Burgund hätte einbezogen werden müssen, wäre es zumindest denkbar, dass dieser Vorstoß der Kaufmannschaft ebenfalls in den fraglichen Zeitraum am Ende des 14. Jahrhunderts fällt. Johanne de Cabillone wäre demnach Jean III. de Chalon-Arlay, Prince d'Orange (seit 1393; *Historisches Lexikon der Schweiz*: Stichwort »De Chalon«), Inhaber des Zolles von Jougne und wichtiger Herrschaftsinhaber in der Freigrafschaft. Mit anderen Worten: die Mailänder versuchten in der unruhigen Zeit am Ende des 14. Jahrhunderts unermüdlich auf fast der ganzen Länge des Jurabogens, sich Passagen zu sichern.

Alle drei Beispiele bestätigen die Annahme, dass das Mittelalter eine Zeit nicht nur der zunehmenden Herrschaftszersplitterung sondern auch einer wachsenden Netzverdichtung der Strecken war, bei dem Routen immer wieder gewechselt wurden und häufig auch parallel liefen.

19 Schulte (1900, S. 418) bezieht den »habsburgischen Landvogt« auf die Bözbergroute und somit auf den aargauischen Raum, räumt jedoch ein, dass auch der Vogt im Elsass gemeint sein könnte. Die Reihenfolge der Orte, die die Gesandtschaft aufzusuchen hätte, spricht sehr stark für diese zweite Annahme.

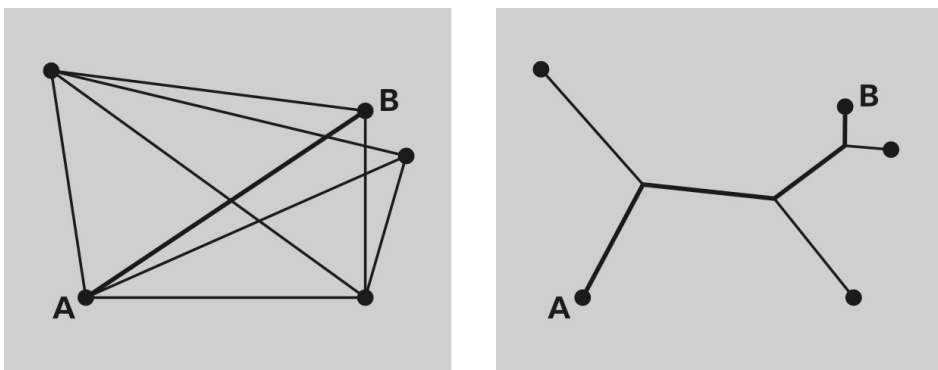


Abb. 11: Ein Netzwerk, das fünf städtische Zentren verbindet, wenn (a) die Kosten des Systems für den Benutzer im Vordergrund stehen und (b), wenn die Baukosten des Netzwerkes bedeutender sind.
Haggett 2001, S. 410

Allgemein lässt sich feststellen, dass die Netzstruktur vom gebauten, wenigsträngigen und baukostenoptimierten Netz der Römer zu einem kaum ausgebauten, jedoch dicht gewobenen benutzerorientierten Netz wechselte (s. Abb. 11).

Hier manifestiert sich der entscheidende Unterschied zwischen einem Verkehrsnetz, das durch einen organisierten Flächenstaat angelegt und unterhalten wird und einem »gewordenen« Verkehrsnetz innerhalb eines Systems feudaler Prägung, das nur durch punktuelle Straßenbauten ergänzt wird und in seiner Dichte die Herrschaftszersplitterung widerspiegelt. Man kann postulieren, dass sowohl das antike Netz wie auch das Netz der modernen Flächenstaaten eher dem Modell b) verpflichtet sind, währenddem das Mittelalter eher ein Wegenetz der Art von a) aufweist. Die sisyphushaften Bemühungen König Rudolfs sind beispielhaft für diese Entwicklung. Neben der Benutzeroptimierung – der Verkehr wickelte sich vielerorts als Saumverkehr ab und suchte sich daher die kürzeste und nicht die flachste Strecke – standen ebenso die Auffächerung der Strecken durch die Konkurrenz der einzelnen Herrschafts- und Zollinhaber sowie die wechselnde Sicherheitslage im Vordergrund.

3.3 Das Wechselspiel zwischen Fragmentierung und (Proto-) Globalisierung, zwischen« liberal« und »protektionistisch«

Der Territorial- oder Flächenstaat erscheint im Spätmittelalter zuerst im Westen Europas, allen voran in Frankreich. *Scheuer* fasst die Entwicklungsschritte, die zu einem Flächenstaat mit linearer Grenze führen, wie folgt zusammen (*Scheuer* 2002, S. 43–44):

- Durchsetzung einer staatlichen Zentralgewalt, deren Machtbasis weniger persönlich als territorial begründet war;

- zunehmende Verwendung von Außenzöllen zur Etatfinanzierung;
- zumindest theoretische Verfügbarkeit stehender Heere mit verbesserter Kriegstechnik;
- erstmalige Vermessung und kartographische Aufnahme des Staatsgebietes.

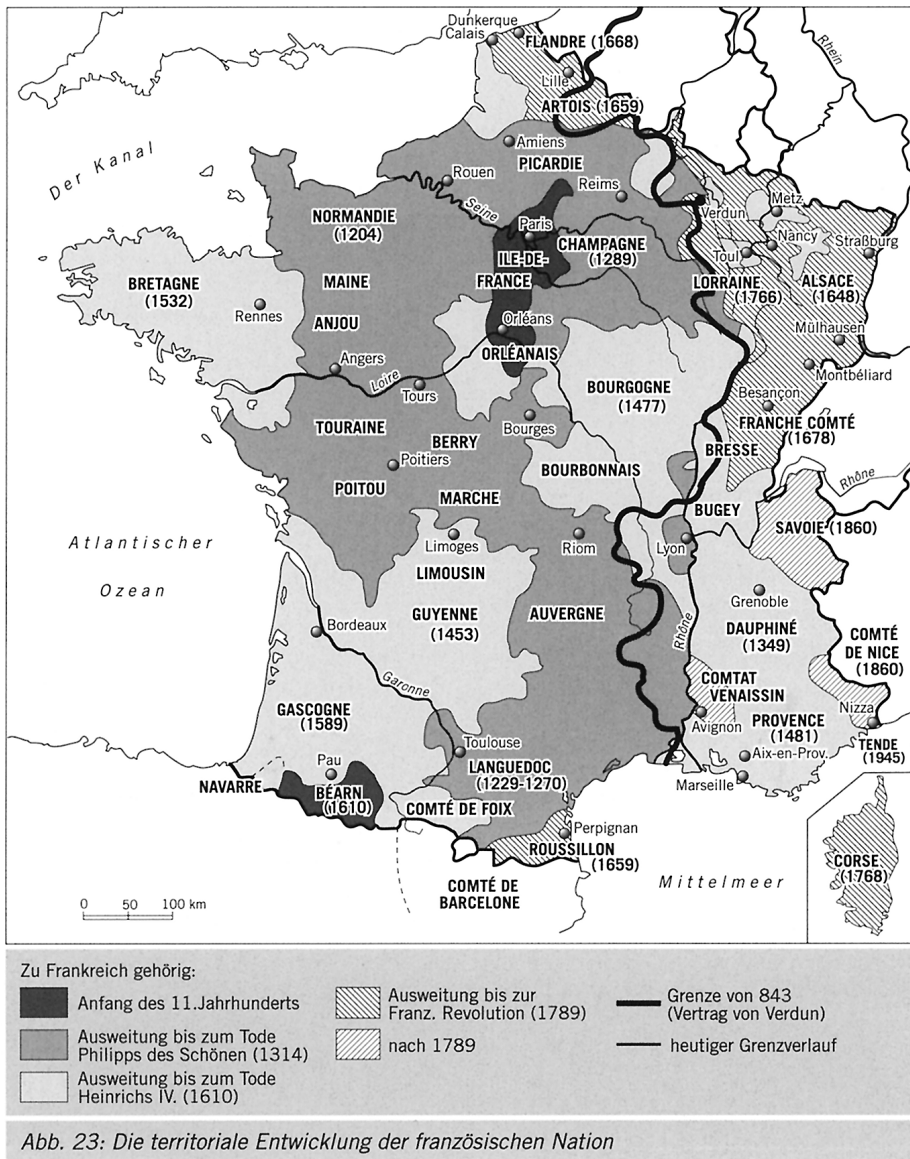


Abb. 12: Das Vordringen Frankreichs nach Osten
Pletsch 1997, S. 74

Gebiete von großen Flächenstaaten rückten seit dem späten Mittelalter von Westen her immer näher zur Schweiz. Angefangen mit dem gescheiterten burgundischen »Projekt« bis zum endgültigen Vorrücken des französischen Staates an die Westseite der Eidgenossenschaft, wurde das Gebiet der Schweiz mehr und mehr in den Sog dieser Mächte gezogen (s. Abb. 12). Gerade das Fürstbistum wurde durch diese Entwicklung in eine politisch unruhige Zone gedrängt, eingeklemmt zwischen Burgund, Habsburg, später Frankreich auf der einen Seite und den benachbarten eidgenössischen Orten auf der anderen, was mithalf, die Bischöfe auf ihre Besitzungen im Jura zurückzuwerfen. Schon immer stand der Bischof in einem gewissen Konkurrenzverhältnis zu »seiner« Stadt Basel (was bekanntlich bei vielen Bischofs-sitzen der Fall war). Nachdem jedoch die Stadt 1501 der Eidgenossenschaft beigetreten war, ging der Bischof endgültig der weltlichen Gewalt über Basel verlustig. Zu allem Überdross verlor das Bistum mit der Einführung der Reformation den letzten Rest eines Anspruches auf die Stadt. Von nun an war es auf seine jurassischen Besitzungen beschränkt (*Bandelier u. Prongué* 1984, S. 94); der Bischof ließ sich endgültig in Porrentruy nieder (*Bandelier u. Prongué* 1984, S. 98). Dass sich das Fürstbistum überhaupt als mehr oder weniger zusammenhängendes Territorium bis zum Ende des 18. Jahrhunderts halten konnte, war nicht dem mangelnden Interesse der eidgenössischen Orte – hier vor allem Berns und Solothurns – oder Frankreichs zuzuschreiben, sondern eher dem Prestige des Bischofs als geistlichem Reichsfürst, dem erfolgreichen Taktieren vieler der Prälaten zwischen Habsburg, Frankreich und den Schweizern und der Überkreuzung der Ambitionen verschiedener schweizerischer Orte, die sich gegenseitig blockierten.

Im 16. und 17. Jahrhundert, erweckt die Region des Fürstbistums tatsächlich den Eindruck eines Landes »à l'écart des voies de communication internationales« (*Bandelier u. Prongué* 1984, S. 116). Einzig für den Salzimport hatte das Fürstbistum eine gewisse Bedeutung für die umliegenden eidgenössischen Orte (*Tanner* 2007, S. 208–209). Diese Lage fern des Verkehrs in jener Zeit hat schon im 18. Jahrhundert der fürstbischöfliche Straßendirektor Decker analysiert. In einer Denkschrift von 1751, in der er Rückschau auf die bisherigen Straßenbaumassnahmen hält, schreibt er, dass »Basel ehedeme der einzige Ohrt ware, wodurch die Kaufmannsgüter von Frankfort, Strassburg und anderen dasiger Enden gelegenen Handelsstätten nach der Schweiz verschickt wurden [...]«, und da der Bischof dort den großen und kleinen Zoll besaß, hätte er keinen Anlass gehabt, den Warenfluss umzuleiten. Durch Fügung des Schicksals sei der Bischofssitz nun aber gezwungen-ermaßen verlegt worden. Neben dem Umstand, dass »die Bistums-Lande, wie bekant, rauch, ohnwegsam, mithin zum Commercio auf keine Weiß bequemlich waren«, hätten die Bischöfe so viele Notzeiten auszustehen gehabt, dass an einen Straßenbau nicht zu denken gewesen sei.²⁰

Wie weit das Vorrücken Frankreichs und mit ihm das merkantilistische System den Verkehr zwischen Oberitalien sowie der Schweiz und Nordwesteuropa beeinflusst hat, ist schwierig abzuschätzen. Ob hingegen die Rauheit des Gebirges

20 Archives de l'Ancien Évêché de Bâle (AAEB), B232, Mappe 1.

ebenso zur misslichen Lage beigetragen hat, bleibt fraglich, denn andere transjurasische Haupttrouten (z.B. die Straßen von Genf nach Chalon-sur-Saône oder von Nyon in die Freigrafschaft im südlichen Jura; *Inventaire des voies de communication historiques de la Suisse*: GE 7, VD 31) durchquerten nicht weniger schwieriges Gelände. Vermutlich waren es wohl eher die Kriege als die merkantilistische Politik, die schon unter Colberts Vorgängern eingesetzt hatten, welche den Verkehr auf den Westachsen von Italien durch den Jura blockierten. Dreimal hatte Frankreich von 1632 bis 1674 die Franche-Comté besetzt, seit 1672 zog es gegen die Niederlande ins Feld, so dass eigentlich bis zum Tode Ludwigs XIV. im Jahr 1715 die Wege durch das östliche Frankreich verlegt waren (*Chomel u. Ebersolt* 1951, S. 139–140). Diese Blockade dürfte tatsächlich den Verkehr zwischen Flandern beziehungsweise Amsterdam und Mailand auf die Rheinachse und damit auf die östlicher gelegenen Pässe verlegt haben (*Grosjean* 1984, S. 41), dies aber wohl erst seit dem Übergreifen des Dreißigjährigen Krieges auf Frankreich ab 1632. Andererseits muss man in Betracht ziehen, dass auch andere Staaten zunehmend Handelshindernisse errichteten. Erschwerend für den Verkehr durch die Freigrafschaft dürfte sich in der Tat die aus heutiger Perspektive eigenartige Zollpolitik Frankreichs ausgewirkt haben; als »étranger effectif« blieben dort die Zollschranken nach Frankreich bestehen (*Braudel* 1986, Bd. 3, S. 379). Nach Protesten der Comtois wurden nun zusätzlich Zollschranken gegen das wirkliche Ausland eingerichtet, ohne dass jedoch die internen Barrieren abgebaut wurden (*Fiétier* 1977, S. 265). So traf diese Politik auch das Fürstbistum, das seit der Annexion der Freigrafschaft zur Reichsenklave geworden war. Auf Vorstöße des Bischofs reagierte der königlich-elsässische Minister mit dem Hinweis, der Bischof könne ja ebenfalls seinerseits Zölle erheben (*Abplanalp* 1971, S. 111). Der Fürstbischof versuchte zudem lange Zeit vergeblich, die den Eidgenossen seit dem Ewigen Frieden von 1516 zugestandenen Handelsprivilegien mit Frankreich auch für seine Untertanen in Anspruch zu nehmen, was ihm erst 1739 gelang. Über diese Handelsprivilegien bestehen offenbar unterschiedliche Wahrnehmungen: einerseits wird aufgezeigt, dass insbesondere Ludwig XIV. deren Gewährung oder Entzug als Druckmittel gegen die Schweiz einsetzte (*Im Hof* 1986, S. 473), oder dass sie der merkantilistischen Politik schrittweise zum Opfer fielen (*Abplanalp* 1971, S. 112), andererseits spricht *Braudel* davon, dass sich die Schweizer Kaufleute in der Franche-Comté, im Elsass und in Lothringen zu jeder Zeit geradezu zu Hause fühlten (*Braudel* 1986, Bd. 3, S. 380). Auf jeden Fall scheint es, dass die Privilegien von 1739 die Situation im Fürstbistum etwas erleichtert haben. Das hinderte jedoch den Bischof nicht, seinerseits genauso protektionistisch bzw. merkantilistisch zu agieren. Jedenfalls unternahm es Fürstbischof Joseph Wilhelm Rinck von Baldenstein – parallel zu seinen Straßenbauunternehmungen (s. unten) – dem Zollwesen eine noch differenziertere Gestalt zu geben, bis das Zollstellen-netz eine Dichte bekam, die jedes Ausweichen praktisch unmöglich machte. Deutlich erkennbar wird hier die Verschiebung der Zollstellen gegen die Außengrenzen hin (s. Abb. 13).

Erst eigentlich im 18. Jahrhundert begann der Verkehr im Lande wieder zuzulegen, dies nicht zuletzt wegen einer weniger restriktiven Zollpolitik mit tieferen

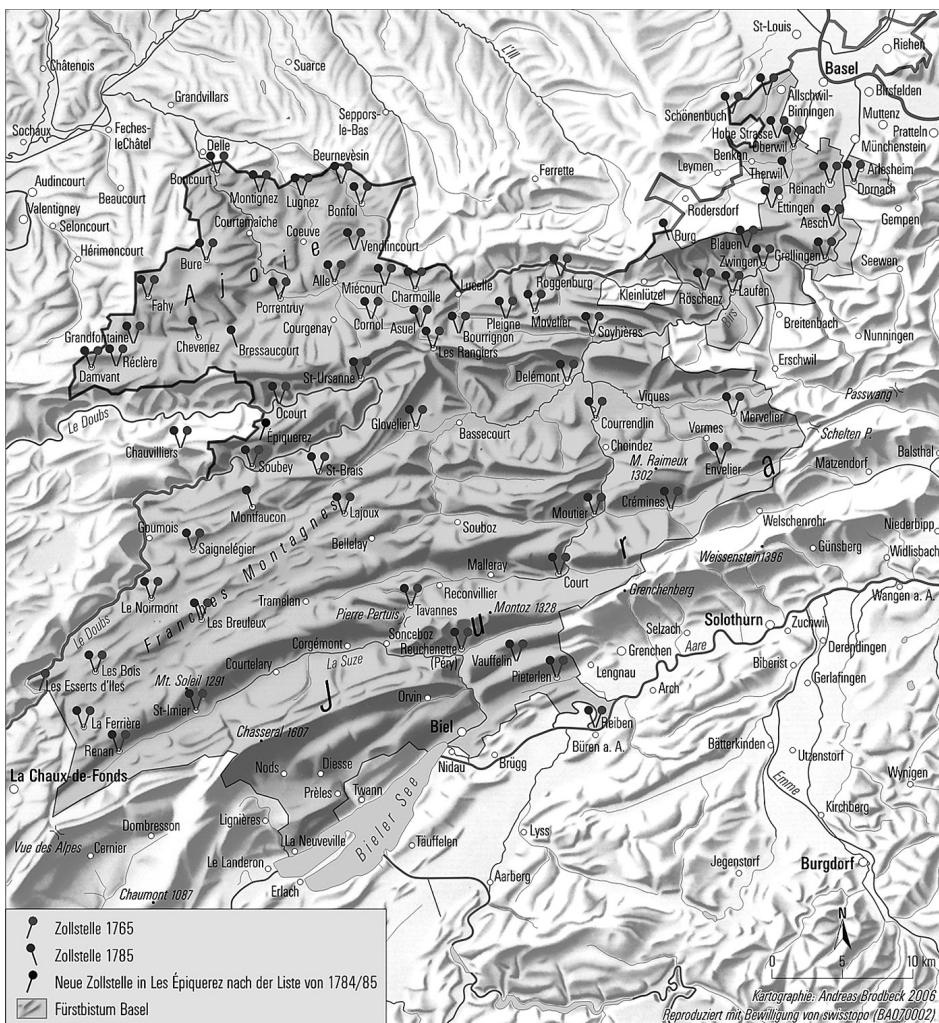


Abb. 13: Die Zollstellen im Fürstbistum Basel während des Ancien Régimes
Tanner 2007, S. 197

Zollsätzen und der Privilegierung ausgewählter Handelsfirmen (für das Folgende s. Tanner 2007, S. 194ff.). Dennoch blieben Verkehr und Ertrag klar hinter den Hauptachsen des Schweizer Mittellandes zurück, obwohl die Fürstbischöfe erhebliche Investitionen in die Errichtung neuer Straßen tätigten (s. Abb. 15), die vielen Reisenden – unter ihnen *Goethe* (1779 auf seiner zweiten Schweizer Reise) – anerkennende Worte entlockten. Etliche Künstler haben die Szenerie mit den eindrucklichen Straßenbauten zeichnerisch dokumentiert (Tanner 2007, S. 154ff. s. Abb. 14).

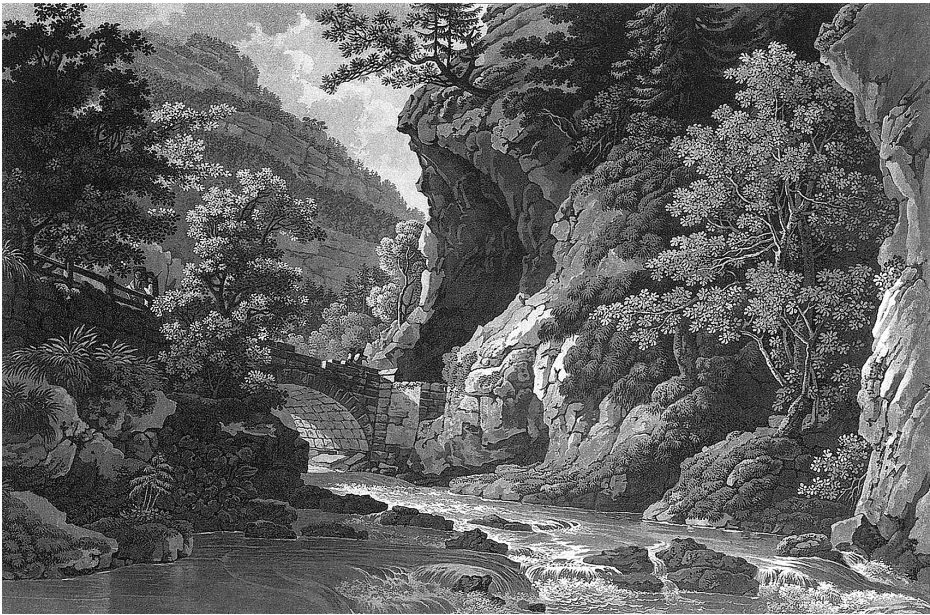


Abb. 14: Der »Pont de Penne« nach Birmann um 1800
 Tanner K.M. 1997, S. 54, in der Schlucht von Moutier

Im Zentrum der bischöflichen Unternehmungen standen die »inländischen« Verbindungen zwischen den Grenzpunkten von Boncourt und Biel (Strecken Nr. 13 und 1 auf Abb. 17) sowie die Birstallinie und die Verbindung von der Ajoie nach Delémont und Basel (Strecken Nr. 29 und 2). Für die Zufahrt zur Freigrafschaft wurde im selben Zug die Straße von Porrentruy nach Damvant (Strecke Nr. 16) ausgebaut, dies offensichtlich koordiniert mit entsprechenden Ausbauten auf französischem Gebiet an der Fortsetzung nach Besançon. Interessanterweise unterblieb der Ausbau der Straße in Richtung Basel via Alle und über elsässisches Territorium (Strecke Nr. 9). Hier scheint sich nun die Umlagerung des Verkehrssystems auf Grund der Einkreisung durch Frankreich abzuzeichnen; die alte Direktverbindung über sundgauisches Territorium zwischen altem und neuem Herrschaftssitz war nicht mehr opportun, da die Territorialisierung mit entsprechenden Zollschranken durch Frankreich vorangetrieben worden war. Dafür scheint nun die Verbindung aus der Ajoie über den Mont Repais nach Delémont mit der Fortsetzungsmöglichkeit nach Basel mehr Bedeutung erhalten zu haben, da diese Strecke innerhalb des bischöflichen Territoriums verlief. Der Ausbau einer Linie von der Ajoie durch die Franches Montagnes nach dem Fürstentum Neuchâtel blieb hingegen auf halbem Wege stehen (Strecke Nr. 11). Dafür wurde als letzte bischöfliche Unternehmung die Straße von St-Imier hinüber ins Val de Ruz ausgebaut (Strecke Nr. 19), der nun gegenüber der Straße durch die Franches Montagnes den Vorzug gegeben wurde.

Allgemein wechselte das Fernstraßensystem nun endgültig wieder vom mittelalterlichen, feinmaschigen Netz auf das neuzeitlich-moderne, bei dem die Bau-

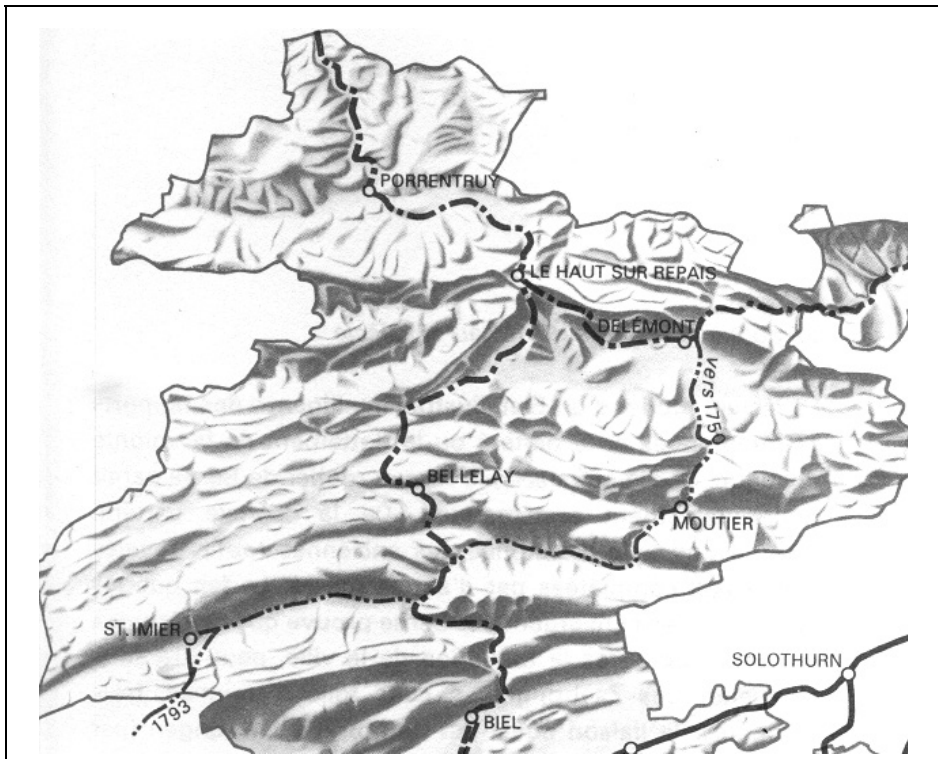


Abb. 15: Straßenneubauten des 18. Jahrhunderts im Fürstbistum Basel
 Grosjean 1973, S. 40.²¹ Die dick ausgezogene Linie bezeichnet die Straßenbauten im
 Gefolge einer »Ordonnance« des Fürstbischofs von 1726

kosten dominierten und damit die Verläufe diktierten, analog zum System der Antike (s. Abb. 11).²²

Hauptziel dieser Straßenbauten war die Förderung des Transitverkehrs. Im Gegensatz zu den französischen Chausseenbauten dienten die bischöflichen weniger der Integration des Wirtschaftsraumes des Bistums, der ja weit entfernt war, ein homogenes Gebilde zu sein, sondern der Alimentierung der Staatskasse durch diesen Transitverkehr, der jedoch wenige Verknüpfungen mit der lokalen Wirtschaft aufwies (s. unten).

²¹ Es fehlt die Strasse westwärts von Porrentruy nach Besançon, deren Ausbau 1742 einsetzte (Tanner 2007, S. 177).

²² Für die Straßenbauten im Fürstbistum im 18. Jahrhundert s. Tanner 2007, S. 174 ff.

3.4 Die »Ideologie der Zentralen Orte« und die realen Beziehungen

3.4.1 Handelsbeziehungen

Anne Radeff hat – wie oben erwähnt – die tatsächlichen Beziehungen zwischen Zentren und Umland dem Modell von *Walter Christaller* gegenübergestellt. Ihre Ergebnisse sind skizzenhaft in Abb. 3 dargestellt. Wie verhält es sich nun damit im Fürstbistum? Schon erwähnt wurde der Verlust der Stadt Basel, den der Fürstbischof in der Reformation erleiden musste. Damit änderten sich die Beziehungen zwischen Stadt und Umland ohnehin. Für die Zeit des Ancien Régime während der Frühneuzeit zeichnet sich primär ein Nebeneinander von lokalem und regionalem Handel einerseits und Fernhandel andererseits ab, ohne dass die beiden Systeme wirklich eng verflochten gewesen wären (für das Folgende s. *Tanner* 2007, S. 194ff.). Zunächst finden wir einen lebhaften Handel mit den Erzeugnissen der dominierenden Viehwirtschaft. Dieser Handel spielte sich vor allem auf den ländlichen Märkten ab, deren Wirkungskreis aber größtenteils auf den Herrschaftsbereich des Bischofs und auf das nähere Umland beschränkt blieb. Die städtischen Märkte – als Beispiel mag derjenige von Biel dienen – wiesen schon eher Verknüpfungen mit dem Welthandel auf. Das Bild der angebotenen Waren bestätigt dies. Aber diese Waren fanden auch den Weg in die ländlichen Gebiete, jedoch nicht nur über die dortigen Märkte, die wie gesagt eher dem Viehhandel offen standen, sondern durch zahlreiche Kleinkrämer und Kärner, die auf allen Wegen unterwegs waren. Das Bild, das *Anne Radeff* entworfen hat, bestätigt sich hier. Zusätzlich zeigt sie auf, dass auch viele Bauern ebenso Händler waren. In einer weiteren Untersuchung (*Radeff* 1996) bringt sie das Beispiel des Abram-Louis Sandoz aus La Chaux-de-Fonds im benachbarten Fürstentum Neuenburg. Er soll hier die große Mobilität der jurassischen Bauern bezeugen: Im März 1743 machte sich Sandoz mit einem Partner von La Chaux-de-Fonds zu Pferd auf die Reise nach Basel um ausstehende Schulden bei einem Metzger einzutreiben (für das Folgende s. *Radeff* 1996, S. 309ff.). Den ersten Tag übernachteten sie in Corgémont. Am nächsten Tag waren sie zum Mittagessen in Vauffelin und abends in Solothurn (Strecken Nr. 20, 19, 38, 32, 30 auf Abb. 17), wo sie vergeblich den Schuldner auf dem Markt zu treffen hofften. Am anderen Tag zogen sie gegen den Oberen Hauenstein nach Basel (Strecke Nr. 5), wo sie am übernächsten Mittag eintrafen. Nach Abwicklung ihrer Geschäfte kehrten sie innert zwei Tagen über Delémont und die Franches Montagnes in ihre Heimat zurück (Strecken Nr. 2 und 28). Im Weiteren frequentierte Sandoz alle Märkte in der Umgebung; von Morteau über Les Bois, St-Imier aber auch bis nach Bern, wo er sich mit allen möglichen Dingen eindeckte (*Radeff* 1996, S. 377ff.).

3.4.2 Verkehrsbeziehungen

Neben den Handelsbeziehungen lassen sich auch in den Verkehrsbeziehungen und im Straßenbau Bestätigungen finden für den Ansatz von *Anne Radeff* bzw. Verhältnisse aufzeigen, die den Ideen von *Christaller* zuwiderlaufen. Bis ins 17. und sogar ins frühe 18. Jahrhundert hinein scheinen kunstlose, enge Straßen genügt zu haben.



Abb. 16: Karrgeleisstraße bei Ballaigues (NE) am Salzweg von Salins nach Bern
Schneider 2004, S. 24

In jener Zeit wurden höchstens an schwierigen Stellen Karrgeleise angelegt und von Zeit zu Zeit nachgehauen (Tanner 2007, S. 23 und S. 213, s. Abb. 16). Solche Straßen werden zum Abbild der oben skizzierten Wirtschaftsweise: für den Saumverkehr, den Viehtrieb oder den kleinen Wagen eines Kärners genügten solche Wege vollauf. Bestätigt wird dies durch den bischöflichen Zollsatz von 1646, wo zwischen vierrädrigen und zweirädrigen Karren, Lasttieren und Lastträgern unterschieden wird (Tanner 2007, S. 195). Zu beachten bleibt, dass die erwähnten Karrgeleisestrassen nur mit großen Schwierigkeiten mit zweiachsigen Wagen befah-

ren werden konnten, da die Hinterachse bekanntlich nicht in der gleichen Spur wie die Vorderachse läuft. Die burgundischen Salzlieferungen in die Schweiz scheinen jedenfalls auf einachsigen Wagen transportiert worden sein, wie die Benutzung der Karrgeleisestraße am Col des Etroits im heutigen Kanton Waadt belegt. Analog dürften auch die lothringischen Lieferungen auf der Achse von Bellelay (Strecke Nr. 1 auf Abb. 17) erfolgt sein, wies sie doch auch Teilstücke mit Karrgeleisen auf (Tanner 2007, S. 208–209). Andererseits muss es nach dem erwähnten Tarif doch auch schon Straßenstücke gegeben haben, die mit zweiachsigen Deichselwagen zu befahren waren. Die Mandate des Bischofs zur Durchsetzung von solchen Deichselwagen (Tanner 2007, S. 156) dokumentieren das allmähliche Umdenken. Größere Transportmengen erforderten größere Wagen, aber auch entsprechend ausgebaute Straßen. In einem ersten Schritt sollte dies das »weite Geleise« ermöglichen,²³ das zumindest die Passage größerer Einachswagen erlaubte, später wurden die Neuanlagen von Kunststraßen unausweichlich, damit durchwegs zweiachsige Wagen eingesetzt werden konnten. Die dadurch anfallenden hohen Kosten brachten endgültig die Etablierung eines baukostenoptimierten Netzes. Die Fürstbischöfe legten gute Straßen jedoch in erster Linie aus fiskalischen Gründen an, die Versorgung der eigenen Bevölkerung oder die Förderung des Lokalhandels war von sekundärer Bedeutung.

Der Übergang von einem hypothetischen, benutzeroptimierten Netz des Mittelalters zum neuen Straßensystem ist aber offenbar nicht kontinuierlich und auch nicht vollständig erfolgt. Die alten Linien haben denjenigen Teil des Verkehrs behalten, der in seiner Art, jedoch nicht mehr in seiner Bedeutung, dem mittelalterlichen entsprach. Dadurch konnten sie sich noch lange in die Neuzeit hinein erhalten und sind erst nach und nach und zu verschiedenen Zeiten verschwunden. Als eine solche Strecke kann die Straße von Basel über den Remelpass nach St-Ursanne bezeichnet werden, die erst im 18. Jahrhundert vollständig in Abgang kam (Strecke Nr. 8 auf Abb. 17, s. Abschnitt 3.1). Auch beim Wasserfallpass (Strecke Nr. 7), der auf der ältesten Schweizer Karte von Konrad Türost (1497) explizit eingezeichnet ist, wird deutlich, dass ein Wegverlauf, der im mittelalterlichen benutzeroptimierten Netz wahrscheinlich eine beträchtliche Bedeutung hatte, da er dem damaligen Saumverkehr durch seine direkte Linienführung entgegenkam, im neuzeitlichen Wagenverkehr zwar unbedeutend wurde, jedoch bei Fußgängern und Reitern nach wie vor beliebt blieb (Tanner 2007, S. 212–213). Beim Übergang am Weißenstein (Strecke Nr. 3; Tanner 2007, S. 209ff.) konnte der Bedeutungsverlust sogar noch länger hinausgezögert werden, indem schon früh eine fahrbare Straße errichtet wurde. Alles deutet darauf hin, dass je nach Handelsgut und Verkehrsmittel, aber auch nach Art der Reise verschiedene parallel existierende Netze Verwendung fanden. Genau dies widerspricht jedoch dem theoretischen Ansatz eines hierarchischen Zentralitätssystems: Es scheint ein Handels- und Verkehrsnetz auf, für das folgende Eigenschaften zutreffen:

23 Bekannt ist eine Anfrage Berns an die anderen protestantischen Orte der Eidgenossenschaft für die Einführung des »weiten Geleises« aus dem Jahr 1709 (Tanner 2007, S. 99.).

1. Produzenten (z.B. Bauern) sind auch Händler, bei denen sich zum Beispiel Metzger aus dem Umland und sogar von weit entfernten Großstädten einkönnen.²⁴ Andererseits reisen auch die Bauern weit herum, um sich mit den gewünschten Produkten versorgen zu können.
2. Es existieren getrennte Verkehrs- und Handelssysteme nebeneinander, ohne viele Verknüpfungen. Die ländlichen Märkte dienen dem Viehhandel der lokalen bäuerlichen Bevölkerung, die kleinstädtischen Märkte primär der Versorgung der kleinstädtischen Bevölkerung, da die Bauern häufig durch Krämer und Kärner versorgt werden. Der Fernhandel, für den Kunststraßen errichtet worden sind, ist häufig reiner Transithandel, betrieben von einzelnen privilegierten Handelsfirmen.
3. Auf den Straßen des Fürstbistums werden im Fernhandel zumindest zeitweise nur bestimmte Warenkategorien transportiert, wie zum Beispiel das begehrte Salz aus der Freigrafschaft und aus Lothringen, das so in die Eidgenossenschaft importiert wurde.
4. Zu allen Zeiten bestimmten eher die geopolitischen Konstellationen als die Zentralitätshierarchie die Ausbildung des Verkehrsnetzes. Dies verstärkte sich mit dem Übergang von einer staatlich wenig beeinflussten (»protoglobalisierten«) Wirtschaft mit relativ ungehindertem Austausch aber mit wenig leistungsfähigen Verkehrsmitteln und Straßen im Mittelalter zu einer fragmentierten, merkantilistischen und somit staatlich stark gelenkten Wirtschaft der Frühneuzeit.

24 So beklagten die Genfer 1788 »*les bouchers étrangers et surtout ceux de Paris sont venus dès lors [...] acheter du bétail jusque dans les montagnes de Neuchâtel et de Porrentruy [...]*.« (Radeff 1996, S. 49.).

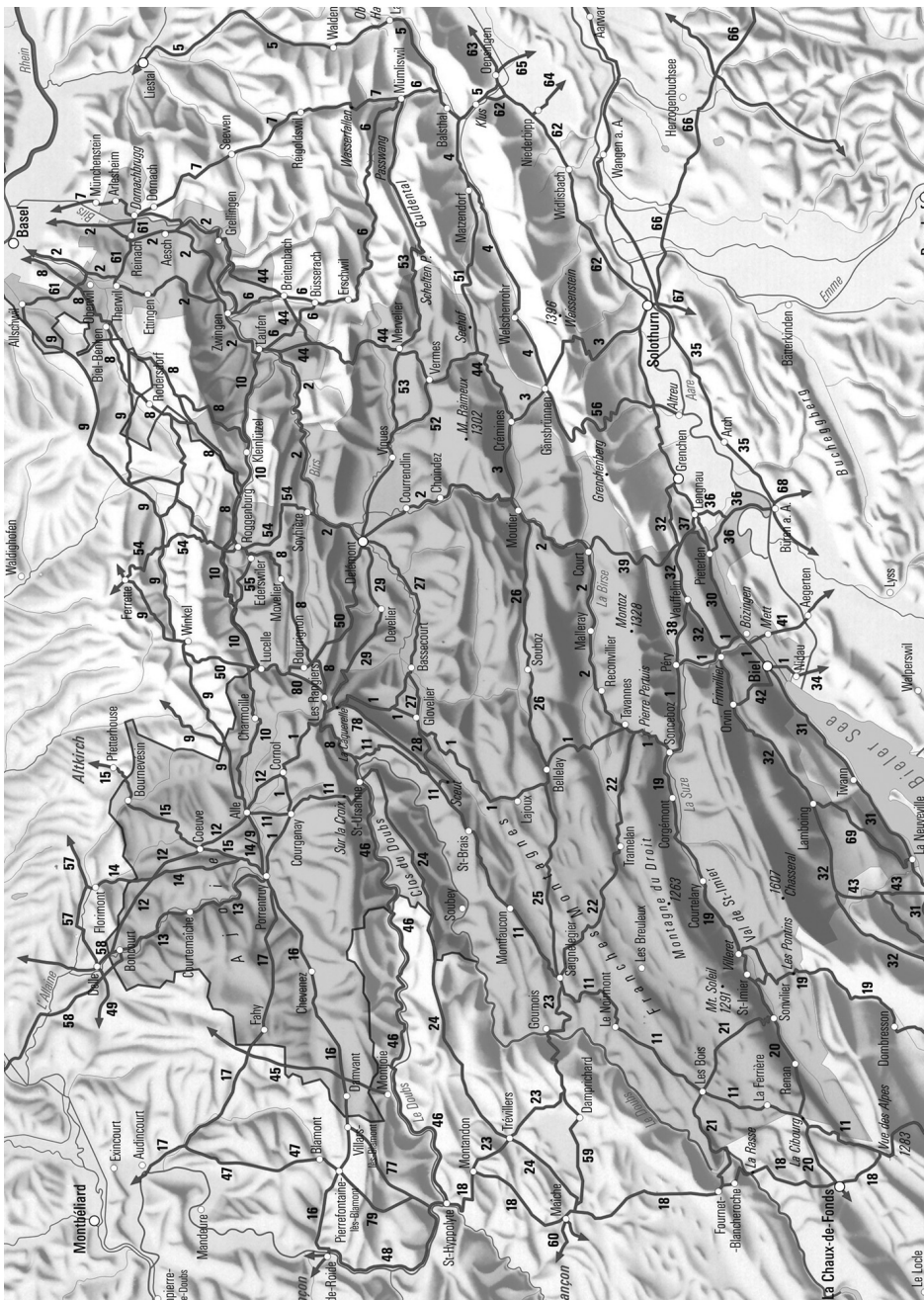


Abb. 17: Routenkarte und Routenverzeichnis
 Tanner 2007, Beilage
 Kartographie: Andreas Brodbeck 2006
 Reproduziert mit Bewilligung von Swisstopo (BA070002)
 1 Route mit Nr.
 ■ Fürstbistum Basel (s.a. Abb. 1)

Routenverzeichnis und Routenkarte

Nr. Strecke

- 1 Nidau – Biel – Pierre-Pertuis – Bellelay – Glovelier – Mont Repais – Porrentruy
- 2 (Nidau – Biel -) Tavannes – Moutier – Delémont – Laufen – Basel
- 3 Solothurn – Weissenstein – Gänsbrunnen – Moutier
- 4 (Moutier -) Gänsbrunnen – Balsthal (- Oensingen)
- 5 Oensingen – Balsthal – Oberer Hauenstein (- Liestal – Basel)
- 6 (Balsthal -) St. Wolfgang – Mümliswil – Passwang – Büsserach – Laufen/Zwingen
- 7 (Balsthal – St. Wolfgang -) Mümliswil – Wasserfallen – Reigoldswil – Seewen – Dornachbrugg/Münchenstein – Basel
- 8 Basel – Biel-Benken – Remel-Chall – Roggenburg – Mont Repais – St-Ursanne
- 9 Basel – Porrentruy via Sundgau
- 10 (Porrentruy -) Alle, Bois de la Croix – Lucelle – Kleinlützel – Laufen
- 11 (Neuchâtel -) La Chaux-de-Fonds/Le Boinod – La Cibourg (Corps de Garde) – Saignelégier – St-Ursanne – Sur la Croix – Courgenay – Alle/(Porrentruy)
- 12 Cornol – Alle – Coeuve – Boncourt (- Delle)
- 13 Porrentruy – Delle
- 14 Porrentruy – Florimont
- 15 (Porrentruy -) Sur le Té – Beurnevésin – Pfetterhouse – Altkirch
- 16 Porrentruy – Damvant – Pont-de-Roide (- Besançon)
- 17 (Porrentruy -) Beupré – Fahy – Exincourt (- Montbéliard)
- 18 Neuchâtel – Valangin – Vue des Alpes – La Chaux-de-Fonds – La Rasse – Blancheroche – Maiche – St-Hippolyte (- Montbéliard)
- 19 (Neuchâtel -) Pierre-à-Bot – Les Pontins – St-Imier/Villeret – Sonceboz (- Delémont/Porrentruy)
- 20 (Biel – Sonceboz -) St-Imier – La Cibourg/Corps de Gare (- La Chaux-de-Fonds)
- 21 (St-Imier -) Sonvilier – Les Esserts d'Iles – Fornet Blancheroche
- 22 (Biel -) Tavannes – Tramelan – Saignelégier
- 23 (Tavannes -) Saignelégier – Goumois – Tréviillers – Montandon (- St-Hippolyte)
- 24 St-Ursanne – Tréviillers – Maiche
- 25 Bellelay – Saignelégier
- 26 Bellelay – Moutier
- 27 Delémont – Glovelier
- 28 (Delémont -) Glovelier – Sceut (- St-Brais – Saignelégier)
- 29 Delémont – Develier – Mont Repais (- Porrentruy)
- 30 (Biel -) Bözingen – Solothurn
- 31 (Neuchâtel -) St-Blaise – La Neuveville – Biel
- 32 (Neuchâtel -) St-Blaise – Frinvillier – Grenchen (- Solothurn)
- 33 Aarberg – Neuchâtel
- 34 Aarberg – Nidau
- 35 Aarberg – Solothurn
- 36 Büren – Pieterlen/Lengnau
- 37 Pieterlen/Lengnau – Vauffelin
- 38 Vauffelin – Péry
- 39 Lengnau – Court
- 40 Büren – Bözingen (- Biel)
- 41 Kallnach – Ägerten – Mett (Römerstrasse) (- Bözingen)
- 42 Biel – Orvin (- La Neuveville/Le Landeron/St-Blaise)
- 43 (Orvin -) Lamboing – Le Landeron
- 44 (Moutier -) Crémises – Fringelipass – Laufen/Grellingen (- Basel)
- 45 Montjoie – Delle
- 46 St-Ursanne – Montjoie – St-Hippolyte
- 47 Blamont – Exincourt (- Montbéliard)
- 48 St-Hippolyte – Pont-de-Roide – Dampierre-sur-le-Doubs (- Montbéliard)
- 49 Delle – Exincourt (- Montbéliard)
- 50 Delémont – Lucelle – Winkel
- 51 (Balsthal -) Matzendorf – Seehof (- Delémont)
- 52 Vermes – Delémont
- 53 (Balsthal -) Guldental – Scheltenpass (- Delémont)
- 54 (Delémont -) Soyhières – Ederswiler – Ferrette
- 55 (Delémont -) Ederswiler – Löwenburg – Borne Frontière 27/7 (- Lucelle)
- 56 Altreu – Müren – Gänsbrunnen
- 57 Delle – Waldighofen – Basel
- 58 Boncourt – Delle – Belfort
- 59 Damprichard – Maiche
- 60 Maiche – Vaucluse – Besançon
- 61 Dornachbrugg – Therwil – Allschwil
- 62 Solothurn – Niederbipp – Klus
- 63 Oensingen – Olten
- 64 Niederbipp – Aarwangen – Langenthal
- 65 Oensingen – Aarwangen – Langenthal
- 66 Solothurn – Huttwil – Luzern
- 67 Solothurn – Bern
- 68 Büren – Bern
- 69 Lamboing – La Neuveville
- 70 Le Landeron – St. Johanssen
- 71 Zihlbrück – Cudrefin – Avenches
- 72 Neuchâtel – Corcelles (NE) – Travers – Pontarlier
- 73 (Neuchâtel -) Corcelles (NE) – Les Ponts-de-Martel – Morteau (- Besançon)
- 74 Payerne – Avenches – Murten – Aarberg
- 75 (Le Landeron Faubourg -) Cornaux – Zihlbrück (- Avenches)
- 76 (Neuchâtel -) Zihlbrück – Erlach – Walperswil (- Aarberg)
- 77 (Porrentruy -) Villars-lès-Blamont – St-Hippolyte
- 78 (Saignelégier -) Sceut – Mont Repais (- Bourrignon)
- 79 St-Hippolyte – Pierrefontaine-lès-Blamont (- Blamont – Montbéliard)
- 80 Mont Repais/La Caquerelle – Lucelle

Literatur

- Abplanalp, Franz*: Zur Wirtschaftspolitik des Fürstbistums Basel im Zeitalter des Absolutismus. – Bern 1971 (Berner Beiträge zur Nationalökonomie, 14).
- Auberson, Laurent*: Esquisse historique. – In: *Gutscher, Daniel [éd.]*: Saint-Imier. Ancienne église Saint-Martin. Bern 1999.
- Audétat, Emil*: Verkehrsstrassen und Handelsbeziehungen Berns im Mittelalter. – Langensalza 1921.
- Bandelier, André u. Prongué, Bernard [éd.]*: Nouvelle histoire du Jura. – Porrentruy 1984.
- Bautier, Robert-Henri*: La route française et son évolution au cours du Moyen Âge. – In: Académie royale de Belgique, Classe des lettres et des sciences morales et politiques, Bulletin, Ve série, LXXIII. – Bruxelles 1987.
- Bickel, August*: Willisau: Geschichte von Stadt und Umland bis 1500. – Luzern 1982 (Luzerner historische Veröffentlichungen, 15).
- Blum, Jolanda*: Jakobswege durch die Schweiz. – Thun 1998.
- Bois, Guy*: La mutation de l'an mil. – Paris 1989.
- Borsdorf, Axel u. Zehner, Klaus*: Stadtgeographie. – In: *Schenk, Winfried u. Schliephake, Konrad [Hrsg.]*: Allgemeine Anthropogeographie. Gotha 2005.
- Braudel, Fernand*: Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts: Aufbruch zur Weltwirtschaft. – München 1986.
- Braudel, Fernand*: Raum und Geschichte. – Stuttgart 1989 (Frankreich, Bd. 1).
- Braudel, Fernand*: Die Menschen und die Dinge. – Stuttgart 1990 (Frankreich, Bd. 2).
- Breuer, Toni*: Iberische Halbinsel. Spanien, Portugal. Geographie, Geschichte, Wirtschaft, Politik, Wissen. – Darmstadt 2008 (Wissenschaftliche Länderkunden).
- Carpentier, Élisabeth u. Le Mené, Michel*: La France du XIe au XVe siècle: population, société, économie. – Paris 1996.
- Caucci von Saucken, Paolo*: Santiago de Compostela. Pilgerwege. – Augsburg 1996.
- Chomel, Vital u. Ebersolt, Jean*: Cinq siècles de circulation internationale vue de Jougne. – Paris 1951.
- Clot, André*: Al Andalus. Das maurische Spanien. – Darmstadt 2002.
- Dralle, Lothar*: Die Deutschen in Ostmittel- und Osteuropa. – Darmstadt 1991.
- Esch, Arnold*: Alltag der Entscheidung. Beiträge zur Geschichte der Schweiz an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. – Bern 1998.
- Fiétier, Roland [éd.]*: Histoire de la Franche-Comté. – Toulouse 1977.
- Graf, Gerhard*: Peterskirchen in Sachsen. – Frankfurt 1999 (Europäische Hochschulschriften, 834).
- Grosjean, Georges*: Kanton Bern. Historische Planungsgrundlagen. – Bern 1973.
- Grosjean, Georges*: Die Schweiz, geopolitische Dynamik und Verkehr. – Bern 1984 (Geographica Bernensia U3).
- Gutscher, Daniel u. Eggenberger, Peter*: Archäologische Grabungen in der Kirche Seeburg. – In: Jahrbuch des Obergeraargau. Langenthal 2000, S. 223–231.
- Haggett, Peter*: Geography – A global synthesis. – Harlow 2001.
- Heineberg, Heinz*: Einführung in die Anthropogeographie/Humangeographie. – Paderborn 2003.
- Historisches Lexikon der Schweiz (Online-Version)*: <http://www.hls-dhs-dss.ch>. – Bern.
- Im Hof, Ulrich et al.*: Geschichte der Schweiz und der Schweizer. – Basel 1986.
- Inventaire des voies de communication historiques de la Suisse (Online-Version)*: GE 7; VD 31. <http://ivs-gis.admin.ch>. – Berne.

- Irsigler, Franz*: Jahrmärkte und Messesysteme im westlichen Reichsgebiet bis ca. 1250. – In: Europäische Messen und Märktesysteme in Mittelalter und Neuzeit. Köln 1996 (Städteforschung, A/39), S. 1–33.
- Küster, Hansjörg*: Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. – München 1995.
- Küster, Hansjörg*: Geschichte des Waldes. – München 1998.
- Küster, Hansjörg*: Die Ostsee. Eine Natur- und Kulturgeschichte. – München 2002.
- Pauli, Ludwig*: Die Alpen in Frühzeit und Mittelalter. – München 1980.
- Pirenne, Henri*: Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Europas im Mittelalter. – Tübingen 1994.
- Pletsch, Alfred*: Frankreich. Geographie, Geschichte, Wirtschaft, Politik. – Darmstadt 1997 (Wissenschaftliche Länderkunden).
- Racine, Pierre*: D'Italie aux Pays-Bas: Les routes lorraines. – In: Les Pays de l'entre-deux au Moyen Âge. Actes du 113e congrès national des sociétés savantes. Paris 1990.
- Radeff, Anne*: Du café dans le chaudron. – In: Mémoires et documents de la Société d'histoire de la Suisse romande, 4/IV. – Lausanne 1996.
- Radeff, Anne*: Gewürzhandel en détail am Ende des Ancien Régime: Handel und Wandern. – In: Gewürze: Produktion, Handel und Konsum in der Frühen Neuzeit. Beiträge zum 2. Ernährungshistorischen Kolloquium im Landkreis Kulmbach 1999. – St. Katharinen 1999.
- Scheuer, Arne*: Die Staatsgrenze in ihrem Einfluss auf den regionalen Entwicklungsstand. – Frankfurt 2002 (Europäische Hochschulschriften, 2864).
- Schich, Winfried*: Klosteranlage und Wasserversorgung bei den Zisterziensern. – In: Anfänge der Zisterzienser in Südwestdeutschland. (Oberrheinische Studien, 16). Stuttgart 1999.
- Schneider, Guy*: La ViaSalina, une artère vitale de la République de Berne. – In: Les chemins et l'histoire 2004/2. Berne, S. 22–25.
- Schulte, Aloys*: Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig. – Berlin 1900.
- Tanner, Karl Martin*: Die »Voyage pittoresque de Basle à Bienne« von Peter Birmann als Wegweiser bei der Suche nach einem vertieften Landschaftsverständnis. – In: Peter und Samuel Birmann. Künstler, Sammler, Händler, Stifter. Basel 1997.
- Tanner, Rolf Peter*: Der Obergeraargau als Transitland zwischen Lombardei und Nordwesteuropa? – In: Jahrbuch des Obergeraargaus 1997. Langenthal 1997.
- Tanner, Rolf Peter*: Geopolitische Dynamik und Verkehr im Fürstbistum Basel von der Antike bis zum Eisenbahnbau. – Bern 2007 (Geographica Bernensia, G 76).
- Tremp, Ernst*: Heilige Menschen – heilige Stätten. – In: La donation de 999 et l'histoire médiévale de l'ancien Évêché de Bâle. Porrentruy 2002.

Alte Karten

- Meyer, Georg Friedrich* 1677/1703: Alsatie superioris et Inferioris Accuratissima geographica Descriptio. Universitätsbibliothek Basel, 246 Nr. 4.

Peter Burggraaff und Klaus-Dieter Kleefeld

Historische Umlandbeziehungen niederrheinischer Städte¹

Mit 8 Abbildungen

Einleitung

Der Untere Niederrhein ist eine Kulturlandschaft mit zahlreichen historischen Städten, deren Umlandbeziehungen sich aus den verschiedenen Stadttypen und deren zentralörtlichen Funktionen ableiten lassen. Ein weiterer Faktor neben den unterschiedlichen Funktionen ist die Einbettung in das agrare Nutzungssystem einerseits für die Nahversorgung und andererseits für die Spezialisierung bzw. Veredelung von Agrar- und Gewerbeprodukten.

In unserem Aufsatz werden anhand von verschiedenen Einzelbeispielen die jeweiligen primären Besonderheiten der Stadt-Umlandbeziehung hervorgehoben, um daraus den Aspekt einer Stadt-Umland-Typisierung hervorzuheben und ein Fazit zu ziehen, was für die niederrheinischen Städte hinsichtlich deren Umlandbeziehungen zusammengefasst werden kann.

Fallbeispiel Grieth

Grieth liegt im Norden des niederrheinischen Tieflandes südöstlich von Emmerich am westlichen Rheinufer auf einer jungholozänen Terrasse. Das Umfeld ist durch die zahlreichen Altwasserarme des Rheins und die leicht erhöhten Niederungslagen gegliedert. Die Stadt wurde auf einem riedbewachsenen Kiesbuckel – dem Griet – am unteren Ende des Wisselwardes 17–19 m über NN 1250 als klevische Gründung bezüglich des kurkölnischen Rees angelegt.

Grieth entstand sehr wahrscheinlich auf unbebautem Gelände in »*insula Wischel quod Griethe dicitur*« und fällt in die erste Stadterhebungsphase der Grafen von Kleve nach Wesel 1241, Kleve 1242 und Kalkar 1242 (Wensky 1992, S. 2).

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

Die Entwicklung, Funktion und die Wirtschaft der Kleinstadt Grieth wurden erheblich durch den jeweiligen Rheinlauf und seine Veränderungen beeinträchtigt. Daher ist es zum Verständnis der Entwicklung von Grieth notwendig, die dynamischen Veränderungen des Rheinlaufes im unmittelbaren Umland kurz zu skizzieren.

Die heutige Lage von Grieth ist im Wesentlichen vor allem das Ergebnis der Entwicklungen des Grietherbuscher- und Grietherorter Mäanders. Aber auch der künstlich beeinflusste Bylermäander hat das westliche Umland geprägt. Durch die anthropogene Veränderung des Byler- und Grietherorter Mäanders (1819) sind die variierenden Entfernungen des Flussbettes von der West-, Nord- und Ost-Seite der Stadt begründet. Der Verlauf der genannten Stromschlingen ist heute noch durch die Altrheinläufe von Bienen und Grietherort sowie den zwischen dem Volksgatt im Norden und dem Hof Gänseward im Süden ausgebildete Kalfack-Bogen nachgezeichnet.

Zum Zeitpunkt der Gründung des klevischen Grieth als Gegenpol des kurkölnischen Rees im Jahre 1250 tangierte der Rhein den Siedlungskern im Nordosten. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war das Flussbett auf die Nordseite der Stadt verschoben. 1556/57 kommt es zu einer durch den Durchbruch des Grietherbuscher Strombogens verursachten Abwanderung des Stromes. Grieth hat nur noch über den südlich ausgebildeten Nebenarm, dem *haeven*, direkten Kontakt mit dem Hauptstrom. 1644 wird der Durchstich der künstlich begradigten Bylerward-Krümme durch Emmerich vollzogen. Diese Begradigung war als Schutzmaßnahme für Emmerich gedacht, da die Stadt durch einen Eingriff im 13. Jahrhundert unterhalb von Grieth immer wieder durch den Hauptstrom bedroht wurde (*Gorissen* 1950, S. 6).

Diese Emmericher Begradigung und eine weitere im Jahre 1649, hatte jedoch zur Folge, dass der zum Oberstrom aktive Gegenbogen bei Grieth in das linke Rheinufer einschnitt und zwischen 1631 und 1708 östliche Stadtviertel von Grieth zerstörte. 1730 beginnt die Verlagerung des Rheins von der östlichen Stadtfront. Diese Verlagerung führte allmählich wiederum zu der Ausbildung des Grietherorter Mäanders, der erst mit dem im Jahre 1819 gegrabenen Durchstich des Griether Kanals mit einer Länge von 2.636 m und einer Breite von 19 m ihren Abschluss findet. Seit diesem Durchstich fließt der Rhein wieder direkt östlich von Grieth vorbei. Hierbei waren auch die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verstärkt durchgeführten wasserbaulichen Maßnahmen von stabilisierender Bedeutung.

Die Anlage von Grieth ist möglicherweise in dem Bedürfnis nach einem festen linksrheinischen Hafen begründet. Grieth bildete eine Art Festungsdreieck mit den Städten Kleve und Kalkar zum Schutz der linksrheinischen Kernlande der Grafschaft Kleve gegen das kölnische Rees und das geldrische Emmerich. Letztendlich waren mehr wehr- als wirtschaftspolitische Absichten ausschlaggebend für die Gründung der Stadt (*Wensky* 1992, S. 6).

Die überörtliche Verkehrsanbindung von Grieth bestand in erster Linie aus der Lage am Rhein. Die spätmittelalterliche Handelsstraße, die von Köln über Xanten und Kalkar in die Niederlande führte, lag weit abseits. Durch die aus der luftbildarchäologischen Prospektion hervorgegangenen Befunde (*Ortsarchiv LVR-*

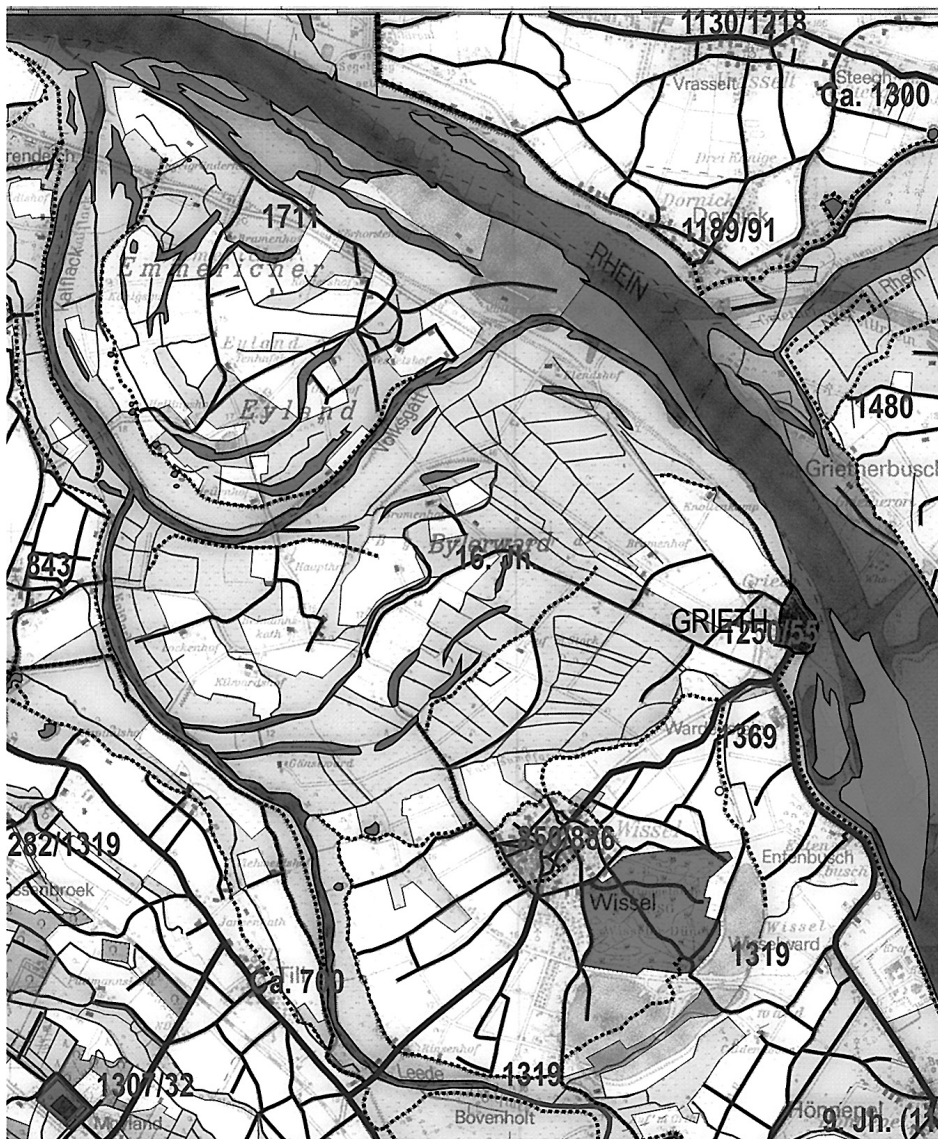


Abb. 1: Grieth und sein Umland um 1730
Burggraaff 2006

Rheinische Bodendenkmalpflege OA Nr. 3118/006 bis 010) lassen sich westlich und südwestlich von Grieth mehrere Hinweise auf ein neuzeitliches Wegesystem finden. Dieses System ist auch durch die Kartenaufnahme von Tranchot und v. Müffling von 1804/05 nachweisbar.

Im Jahre 1381 ist eine Fährre bei Grieth belegt (verstaede), die bereits für das 15. Jahrhundert nachweisbar ist (Dösseler 1974, S. 578). Weitere Hinweise auf Fährren liegen für die Jahre 1686 und 1687 vor. 1750 wird angegeben, dass eine

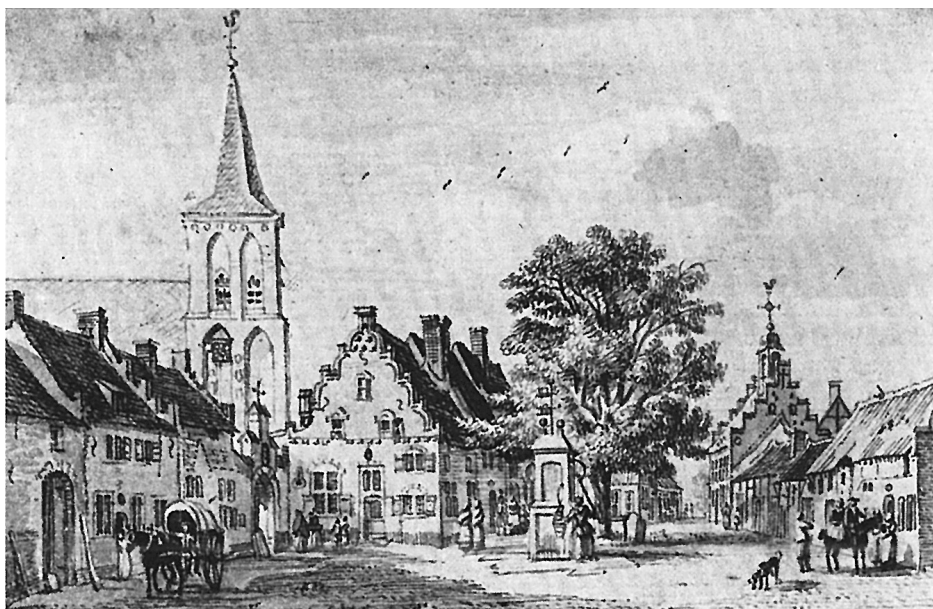


Abb. 2: *Marktplatz von Grieth*
Jan de Beyer (Museum Haus Koekoek, Kleve)

Fähre bei Grietherbusch landen würde und gleichzeitig, dass eine Fähre über den alten Rhein von Dornick nach Grietherbusch gehen würde. Mit dem Durchstich des Griether Kanals 1819 wird eine staatliche Fähre zur Verbindung von Grieth mit Grietherort eingerichtet. 1831 sind fünf Fähranstalten in der Bürgermeisterei Grieth belegt und damit ist das Umland (Grietherort und Grietherbusch) auch über den Rhein hinweg zu betrachten.

Durch die Lage am Rhein und die verliehenen Privilegien erlangten in der ersten Entwicklungsphase der Stadt der Handel und die Schiffferei die eigentlich zentrale wirtschaftliche Bedeutung. Bereits zu Beginn des 14. Jahrhunderts sind Griether Kaufleute und Schiffer nachzuweisen. In der ältesten Zollrechnung 1306 von Lobith sind zum Beispiel sieben Kaufleute *de Grieth* erwähnt.

Seit dem 15. Jahrhundert sind Griether Kaufleute auch im überregionalen Handel tätig. Für diese Zeit sind Hansekontakte und hansische Kaufleute, die aus Grieth stammen, nachweisbar. Ein wichtiger Punkt der wirtschaftlichen Entwicklung war, dass neben der schon in der Handfeste von 1254 erteilten Zollfreiheit, der Huissener Zoll südlich von Arnheim 1335 und der Budericher Zoll nach Grieth zwischen 1472 und 1485 verlegt wurden.

Seit dem 16. Jahrhundert verliert die Stadt allmählich ihre Handelsbedeutung. Ursachen hierfür waren der Abbruch der Hansekontakte durch den seit dem Ende des 16. Jahrhunderts über das Herzogtum Kleve hereinbrechenden Achtzigjährigen Krieg zwischen den Generalstaaten und Spanien (1568–1648) und nachfolgenden Kriegen, die bis zum Frieden von Utrecht im Jahre 1713 währten. Darüber



Abb. 3: Grieth am Rhein

Nach H. Feltmann Mitte des 17. Jahrhundert (Museum Haus Koekoek, Kleve)

hinaus wirkten sich die Veränderungen des Rheinverlaufes und die zahlreichen Stadtbrände ebenfalls negativ aus.

So schreibt der Magistrat von Grieth 1685 an den Landesherrn, dass zwischen Rhein und Stadt bzw. Kirche nur noch wenige Ruthen Land lägen. Würde die Stadt nicht konserviert, ginge sie zu Grunde und die Einwohner würden ganz und gar zu Bettlern und armen Leuten. Bereits 1588 war schon das ehemals am Rhein gelegene Melatenhaus weggespült worden. Zwischen 1631 und 1708 werden östliche Teile der Stadt durch die Verlagerung des Rheines zerstört. Diese Zerstörung ist heute noch gut am Stadtgrundriss der Altstadt zu erkennen.

Die Verlagerungen des Rheinlaufes in den Jahren nach 1708 in die von Grieth abgewandte Richtung führten dazu, dass Grieth seit 1730 nicht mehr mit dem Schiff zu erreichen ist. 1735 wird Grieth als ein »*armseliges Städtelein*« bezeichnet, wo es außer Schiffferei und Fischerei nichts zu tun gibt. Die Schifffahrt – einst Haupterwerbszweig der Stadt – wird 1772 als bedeutungslos bezeichnet (Wensky 1992, S. 12).

Eine nennenswerte wirtschaftliche Entwicklung setzte erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit der Käsefabrikation seit 1830 ein. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es 2 bis 3 Molkereien, die für die Viehhaltung im unmittelbaren Umland von großer Bedeutung waren. Daneben gab es zwei Fassreifenfabriken und eine Tabakgroßhandlung, die unter anderem den im benachbarten Wessel angebauten Tabak verhandelte.

Neben der bei der Gründung wichtigen strategischen und militärischen Bedeutung hat Grieth bis zum Ende des 17. Jahrhunderts somit für sein Umland keine große Rolle gespielt. Die durch den Handel erlangte wirtschaftliche Blüte bis zum 16. Jahrhundert hatte nur in kleinem Maßstab Auswirkungen auf das Umland.

Mit der Verlagerung des Rheins in östlicher Richtung im 18. Jahrhundert veränderte sich auch das Stadt-Umland-Verhältnis, da Handel und Schiffferei bedeutungslos waren. Die Stadt musste sich jetzt auf das landwirtschaftlich geprägte Umland orientieren. Dies wird im 19. Jahrhundert durch die Ansiedlungen von Molkereien belegt.

Fallbeispiel Rheinberg

Die Siedlungsgeschichte Rheinbergs ist ebenfalls eng mit dem Rhein verbunden, der heute ca. 2 km östlich der Stadt in einem Bogen von Osten und Nordwesten vorbeifließt, aber ursprünglich bis 1715 unmittelbar an dem Stadtgebiet in einem nach Süden hin mäandrierenden Bogen in nordwestlicher Richtung vorbeifloss. Damit sind die natürlich aber auch anthropogen verursachten Stromverlagerungen von großem Einfluss auf die jeweilige Entwicklung aber auch Stagnation Rheinbergs.

Der heutige Stadtkern liegt auf einem halbinselartigen Niederterrassenstreifen von nordwestlicher Richtung nach Südosten in dem niedrig gelegenen holozänen Land.

Um 1600 verschob sich durch Eisgang und Überschwemmungen der Rheinlauf in nordöstlicher Richtung. Hierdurch verursacht entstand 1668 ein östlicher Seitenarm, der vollständig durch klevisch-brandenburgisches Gebiet verlief,² woraus sich auch politische Auswirkungen ableiteten. Dieser östliche Seitenarm ist die hydrologische Voraussetzung für die preußische Entscheidung gewesen, den alten Flusslauf abzusperren und diesen östlichen Seitenarm schiffahrtstfähig auszubauen. Damit sollte der Rheinberger Zoll umgangen und der Handel der Kölner Enklave zum Erliegen gebracht werden. Zwischen 1703–1714 wurde durch massive Flussregulierungen mit Anlage von Kribben und Versenkung von Schiffswracks die Stadt von der unmittelbaren Rheinnähe abgeschnitten.

Dies führte schließlich zum wirtschaftlichen Niedergang Rheinbergs, dessen Rheinbezug nur in eingeschränktem Maße durch die Erweiterung und Schiffbarmachung des alten Rheinarmes um 1843 hergestellt werden konnte. Bei dieser Maßnahme sollte ein Hafen bei Hochwasser und Eisgang Schiffen Sicherheit bieten. Der Bereich ist heute noch als »*Jennekes Gatt*« im Gelände erhalten geblieben. Die Altrheinschleife ist sowohl im Relief als auch in den Karten noch gut erkennbar.

2 Seit 1609 und nach dem Vertrag von Xanten 1614 wurde Kleve nach dem Ableben des letzten Herzogs Johann Wilhelm IV (1562–1609) vom Brandenburger Kurfürsten Johann Sigismund (1595–1619) verwaltet.

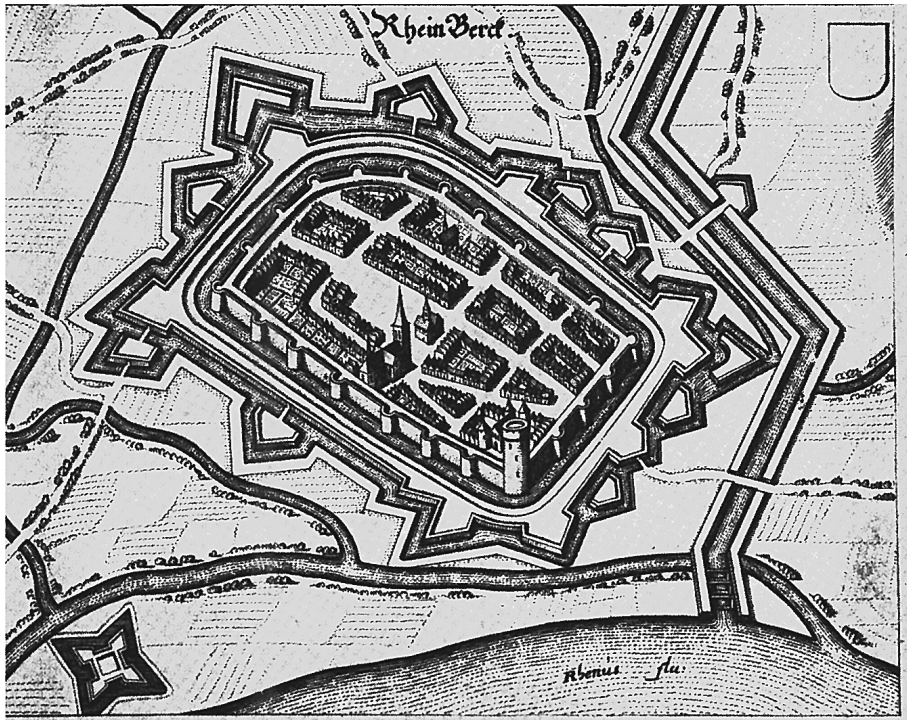


Abb. 4: Festungsgrundriss (Jahr unbekannt)
Nach einem Kupferstich von Joh. Jac. Senfftel

Als Königshof und königliche Zollstätte wird Rheinberg erstmals 1003 genannt, ebenso verfügte auch der Kölner Erzbischof Heribert über Grundbesitz in »Berka« (Hohmann 1967, S. 8). Nachdem somit bereits vorstädtisch eine hochmittelalterliche Siedlung mit einer Pfarrkirche bestand, setzte mit der Verleihung der Stadtrechte der hochmittelalterliche städtische Ausbau ein. Der Kölner Erzbischof verlieh 1232 darin u.a. das Befestigungsrecht. Das in dieser Urkunde genannte »Berck« wurde damit zum Markort und ein kurkölnisches Amt mit den Ortschaften Kamp, Hoerstgen, Issum und Alpen.

Die Bestätigung der Stadt-Privilegien erfolgte am 18. Oktober 1248 durch den Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden, zusammen mit der Erweiterung der Zollfreiheit an allen kurkölnischen Zollstätten (Hohmann 1967, S. 3).

1288 gewährte Erzbischof Siegfried von Westerburg der Stadt Zollrechte. Zum Schutz der Zollstätte ließ er 1292 ein Schloss und einen Zollturm an der Nordost-Ecke der Stadt errichten. Das Schloss diente den Erzbischöfen als Jagdschloss und war beliebter Aufenthaltsort, bis es während der spanischen Belagerung 1598 zerstört wurde. Auch der ehemals 35 m hohe und mit 4 m mächtigen Mauern zwischen 1292–1298 errichtete Zollturm, der die Stadtsilhouette im Mittelalter beherrschte, wurde später 1598 durch eine Explosion im Pulverlager zerstört. Der

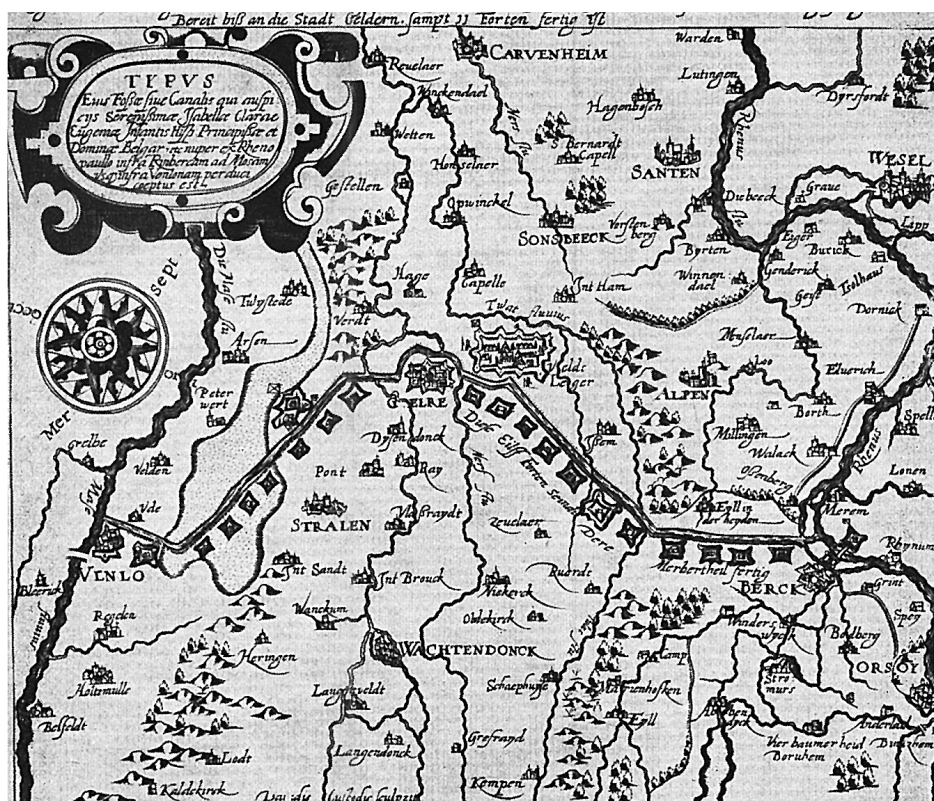


Abb. 5: Verlauf der Fossa Eugenia als Verbindungskanal zwischen Rhein und Maas, Breite von 4,30 m
Foto Landesbildstelle Rheinland

Zoll- bzw. Pulverturm ist obertägig östlich der Straßen Alte Rheinstraße/ Innenwall noch sichtbar. Er bildete im Mittelalter das nördliche Rheinbollwerk des Kölner Gebietes und ist mit dem Weißen Turm in Andernach als südlichem Turm ein wichtiges Relikt administrativer Funktion im Erzbistum Köln.

Bereits im Spätmittelalter setzte die militärische Bedeutung von Rheinberg ein, die sich in der Frühen Neuzeit als Festung noch verstärkte. Rheinberg wurde in der Frühen Neuzeit als Festung ausgebaut und war militärisch von Bedeutung, so dass es zwischen 1583 bis 1703 insgesamt 15 Belagerungen und Eroberungen erfuhr. Hierbei erlebte Rheinberg spanische, französische, niederländische und preußische Besetzungen.

Entscheidend war der Umbau der mittelalterlichen Stadtbefestigung zu einer frühneuzeitlichen Festung durch den Kommandanten Schenk von Nideggen seit 1555. Hierbei wurde das Festungssystem um einen Ring von 9 Bastionen und 10 Ravelins mit doppelten Gräben erweitert. 1585 begannen die Arbeiten zur Anlage eines zweiten Grabens und einem Ring von Bastionen und Vorwerken. Die mittelalterlichen Anlagen wurden durch die spanische Besetzung verstärkt, zwi-

heute noch im Gelände bei Rheinberg erhalten. Somit ist die Entwicklung Rheinbergs eng mit seiner militärischen Funktion als Festung verbunden.

Um 1800 gab es in Rheinberg kaum Gewerbe, selbst der Handel mit landwirtschaftlichen Produkten war aufgegeben worden. Ein vorübergehender vorindustrieller Aufschwung ging von der Fertigstellung des Altrheinhafens 1846 aus und der in diesem Jahr erfolgten Gründung der Bitterlikörfabrik »Underberg«, die kontinuierlich expandierte und Weltruhm gelangte und von herausragender Bedeutung für Rheinberg wurde. 1860 produzierte eine Dachziegelbäckerei mit 3 Öfen 100.000 Stück jährlich. Die 1862 eröffnete Eisenbahnlinie Krefeld-Geldern-Kleve schnitt den Hafen vom Hinterland ab und führte zur Stagnation und schließlich Aufgabe als Umschlagplatz.

Entscheidend in der Ausprägung der Industriefunktion war die Entwicklung im 20. Jahrhundert, eingeleitet durch die Ansiedlung der Solvay-Werke 1905 und die Expansion der Firma »Underberg« (1900 30 Beschäftigte, 1939 250 Beschäftigte). Zeitgleich entstand eine Vielzahl von Handwerksbetrieben, 1903 waren es bereits 115. Nach 1905 siedelten sich im Raum mehrere Betriebe und Abbauunternehmen von Steinsalz an, so dass Rheinberg sich zu einer hochindustrialisierten Stadt entwickelte, die 1970 ca. 70 % der Erwerbstätigen im sekundären Sektor beschäftigte.

Neben der Stadtburg gab es intra muros in Rheinberg keine weitere herrschaftliche Residenz. In der näheren Umgebung von Rheinberg befinden sich extra muros einige Herrensitze wie z.B. das in der Rheinberger Heide gelegene Haus Heideck, ein kurkölnisches Ritterlehen.

In der näheren Umgebung von Rheinberg liegen verschiedenen Landwehren und Herrensitze aus dem 15. Jahrhundert wie die Häuser »Cassel, Heideberg, Gelinde und Heideck (Rheinberger Heide)«. Das südlich Rheinbergs gelegene Haus »Wolfskuhlen« war kurkölnisches Lehen und Herrensitz des 13. Jahrhunderts an der nördlichen Grenze der Grafschaft Moers. Daraus ergibt sich, dass diese Sitze und Landwehren innerhalb des Sicherungssystems für Rheinberg bestimmende Elemente im Umland gewesen sind.

Die Stadt- und Umlandverflechtungen waren nicht sehr ausgeprägt, gerade nach dem Ausbau als Festungsstadt waren diese zeitweilig fast ausschließlich den militärischen Erfordernissen unterworfen, die diese Entwicklung nicht zuließen. Die wechselseitigen Einflüsse beschränkten sich überwiegend auf die lokale Marktfunktion für den Umsatz von Agrarprodukten.

Fallbeispiel Kranenburg

Kranenburg liegt auf dem Rand der unteren Mittelterrasse, unmittelbar an das linksrheinische Flussauengebiet der Düffel grenzend. Die ursprüngliche Bewaldung lässt sich bis zum Rand des Kranenburger Bruchs durch den Ende 13. Jahrhundert zwischen Kranenburg und Zylflich liegenden »Seflikerbusgh« nachweisen.

Dieses als »silva magna« bezeichnete Gebiet wurde entweder gegen Ende des 12. oder zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch holländische »broecker« kolonisiert.



Abb. 7: Wundertätiges Heiliges Kreuz – Holzkorpus ca. 70–80 cm von 1308

Die Datierung der Kolonisation wird in der Literatur allerdings unterschiedlich gesehen. Die größere Wahrscheinlichkeit beinhaltet der Zeitpunkt nach 1200, da die Datierung der Motte »Kranenburg« nach 1225 als sicher gelten kann und vermutlich zeitnah zu den Kolonisierungsarbeiten für den Schutz der dort auch wohnenden »broecker« gebaut worden ist.

Der Wald im Vorfeld des Reichswaldes und der Brüche wurde gerodet und das sehr feuchte Kranenburger Bruch mit Entwässerungsgräben trockengelegt. Es entstand zunächst eine Wald- und Bruchhufensiedlung, die Merkmale einer bewussten, organisierten Gründung mit einer regelmäßigen Streifenparzellierung ohne Vorgänger aufweist.

Zwecks Schutzfunktion wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts nördlich des entweder zeitgleichen oder bereits kurz vorher entstandenen Waldhufendorfs eine Rundburg errichtet. *Gorissen* (1956) betont, dass sie keinesfalls territoriale Funktion hatte, darüber sagen die Urkunden nichts

aus, sondern ausschließlich Schutzfunktion hatte. Der Standort dieser Motte ist durch Geländebeobachtung, Altkartenvergleich und Ausgrabungsergebnisse nachgewiesen worden.

Die ältesten schriftlichen Quellen zu Kranenburg lassen die Hypothese zu, dass die Stadtrechtsverleihung um 1260 stattfand, obwohl die Stadterhebungsurkunde selber nicht erhalten ist. Lediglich ist die Bestätigung der Stadtrechte von 1340 in einer Niederschrift aus dem Jahre 1401 erhalten geblieben.

1297 wird das Bürgerrecht der von *Gorissen* (1956) als Bauernstadt beschriebenen Siedlung, unter Einbeziehung der »*cives extra oppidum habitantes*«, erweitert.

Schriftliche Nachrichten über eine Kirche stammen aus dem Jahr 1311, darin werden die Anfänge eines Kirchenbaus unter der Herrschaft von Dietrich Luef, der 1255–1276 regierte, erwähnt und somit eine Datierung vor 1276 erlauben. Ebenfalls bezeugt ein Ablassbrief aus Utrecht von 1308 einen Kirchenbau des 13. Jahrhunderts.

Mit der Auffindung eines Holzstückes vermutlich um 1280, das Jesus am Kreuz sehr ähnelt, und der sich danach schnell verbreitenden Legende eines »Kreuzaufindungswunders« setzte schlagartig die Wallfahrt nach Kranenburg ein. Die fünf bekannten Fassungen der Wallfahrtlegende haben in etwa folgenden Inhalt: »*Ein Hirte vom Neuenhof ging zur Osterkommunion. Nachdem er die Hostie empfangen hatte, aber nicht hinunterzuschlucken vermochte, spuckte er diese in einen hohlen Baum des Reichswaldes aus. Später meldete er dies seinem Pfarrer, Heinrich van*

Gelre. Der Pfarrer konnte die entweichte Hostie nicht bergen. 28 Jahre später, 1308, wurde jener Baum dann als Brennholz, das dem Pfarrer als Deputat zugeteilt war, auf dem Kirchplatz gespalten. Dabei fiel ein ca. 80 cm großer Christuskorpus aus Holz, das später sogenannte ›Wundertätige Heilige Kreuz‹, heraus.«

Das Kreuz wurde auf Anordnung des Grafen Otto von Kleve, der von 1305 bis 1311 regierte, 1308 in der Pfarrkirche St. Peter und Paul zur »Verehrung« ausgestellt. Im Jahre 2008 wurde das 700jährige Jubiläum gefeiert. Die Geschichte des wunderbaren Kreuzes verbreitete sich sehr schnell. Durch den Zulauf der Gläubigen, die Förderung durch den zuständigen Bischof von Köln und der Grafen und Herzöge von Kleve folgten, entwickelte Kranenburg zum größten Wallfahrtsort im Herzogtum Kleve (www.wallfahrt-kranenburg.de).

Der Kirchenbau des 13. Jahrhunderts konnte die herbeiströmenden Pilger nicht mehr fassen, deshalb erfolgte, vermutlich als Neubau, die Errichtung einer Wallfahrtskirche zwischen ca. 1308 bis spätestens 1330.

Das Einsetzen der überörtlichen Funktion als Wallfahrtsort hat im 14. Jahrhundert erhebliche Auswirkungen gezeigt und zu einer gewissen Prosperität geführt, die sich auch baulich auswirkte. Pfarrrechtlich gehörte Kranenburg zum Dekanat Xanten.

Vermutlich erfolgte 1368 während der Auseinandersetzungen um die Klever Erbfolge nach der Anordnung durch Dietrich von Horn die Errichtung einer Wall- und Grabenanlage, bewässert von einem Vorfluter, um die Stadt herum.

Kurz vor den Arbeiten zur Errichtung dieser Ringmauer beendete man die Errichtung eines neuen Stadtschlusses. Der Standort befindet sich an der heutigen Grundschule am Uitweg. 1391 ist die weiter nördlich gelegene Motte als »*ailder Burgh toe Cranenborgh*« bezeichnet worden. Kurze Zeit nach Fertigstellung des neuen Stadtschlusses erfolgte die Niederlegung der alten Burg.

Die in mehreren Fassungen überlieferte Kreuzauffindungslegende brachte zunächst eine sehr umfangreiche Wallfahrtsbewegung hervor, im 14. Jahrhundert war Kranenburg der bedeutendste Wallfahrtsort im Herzogtum Kleve. Aber bereits im 15. Jahrhundert ließ die Wallfahrt erheblich nach, diese zentralörtliche Funktion reduzierte sich allmählich. Erwerbsmöglichkeiten boten Viehzucht, Flachsanbau, Getreideanbau, später Tabak und die Herstellung vom überörtlich bekannten Kranenburger Käse.

Vor 1567 erfolgte die Verlagerung des Amtssitzes der Droste vom Stadtschloss nach Haus Germenseel außerhalb Kranenburgs, wobei die Nachfolgenutzung des Gebäudes unklar ist. Obwohl in den Stadtansichten recht hervorgehoben dargestellt, sagt eine Schriftquelle von 1725 aus, dass das Schloss »*nunmehr aber gantz verfallen und verwüestet, so dass kaum die rudera (Reste) davon mehr erblicket werden können.*« Offensichtlich war bereits im 17. Jahrhundert keine Nutzung mehr erfolgt, beide Burg- bzw. Schlossanlagen waren wüst gefallen.

Auch wenn am 22. November 1563 der Stadt Kranenburg ein Kanalprojekt nach Nimwegen gestattet worden ist und der schließlich gebaute Kanal unter Einbeziehung des Wylermeer ca. 80 Jahre im Gebrauch war (*Gorissen* 1956, S. 61) scheinen die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Stadt Kranenburg im 17. Jahrhundert äußerst ungünstig gewesen zu sein.

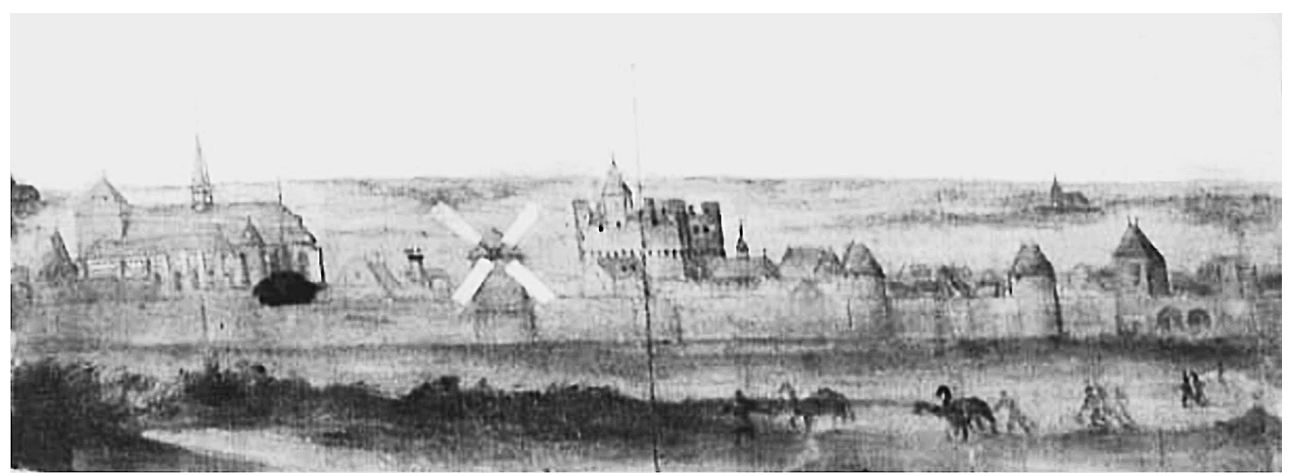


Abb. 8: Kranenburg 1563, unbekannt (16. Jh.)

Zwei Stadttore »seind sehr zerfallen und meritieren wohl eine baldige reparation.« Nach dem teilweisen Einsturz der Toranlagen sind diese nach 1760 um ein Stockwerk erniedrigt worden. Der Verfall der Bausubstanz ist auch von Reisenden zu Anfang des 18. Jahrhunderts beschrieben worden.

Schlussfolgerungen

Die dargestellten Beispiele stehen repräsentativ für spezifische Stadttypen am unteren Niederrhein, deren Entwicklung und Primärfunktionen für die unterschiedlichen Umlandbeziehungen maßgeblich waren:

- Grieth als strategisch herrschaftliche Gründung,
- Rheinberg als fortifikatorisch befestigte Stadt,
- Kranenburg als Wallfahrtsort.

Diese unterschiedlichen Funktionen haben sich seit der Gründung bzw. Entstehung unterschiedlich auf das Umland ausgewirkt. Die Entwicklung von Grieth und Rheinberg sowie ihr Umland sind vor allem von den Rheinstromverlagerungen, die sich unmittelbar bis zum Stadtrand ausgewirkt haben, bestimmt worden. Für Grieth hatten diese Verlagerungen im 18. Jahrhundert zum endgültigen Niedergang des Handels und der Schifffahrt geführt. Hierdurch wurde die Weiterentwicklung von Grieth als örtliches Landstädtchen mit geringem überregionalem Entwicklungspotential geprägt. 1795 verlor die Kleinstadt Grieth seine Stadtrechte. Bei Grieth wird deutlich, dass der Rhein die Entwicklung deutlich dominiert hatte. Im 18. und frühen 19. Jahrhundert verlor Grieth wichtige Teile des angrenzenden Umlandes. Grietherbusch und Grietherort lagen nunmehr als Rheininsel rechtsrheinisch. Die Verbindung mit Grieth blieb allerdings über Fährverbindungen bestehen.

Die militärischen Entwicklungen und insbesondere der Achtzigjährige Krieg (1568–1648) hat die Entwicklung von Rheinberg entscheidend geprägt. Die strategische Bedeutung von Rheinberg wurde durch die spanischen Besatzer hoch eingestuft. Dies wurde durch die Anlage der Fossa Eugenia 1626 belegt. In den darauffolgenden Jahrzehnten hatte der Rhein sich im Gegensatz zu Grieth von der Stadt entfernt. Dieses Ereignis war für eine Umgehung des nördlichst gelegenen kurkölnischen Zolls im Pulverturm in Rheinberg bedeutend. Denn die Klevisch-Brandenburgische Regierung traf Maßnahmen diese Rheinlaufveränderung zu festigen. Hiermit wurde schließlich auch die strategische Bedeutung von Rheinberg, die seit der Stadterhebung zu großen Befestigungsaktivitäten geführt hatte, erheblich reduziert.

Die unterschiedlich geprägten Umlandbeziehungen von Grieth und Rheinberg haben sich seit dem 18. Jahrhundert dramatisch verändert. Beide Städte mussten sich faktisch auf die Landwirtschaft und das Gewerbe im unmittelbaren Umland umorientieren.

Die Entwicklung von Kranenburg hatte eine andere Grundlage und hängt mit dem Wallfahrtswesen zusammen, das sich nach 1308 zu einem überregionalen Wirtschaftsfaktor entwickelte und die Entwicklung von Kranenburg bis ins 16. Jahrhundert prägte. Für Grieth, Rheinberg und Kranenburg ist festzuhalten, dass sie sich nach dem Niedergang des Handels, der Schifffahrt bzw. des Wallfahrtswesens auf das unmittelbare Umland hin orientieren mussten.

Heute sind Kranenburg und Rheinberg selbständige Gemeinden, dagegen ist Grieth seit 1969 ein Ortsteil der Stadt Kalkar.

Literatur

- Aymans, G.: Die handschriftliche Karte als Quelle geographischer Studien. – In: Handkarten als Geschichtsquellen. – Köln 1985 (Archivberatungsstelle Rheinland, Archivheft, 16), S. 21–46.
- Aymans, G.: Historische Karte und Kartenwerke aus der Sicht eines Geographen. – In: Auswertung und Erschließung historischer Landkarten. Köln 1988 (Archivberatungsstelle Rheinland, Archivheft, 16), S. 203–221.
- Becker, N.: Das Land am Unteren Niederrhein. Untersuchungen zur Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des ländlichen Raumes vom hohen Mittelalter bis zur frühen Neuzeit (1100–1600). – Bonn 1992 (Rheinisches Archiv, 128).
- Binding, G.: Köln- und Niederrheinansichten im Finckenbaum-Skizzenbuch 1660–1665. – Köln 1980.
- Burggraaff, P.: Die Bedeutung alter Karten im Tätigkeitsbereich der Angewandten Historischen Geographie. – In: Auswertung und Erschließung historischer Landkarten. Köln 1988 (Archivberatungsstelle Rheinland, Archivheft, 16), S. 175–202.
- Burggraaff, P.: Kulturlandschaftswandel am unteren Niederrhein seit 1150. Beiheft, Karte IV.7.1: Kulturlandschaftswandel am unteren Niederrhein 1150–1730 [unter Mitarb. von K.-D. Kleefeld], Karte IV.7.2: Kulturlandschaftswandel am unteren Niederrhein 1730–1984. – Köln 1992 (Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Lfg. 4, IV.7.1 u. IV.7.2).
- Burggraaff, P. u. Bub, G.: Das Modellgebiet Unterer Niederrhein im DFG Projekt Rhein-LUCIFS. – In: Siedlungsforschung 23, 2005 [2006], S. 343–415.
- Dösseler, E. u. F. W. Oediger: Die Lehnregister des Herzogtums Kleve. – o.O. 1974.
- Engels, Chr.: Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Kalkar-Grieth. – Neuss 1994 (Rheinische Kunststätten, H. 409).
- Ennen, E.: Grundzüge des niederrheinischen Städtewesens im Spätmittelalter (1350–1500). – In: Ennen, E. u. Flink, K. [Hrsg.]: Soziale und wirtschaftliche Bindungen am Niederrhein. Kleve 1981, S. 55–94.
- Ennen, E.: Rheinisches Städtewesen bis 1250. – Köln 1982 (Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Lfg. 1, Karte VI.1 und Beiheft).
- Gorissen, F. u. a.: Grieth. Das 700jährige Schifferstädtchen am Niederrhein. – Kleve 1950.
- Gorissen, F.: Niederrheinischer Städteatlas – klevische Städte. Heft 1: Kleve. – Kleve 1952. Heft 2: Kalkar. – Kleve 1953. Heft 3: Nijmegen. – Kleve 1956 (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, LI).
- Gorissen, F.: Griethausen. Geschichte einer Stadtgründung oder Aufstieg und Niedergang eines Rheinhafens. – Köln 1974 (mit Urkunden).
- Gorissen, F.; Matenaar, F. u. Gräff, H. [Hrsg.]: 150 Jahre Landkreis Kleve. Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung. – Kleve 1966.
- Hahn, H.; Zorn, W.; Jansen, H. [Mitarb.] u. Krings, W. [Mitarb.]: Historische Wirtschaftskarte der Rheinlande um 1820. – Bonn 1973 (Arbeiten zur rheinische Landeskunde, 37 = Rheinisches Archiv, 87).
- Hilger, H. P.: Die Denkmäler des Rheinlandes. Kreis Kleve. Bd. 4: Kleve. – Düsseldorf 1967; Bd. 5: Kranenburg-Zyfflich. – Düsseldorf 1970.
- Hohmann, K.-H.: Stadt Rheinberg. – Neuß 1967 (Rheinische Kunststätten, H. 1/2).
- Hohmann, K.-H.: Bau- und Kunstdenkmäler im Kleve. Eine kursorische Übersicht. – Neuß 1995 (Rheinische Kunststätten, H. 419, Sonderheft), S. 62.
- Ilgen, Th.: Quellen zur inneren Geschichte der rheinischen Territorien: Herzogtum Kleve I-II. – Köln 1921–1925 (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde, 38).

- Irsigler, F.*: Die Gestaltung der Kulturlandschaft am Niederrhein unter dem Einfluß städtischer Wirtschaft. – In: *Kellenbenz, H.* [Hrsg.]: Wirtschaftsentwicklung und Umweltbeeinflussung (14.–20. Jahrhundert). Wiesbaden 1983, S. 173–195.
- Keyser, E.*: Rheinisches Städtebuch. – Stuttgart 1956 (Deutsches Städtebuch, 3).
- Lacomblet, Th.J.*: Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins. Nachdruck der Ausgabe 1840–1858. – Düsseldorf 1966, 4 Bde.
- Lemmerz, F.*: Die Städte des Herzogtums Kleve und ihre Beziehungen zum ländlichen Raum im 18. Jahrhundert (1713–1806). – Bonn 1987 (Diss.).
- Matenaar, F.*: Die wirtschaftliche Entwicklung des Landkreises Kleve. – In: *Gorissen, F.; Matenaar, F. u. Gräff, H.* [Hrsg.]: 150 Jahre Landkreis Kleve. Beiträge zur geschichtlichen Entwicklung. Kleve 1966, S. 84–109.
- Remmen, Th. v.*: Die Geburtsstunde der Rheininsel Grietherort vor 100 Jahren. – In: Auslese Heimatkalender Kreis Moers 1941–45, S. 329.
- Roewer, H.*: Linksniederrheinische städtische Siedlungen. Eine funktionell-genetische Untersuchung zur vergleichenden Stadtgeschichte. – Bonn 1954.
- Scholz-Babisch, M.*: Quellen zur Geschichte des klevischen Rheinzollwesens vom 11. bis 18. Jahrhundert. – Wiesbaden 1971 (Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit, XII = Deutsche Zolltarife des Mittelalters und der Neuzeit, Teil III).
- Straßer, R.*: Veränderungen des Rheinlaufes zwischen Wupper- und Düsselmündung seit der Römerzeit. – Köln 1989 (Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Beiheft I/6).
- Wanray, J. van*: Historia S. Crucis Cranenburgensis ofte grondelicke beschrijvinge van 't Cruys-Beelt tot Cranenburg. – 1666.
- Wensky, M.*: Grieth. – Bonn 1992 (Rheinischer Städteatlas, Lieferung X, Nr. 53).
- Wittrup, A.*: Aus Rheinbergs vergangenen Tagen. – 3. Aufl. Rheinberg 1979.

Peter Rückert

Der Fürstenhof und sein Umland zwischen Mittelalter und Neuzeit: Das Beispiel Württemberg¹

Mit 4 Abbildungen

I Einführung

Die historischen Beziehungen zwischen Städten und ihrem Umland wie auch die Formierung von historischen »Städtelandschaften« haben in jüngster Zeit erhöhte Aufmerksamkeit verschiedener Fachwissenschaften gefunden. Von Seiten der deutschsprachigen Mediaevistik ist nach einer zunächst vor allem wirtschaftsgeschichtlich ausgerichteten Annäherung² nun auch eine kulturgeschichtlich dominierte Ausrichtung prägnant, die sich besonders mit Handlungs- und Kommunikationsstrukturen sowie kulturellem Transfer zwischen Stadt und Land beschäftigt.³ Parallel dazu hat die verstärkte »Höfeforschung«, gerade die Beschäftigung mit den spätmittelalterlichen Fürstenhöfen, die interdisziplinäre Forschungslandschaft angeregt und mit den Stadt-Umland-Beziehungen auch den Fürstenhof ins Blickfeld geraten lassen.⁴

Die folgenden Ausführungen führen markant aus dem städtischen Beziehungsgeflecht mit seinem Umland hinaus und sind trotzdem ohne dieses nicht zu profilieren: Wir legen unser Augenmerk auf den Fürstenhof und sein politisch-soziales Umfeld. Der Fürstenhof erscheint auch im siedlungsgenetischen Kontext als zentraler Nukleus, dessen Ausstrahlung und Reichweite sich in einem differenzierten Netzwerk von Umlandbeziehungen räumlich greifen lässt. Dabei sind verschiedene Beziehungsebenen angesprochen: Zunächst natürlich die herrschaftlich-politische, d.h. die räumliche Reichweite einer territorialen Herrschaft, die im Mittelalter immer einen kaum geschlossenen, auf unterschiedlichen Besitz- und Herrschaftsrechten aufgebauten Einzugsbereich meint.

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

2 Vgl. dazu vor allem die Arbeiten von F. Irsigler und R. Kießling (im Literaturverzeichnis).

3 Zur älteren Forschung: Maschke u. Sydow 1974; zum aktuellen Forschungsstand vgl. etwa Gräff u. Keller 2004; Duchardt u. Reininghaus 2005.

4 Grundlegend dazu Paravicini 2003–2005.

Damit verknüpft ist der herrschaftlich-soziale Bezugsrahmen, zunächst durch die Ausdehnung des fürstlichen Lehenhofes, andererseits natürlich auch durch die eigenen Lehensabhängigkeiten des Fürsten, ebenso durch den Einzugsbereich der fürstlichen Räte, die im späten Mittelalter immer stärker in die Regierungsverantwortung übernommen wurden, sowie die dynastischen Beziehungen, die sich im sogenannten »Hofstaat« widerspiegeln. Gerade diese dynastisch motivierten, sozialen Verflechtungen sind mittlerweile auch als besondere Vermittlungsstrukturen des zeitgenössischen Kulturtransfers erkannt und beispielhaft herausgearbeitet worden (*Rückert u. Lorenz* 2008). Freilich fällt es aber noch immer schwer, kulturelle Beziehungsebenen der spätmittelalterlichen Fürstenhöfe über den Einzelfall hinaus zu profilieren.⁵

Die wirtschaftlichen Beziehungen des Fürstenhofs zu seinem Umland sind ihrerseits wiederum in zwei Ebenen zu untergliedern: den engeren Bezugsrahmen, dessen Faktoren primär der wirtschaftlichen Grundversorgung des Hofes dienen und in der Regel auch in dessen räumlichem Umfeld anzusetzen sind, sowie den weiter gestreuten Beziehungsgeflechten, welche sich auf die wirtschaftliche Organisation des Territoriums bezogen und zentraler Steuerung unterlagen, dabei natürlich auch weit über das eigene Territorium hinausreichen konnten, wie das für die wirtschaftlichen Beziehungen der Städte ebenfalls bekannt ist.⁶

Wir wollen uns nun besonders den politischen und sozialen Umlandbeziehungen der Fürstenhöfe im Übergang zwischen Mittelalter und Neuzeit zuwenden, einer Phase, die jedenfalls in Mitteleuropa weitgehend mit dem Abschluss des Territorialisierungsprozesses einhergeht: Die Herrschaftsrechte der Territorialherren sind nun weitgehend »verdichtet«, die räumlichen Grenzen festgelegt, die Verwaltung funktioniert, der frühneuzeitliche Staat ist formiert und sollte bald im Rahmen der reformatorischen Herausforderung seine Tauglichkeit erweisen (*Moraw* 1983). Gerade im deutschen Südwesten ist in diesen Jahrzehnten um 1500 die politische und religiöse Struktur ausgebildet worden, die in ihren Grundzügen noch immer Bestand hat. Beispielhaft soll hier die Entwicklung im Herzogtum Württemberg verfolgt werden, die geprägt von einer repräsentativen Hof- und Residenzenkultur den Fürstenhof und sein Umland in den Mittelpunkt stellen lässt.⁷

II Zur Geschichte der württembergischen Residenzen

Nähern wir uns mit einem gerafften Überblick zunächst der württembergischen Residenzengeschichte, bevor wir den Fürstenhof und sein Umland zwischen Mittelalter und Neuzeit eingehender betrachten wollen. Auch in der Grafschaft Württemberg, deren Anfänge im 11. Jahrhundert greifbar werden, steht am Beginn der Geschichte eine Burg als herrschaftlicher Sitz bzw. frühe Residenz, die gleichzeitig

5 Vgl. beispielhaft dazu: *Rückert* 2005 (Antonia Visconti).

6 Vgl. dazu den Beitrag von *F. Irsigler* in diesem Band.

7 Zum Folgenden vgl. *Rückert* 2006.

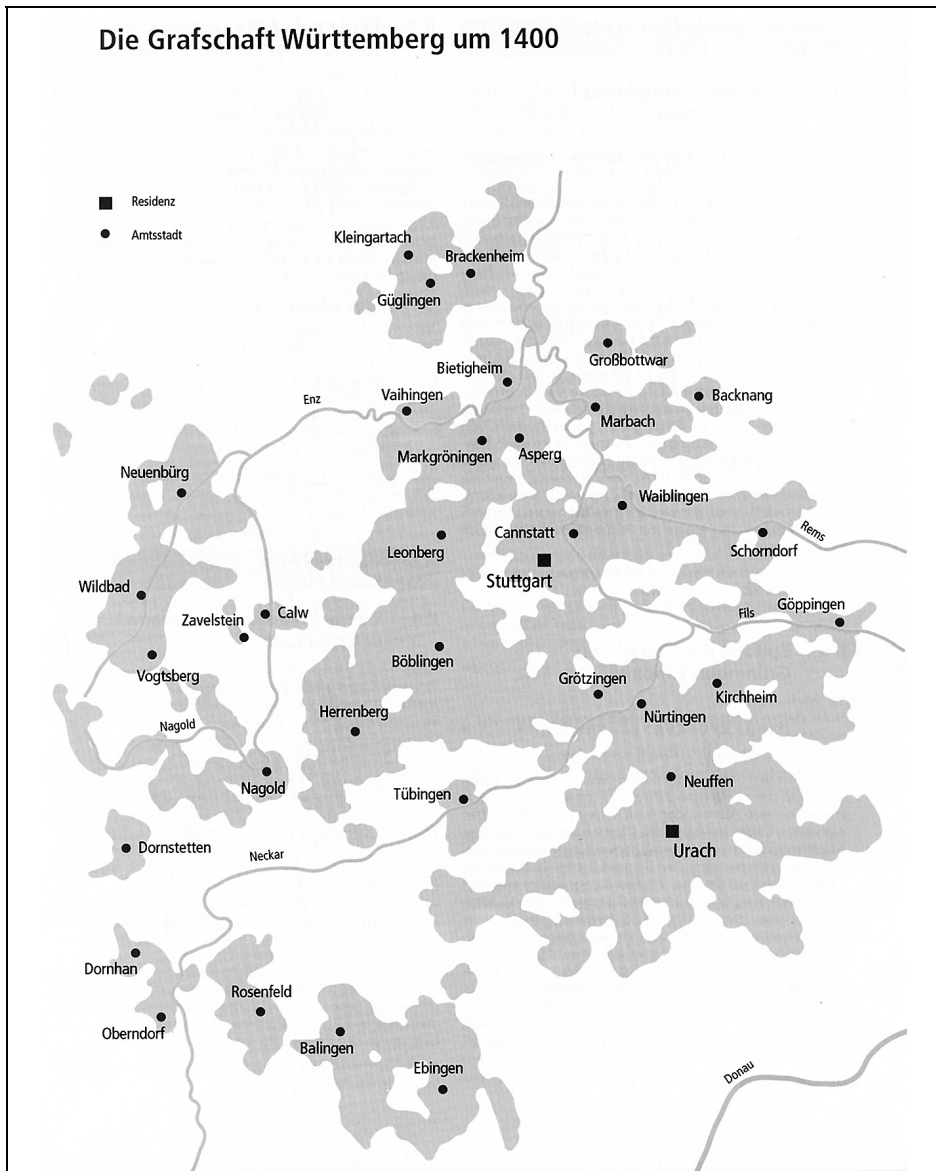


Abb. 1: Die Grafschaft Württemberg um 1400

den gräflichen Hof repräsentierte.⁸ Diese »Stammburg« Württemberg, heute Rotenberg bei Stuttgart, gab der Dynastie ihren Namen und diente bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts als herrschaftlicher Mittelpunkt eines stark expandierenden Territoriums.

⁸ Vgl. die grundlegende Übersichtsdarstellung bei Mertens 1995, sowie zuletzt dazu Lorenz 2007.

Mit den Stadtgründungen des 12. und 13. Jahrhunderts, die auch für die Grafschaft Württemberg und ihre Verwaltung bald von wesentlicher Bedeutung werden sollten, verlagerte sich das Herrschaftszentrum der Grafen, oder anders formuliert: es differenzierte sich aus, vom Stammsitz und den umliegenden Burgen in die Städte (Rückert 2005 (Dynastie), S. 152). Wir beobachten hier das Entstehen einer Städtelandschaft, die – teils selbst ausgebaut, teils von anderen Herrschaften übernommen – ab dem Ende des 13. Jahrhunderts die Infrastruktur des werdenden württembergischen Territoriums prägen sollte (Auge 2006). Zunächst erscheinen mit Leonberg, Stuttgart, Waiblingen, Schorndorf und Urach gleich mehrere städtische Siedlungen in enger räumlicher Nachbarschaft, die zum Teil entwickelt aus älteren agrarischen Siedlungskernen, teils auch als neu angelegte Burgsiedlungen entgegetreten (Abb. 1).⁹

Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts lässt sich der Aufstieg von Stuttgart zur wichtigsten Residenz der Württemberger beobachten, während die namensgebende Stammburg bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts ihre Funktion als Herrschafts- und Verwaltungszentrum definitiv verlor. Die Wasserburg in der Stadt wurde nun zum repräsentativen Wohnsitz ausgebaut, in unmittelbarer Nähe entstand die neue Stiftskirche, wohin auch die Grablege der Dynastie verlegt wurde, so dass hier bald alle Funktions- und Repräsentationsbereiche des württembergischen Hofes vereinigt waren (Rückert 2005 (Dynastie), S. 154).

Die Reisherrschaft der Grafen verfestigt sich nun zur ortsfesten Residenz, wobei neben Stuttgart einige weitere Städte wie Urach, Schorndorf oder Tübingen als bevorzugte Aufenthalts- und Regierungsorte der Grafen entgegetreten. Die Lokalverwaltung der württembergischen Ämter sucht sich ihren festen Platz in den Städten und schafft so mit der Zeit die für die württembergische Verwaltungsgeschichte charakteristische zentrale Amtsstadt als dauerhaften Mittelpunkt eines Verwaltungsbezirks, wo politische, administrative, wirtschaftliche und repräsentative Aufgaben und Funktionen wahrgenommen werden. Die Grafschaft Württemberg steht tatsächlich für eine vorbildliche und zukunftsweisende, weil effiziente Verwaltungsentwicklung im späteren Mittelalter und sollte damit nicht zuletzt bald eine dominierende Rolle im Herrschaftsgefüge des deutschen Südwestens einnehmen.¹⁰

Die Ausbildung eines gräflichen und dann ab dem 15. Jahrhundert fürstlichen Hofstaats begleitet diese Entwicklung und wird in ihrer sozialen und funktionalen Differenzierung ebenfalls ab dem späteren 14. Jahrhundert greifbar, als der mobile Hof sich zur Residenz hin fixiert. Verschiedene Hofämter tauchen auf und sind von Beginn an mit Vertretern niederadeliger Familien besetzt. Der Rat der Grafen formiert sich und zieht neben den niederadeligen Dienstleuten auch Vasallen aus den höheren Adelskreisen heran. Stuttgart erscheint nun als fester Aufenthaltsort

9 Zur Siedlungsgeschichte Württembergs vgl. die einschlägigen Artikel und Karten im Historischen Atlas von Baden-Württemberg 1971–1988.

10 Vgl. dazu demnächst Lorenz u. Rückert (im Druck) sowie den älteren Forschungsstand bei Grube 1957.

bestimmter Behörden und Herrschaftseinrichtungen von zentraler Bedeutung, die herkömmlich mit dem Begriff der »Kanzlei« umschrieben werden (*Lorenz* 2007).

Besonders pointiert ist in diesem Zusammenhang die bildliche Darstellung des Grafen Eberhard des Milden (1360–1417) in seinem Rat anzusprechen; ein in zahlreichen späten Ausfertigungen des mittleren 16. Jahrhunderts erhaltenes Tafelbild, das den Grafen um 1400 in einer Rats- bzw. Gerichtsversammlung zeigt.¹¹ Wir erkennen ihn hier inmitten seiner ca. 40 Räte, die allesamt mit Namen und Wappen gekennzeichnet und entsprechend ihrer herrschaftlichen Bedeutung angeordnet sind: Neben Eberhard sitzen mit den Bischöfen von Konstanz und Augsburg, dem Abt von Ellwangen, den Herzögen von Teck und Urslingen und dem Markgrafen von Baden durchweg Reichsfürsten, es folgen die freien Herren und der Niederadel. Ein eindrucksvolles Bild, das zur vielfältigen programmatischen Repräsentation taugen konnte: zunächst zur Betonung der Ausstrahlung des württembergischen Grafen, dem solch prominente Herrschaften und Nachbarn Rat an seinem Hof boten, dann aber auch als Abbild der »guten« Regierung, die im Kreise vieler, dazu aus Adelskreisen Berufener, agiert und damit auch gleichzeitig raumgreifend und integrierend wirkt.

Die traditionellen Verbindungen des Adels zu ihrem Landesherrn liefen auch in Württemberg zunächst über das Lehenswesen, d.h. sie waren in erster Linie persönlich auf den Lehensherrn und nicht räumlich fixiert. Anders formuliert: der adlige Lehensmann fühlte sich zunächst seinem Lehensherrn persönlich verbunden, nicht aber unbedingt als Bestandteil von dessen Landesherrschaft bzw. Territorium. Immerhin waren die Grafen von Württemberg bald in der Lage, Lehensherrschaft und Landesherrschaft über weite Teile ihres Lehensbesitzes auch räumlich in Übereinstimmung zu bringen (*Miller* 2004, S. 156ff.). Als integrativer Faktor im Sinne eines werdenden Landesbewusstseins, wie dieses in jüngerer Zeit häufiger hinterfragt wurde,¹² kann das Lehenswesen allerdings für Württemberg kaum gelten, sollte doch die Ritterschaft hier schon bald aus der Regierungsverantwortung ausscheiden. Wir kommen darauf zurück.

Bis zum frühen 15. Jahrhundert war es den starken württembergischen Grafen gestalten jedenfalls gelungen, ein rechtlich und räumlich weitgehend geschlossenes Territorium zu bilden. Als die beiden Grafenbrüder Ludwig I. und Ulrich V. in den Jahren 1441/42 Württemberg dann in zwei selbständige Herrschaften aufteilten, war dies verwaltungstechnisch bereits durchaus perfektionistisch möglich. Grundlage bildeten die 38 Ämter mit ihren städtischen Zentren, deren gewachsenen Umfang und Bestand man unverändert beließ. Stuttgart und Urach bildeten nun die Hauptresidenzen der beiden Linien und Landesteile. Über vier Jahrzehnte dauerte dieser von Herrschaftskrisen begleitete Teilungszustand an (*Mertens* 2006), bis es 1482 zur Wiedervereinigung Württembergs kam, der schließlich die Erhebung zum Herzogtum 1495 folgte.

11 Ausführlicher dazu *Rückert* (im Druck) mit Abb.

12 Vgl. dazu die grundlegenden Überlegungen von *K. Graf* 1992 sowie zuletzt *Rückert* 2007.



Abb. 2: *Stuttgart von Süden*
Radierung von J. Sautter, 1592 (Ausschnitt)

Konzentrieren wir damit unseren Blick noch kurz auf die württembergischen Residenzen des 15. Jahrhunderts: In Stuttgart, der Residenz Graf Ulrichs V., des Vielgeliebten, war die Entwicklung zum zentralen gräflichen Herrschaftssitz bereits im späteren 14. Jahrhundert angelaufen. Großzügige Erweiterungen durch Vorstädte, die deutliche Ausdehnung von Handel und Handwerk belegen auch hier eine Bevölkerungskonzentration in der Stadt, welche diese gerade während der durch die Pestzüge hervorgerufenen Krisensituation deutlich von ihrem Umland abhob. Dazu kam in Stuttgart noch der Ausbau einer repräsentativen höfischen Architektur, die in Burg und Stiftskirche, aber auch in der Errichtung ausgedehnter Tier- und Lustgärten nachhaltigen Ausdruck fand (Abb. 2). Für seine Ratsversammlungen ließ Graf Ulrich am Marktplatz ein prächtiges »Herrenhaus« errichten (Abb. 3). Damit sollte sich der Residenzcharakter der Stadt bald zur vollen Blüte entfalten (Auge 2006, S. 62).

Auch Urach besaß als einstiger Stammsitz der Grafen von Urach und Mittelpunkt ihrer Grafschaft bereits bedeutende herrschaftspolitische Tradition, als die Grafen von Württemberg Burg, Stadt und Herrschaft im 13. Jahrhundert übernahmen und daraus das größte württembergische Amt bildeten (Auge 2006, S. 63f.). Vor allem wegen seiner ausgedehnten Jagdmöglichkeiten galt Urach dann als beliebter Aufenthaltsort der Württemberger, und auch hier schlossen diese ihrer Stadtburg im späten 14. Jahrhundert einen ummauerten Tiergarten an.

Neben Urach stand Tübingen schon bald im Herrschaftsinteresse der Württemberger. Als namengebender Stammsitz der Pfalzgrafen von Tübingen übernahm das Haus Württemberg hier ab 1342 auch eine großartige städtische und höfische Tradition, die sich nicht zuletzt in der gewaltigen Burg Hohentübingen spiegelte.



Abb. 3: *Das Herrenhaus in Stuttgart*
Kupferstich, 18. Jahrhundert

Tübingen sollte nun nach der württembergischen Landesteilung von 1442 bald zur größten und wichtigsten Stadt der Uracher Linie werden. Hier gründete Graf Eberhard im Bart seine »Landesuniversität«; Tübingen entwickelte er nach der Wiedervereinigung Württembergs zu seiner zweiten Haupt- und Residenzstadt, hinter bzw. neben Stuttgart (zuletzt Lorenz, Bauer u. Auge 2008).

III Die württembergischen Höfe und ihr Umland um 1500

In der angedeuteten krisenhaften Situation der Teilung des württembergischen Territoriums, welche den weiteren Aufstieg der württembergischen Herrschaft deutlich behinderte und diese schließlich gar in Frage stellte, lässt sich die Raumwirksamkeit dieser Herrschaft in ihrer politischen Struktur erstmals differenziert greifen: Besonders anhand der nachweislich ab 1457 zusammentretenden Landtage tritt eine ständisch gegliederte Gesellschaft entgegen, die jetzt auch gegenüber der Herrschaft politische Mitsprache fordert und dabei ein deutliches Landesbewusstsein entwickelt (*Rückert 2007*).

Zunächst treten hier neben den bereits in der Regierungsverantwortung stehenden adeligen Räten und weiteren Vertretern der Ritterschaft die Prälaten als Vorsteher der großen württembergischen Klöster und Stifte entgegen, sowie die Vertreter der sogenannten »Landschaft«, die bürgerlichen Repräsentanten der württembergischen Städte und Ämter.¹³ Dieser hier politisch und nicht im eigentlichen Sinne geographisch eingesetzte Begriff¹⁴ bezeichnet nichtsdestoweniger die Vertreter des Landes im Sinne seiner breiten Bevölkerung, wenn auch deutlich wird, dass es sich dabei um eine besondere, herausgehobene Schicht bürgerlicher Funktionsträger, von Amts-, Gerichts- und Ratsleuten dreht, die sich als städtische »Ehrbarkeit« deutlich von den unteren bäuerlichen Schichten abhebt (*Grube 1957; Kübler 2007*).

In einer Zeit der äußeren Bedrohung und der dynastischen Krise, welche die Auflösung des geteilten Territoriums fürchten lässt, wird diese »Landschaft« das besonders umworbene Glied des württembergischen Herrschaftsgefüges, zunächst wegen seiner finanziellen Potenz, die vor allem den militärischen Bewegungen Spielraum verleiht, dann aber auch wegen seiner integrativen Kraft, woran zur Erhaltung der württembergischen Herrschaft besonders appelliert wird (demnächst: *Mertens* im Druck). Die angestammte Herrschaft, das Haus Württemberg, das dem Land den Namen gegeben hat, die gegenseitige Versippung und Freundschaft sind die wesentlichen Elemente, die nun zu ihrer Erhaltung – durchaus auch im moralischen Sinne – aktiviert werden. Offensichtlich fühlt man sich jetzt zumindest in den städtischen Oberschichten als »Württemberger« und damit seiner Herrschaft verpflichtet. Deutlich wird jedenfalls, dass die umworbenen Vertreter der Amtsstädte nun im herrschaftlichen Sinne in die Landespolitik eingreifen, vernehmbar Stellung beziehen und für ihre wirtschaftlichen Leistungen dauerhafte und nachhaltige politische Mitspracherechte erhalten. Die fürstliche Regierung hatte sich damit im späteren 15. Jahrhundert vom herrschaftlichen Rat zur landständischen Gewalt hin ausgedehnt, der Fürstenhof und sein Umland sind nun auch auf politischer Ebene organisiert, die hier greifbaren Anfänge des »Parlamentarismus« sollten der württembergischen Geschichte in der Folgezeit ihr außergewöhnliches Profil verleihen.

13 Vgl. zu den Prälaten *Deiß u. Rückert 2007* sowie demnächst *Auge* (im Druck).

14 Zuletzt ausführlicher dazu: *Moraw 2006*.

Schon bald allerdings gerät das landständische Regierungssystem auf den Prüfstand: Als Eberhard im Bart 1496 stirbt und sein unfähiger Nachfolger Eberhard der Jüngere sich über die vertraglich geregelte Mitregierung der Stände hinwegsetzt, nehmen diese in eigener Machtvollkommenheit die Dinge in die eigene Hand und setzen Eberhard – mit Einwilligung des Kaisers – eigenmächtig ab (demnächst: Metz im Druck). Eine einzigartige und bemerkenswerte politische Situation: In Württemberg sollte ab 1498 ein ständisch gegliederter Regimentsrat die Regierung führen, bis der unmündige angestammte Nachfolger Ulrich die Verantwortung übernehmen konnte.

Allerdings war diese ständische Regierung, zumindest nach Ansicht Kaiser Maximilians, dann doch bald mit der ungewohnten Verantwortung überfordert. Der Kaiser ließ Herzog Ulrich vorzeitig für mündig erklären und ab 1503 die Herrschaft in Württemberg übernehmen. Damit war die prominente politische Bedeutung der württembergischen Landstände zunächst wieder zurückgefahren. Der eigenmächtige Ulrich wollte diese nämlich vor allem auf die Steuerbewilligung und Finanzierung seines prächtig ausgebauten Hofstaats reduziert wissen.

Der Fürstenhof war nun jedenfalls wieder zentraler politischer Mittelpunkt der Herrschaft und des Landes. Dieses wurde von den Amtsstädten aus verwaltet, deren Vertreter allerdings nur mehr sporadisch zur politischen Mitsprache herangezogen wurden. Der Unmut gerade der städtischen Ehrbarkeit gegenüber Herzog Ulrich, dessen autokratischer Regierung und verschwenderischer Hofhaltung wuchs entsprechend an (Veit 2007). Gleichzeitig wurden dessen finanzielle Forderungen nach unten an die Landbevölkerung weitergegeben. Immer neue Steuern auf Grundnahrungsmittel wie Fleisch und Brot hatten hier schließlich 1514 den Aufstand des »Armen Konrad« zur Folge, dem vor allem die breite ländliche Bevölkerung folgte: Man berief sich bereits hier auf das überlieferte Herkommen und das »alte Recht«, wie es ein Jahrzehnt später im »Bauernkrieg« – dann allerdings unter reformatorischen Vorzeichen – eingefordert werden sollte (Schmauder 1998).

Wichtig erscheint vor dem Hintergrund unserer Fragestellung nach dem Verhältnis zwischen dem Fürstenhof und seinem Umland, dass nach wie vor der Fürst das bestimmende Element in dieser Beziehung bildete; der Fürst und sein Hofstaat repräsentierten sich gegenseitig (Rückert 2006). Dazu brauchte es keiner landständischen Unterstützung, wenn alles funktionierte. Das Land bzw. Territorium war möglichst effizient zu verwalten, die städtischen Oberschichten sollten als Funktionsträger vor allem für die wirtschaftlichen Leistungen sorgen, die von den Unterschichten und der Landbevölkerung zu erbringen waren. Der »Aufschrei« des »Armen Konrad« zeigte in Württemberg dann die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grenzen der herrschaftlichen Machtpolitik auf: Unter dem Druck der empörten Masse ließ sich der Herzog auf eine Vertragsregelung ein, den sogenannten »Tübinger Vertrag« von 1514.¹⁵ Dieser legte für ein mehrjähriges Steuerprogramm einzelne »Grundrechte« für die württembergische Bevölkerung fest, wie die

15 Vgl. zuletzt dazu Schmauder 2008.



Abb. 4: Herzog Ulrich von Württemberg
Holzschnitt von E. Schön, 1520

Gleichheit vor Gericht oder den freien Abzug. Auch die Mitsprache in Kriegsangelegenheiten und bei der Veräußerung von Landesteilen wurde hier fixiert und damit die dauerhafte politische Partizipation der Landstände. Der »Tübinger Vertrag« sollte bis zum Ende des »Alten Reiches« im 19. Jahrhundert Bestand haben und als eine wesentliche Verfassungsgrundlage des Herzogtums Württemberg gelten.

Herzog Ulrich selbst freilich kümmerte sich anschließend nicht mehr weiter um seine verbrieften Zugeständnisse und führte seine selbstherrliche und aggressive Politik bis zu seiner gewaltsamen Vertreibung aus Herrschaft und Land durch den Schwäbischen Bund im Jahre 1519 fort (Abb. 4). Er bestrafte die Aufrührer und ersetzte die missliebigen Funktionäre durch treue Gefolgsleute, bis er äußerem Druck weichen musste (Veit 2007).

IV Soziale und kulturelle Netzwerke um den Fürstenhof: Repräsentation und Kulturtransfer

Kommen wir damit zurück zu den eingangs formulierten Problemkreisen und Fragestellungen: Betrachten wir den württembergischen Hof und sein Umland in ihren funktionalen Verflechtungen und deren Raumwirksamkeit und legen unser Augenmerk dabei vordringlich über die politischen Strukturen hinaus auf die sozialen und kulturellen Netzwerke. Haben wir bereits davon gehört, wie der stringente, zentral vom Fürstenhof aus geleitete und dezentral über die Amtsstädte organisierte Verwaltungsaufbau das württembergische Territorium im späten Mittelalter zu einem prosperierenden Staatswesen »verdichten« ließ, das zumindest in Krisenzeiten eine ständische Mitregierung evozierte, welche die räumliche Ausdehnung des Landes auch politisch repräsentierte, so haben wir damit bereits von einer neuartigen Form politischer Präsenz um 1500 erfahren. Der Fürstenhof als Zentrale, die Residenzstadt mit den umliegenden Amtsstädten stehen für diese politische Struktur, der Fürst und seine Amtsträger stehen für Land, Herrschaft und Regierung. Neben dem Fürsten, seiner Familie und adeligen Klientel, die den Hofstaat glänzen lassen, erkennen wir hier die Vertreter der bürgerlichen »Ehrbarkeit«, des städtischen Patriziats, sowie die Prälaten, die Äbte und Pröpste der württembergischen Klöster und Stifte. Diese werden jetzt nicht mehr nur als Räte vereinzelt an den Hof gezogen, sondern übernehmen dauerhafte Regierungsverantwortung für das Land, als dessen Teil sie sich mittlerweile auch selbst betrachten (Rückert 2007, S. 125 ff.).

Die engen Beziehungen zwischen dem Haus Württemberg und den geistlichen Herren, die als Vorsteher der 14 großen Männerklöster in Württemberg selbst weitreichende Herrschaftsrechte ausübten, hatten sich hier vor allem im Rahmen der flächendeckenden Klosterreformen des späteren 15. Jahrhunderts entwickelt.¹⁶ Initiiert und forciert vor allem durch Graf Eberhard im Bart sollten diese wirtschaftlichen und geistigen Reformen gerade die alten Benediktiner- und Zisterzienserklöster zu neuer Blüte führen. Herrschaftliche und geistliche Ambitionen bedingten sich dabei gegenseitig und verstärkten die Verflechtung auf politischer, religiöser und kultureller Ebene. Der intensive gemeinsame Austausch, die vermehrte Präsenz der Fürsten in den Klöstern ebenso wie der Prälaten bei Hofe sind kennzeichnend für die württembergische Situation um 1500.

Fürstliche Wohltaten und prominente geistliche Werke wie die berühmten Chorbücher des Klosters Lorch – offenbar Auftragsarbeiten der Benediktiner für Herzog Ulrich – zeigen die gegenseitige Wertschätzung an (Heinzer 2004). In diesem Fall instrumentalisierte der Herzog das Netzwerk der schwäbischen Reformklöster, das gleichsam parallel zu den kirchenpolitischen bzw. monastischen Strukturen seiner Herrschaft ansprechbar war.¹⁷ Mitten in die religiöse Sphäre

16 Grundlegend dazu Schreiner 1986, Stievermann 1989 sowie beispielhaft Heinzer, Kretschmar u. Rückert 2004.

17 Dazu jetzt ausführlicher: Rückert 2009.

hinein also wirkte die zentrale Potenz des Fürstenhofes bereits vor der eigentlichen Reformation und bekam hier entsprechend besonders wertige Leistungen zur Erfüllung seines Repräsentationsbedürfnisses angeboten.

Damit erkennen wir schon die repräsentativen Funktionen und Ambitionen des Fürstenhofs in ihrer räumlichen Wirksamkeit: Die Ausstrahlung des Hofes beschränkte sich ja nicht nur auf die herrschaftliche Architektur in der Residenzstadt und den Amtssitzen, auf höfische Feste, Mode und Musik. Sie wirkte darüber hinaus bereits durch die Präsenz des Fürsten und seines Hofstaats jeweils vor Ort; durch sein Mäzenatentum besonders auch im geistlichen Bereich, aber durchaus auch in der Gründung von Bildungsinstitutionen und der Verbreitung von profanem Wissen und Literatur.

Immer wieder tritt gerade in diesen kulturellen und repräsentativen Kontexten die Bedeutung der Dynastie in den Vordergrund: Das Haus Württemberg steht immer an erster Stelle der Repräsentation, seine dynastischen Beziehungen glänzen weit über das Land hinaus. Graf Ulrich der Vielgeliebte mit seinen drei Frauen aus benachbarten europäischen Fürstenhäusern, Graf Eberhard der Milde mit Antonia Visconti aus dem berühmten Mailänder Geschlecht, deren Sohn Eberhard IV. mit Henriette von Montbéliard aus feinem burgundischem Grafenhaus und Eberhard im Bart mit Barbara Gonzaga von Mantua – diese großartigen Partien und rauschenden Fürstenhochzeiten des 14. und 15. Jahrhunderts sollten noch über Jahrzehnte die Phantasie der württembergischen Chronisten anregen (*Lorenz, Mertens u. Press* 1997).

Mit jenen Verbindungen ging kultureller Austausch auch über weite Entfernungen einher, italienische Mode und Musik fanden nachhaltigen Eingang ins kulturell keineswegs fortschrittliche Schwabenland. Höfische Literatur und Kunst stehen hier bald traditionell für die Fürstinnen aus romanischen Herrscherhäusern, deren Ausstrahlung auch auf ihr Umfeld sehr eindrücklich gewesen sein muss.¹⁸

In den dynastischen Beziehungen erweiterte sich der Einzugsbereich des Fürstenhofes über sein eigenes Territorium hinaus und gewann aus württembergischer Perspektive gleichsam mitteleuropäische Dimensionen. Der Fürstenhof und sein Umland agierten hier auf zwei unterschiedlichen räumlichen Ebenen: der interterritorialen, auch Kultur- wie Sprachgrenzen überschreitenden dynastischen Ebene, deren Wirksamkeit sich vor allem auf außenpolitischem und kulturellem Gebiet greifen lässt, und dem territorialen Bezugsrahmen, der die Raumwirksamkeit politischer Strukturen vor Ort detailliert erkennbar macht. Hierbei erscheinen die herrschaftlichen Residenzen, Amtsstädte und deren Beziehungen nicht nur als Verwaltungszentren mit ihren Einzugsbereichen, auch das soziale Gefüge des Landes wird anhand seiner politischen Vertreter gerade auf den sich formierenden Landtagen repräsentiert.

¹⁸ Vgl. beispielhaft: *Lorenz u. Rückert* 1999 sowie *Rückert u. Lorenz* 2008.

V Fazit und Ausblick

Die Regierung des Fürsten und seiner adeligen Räte in Württemberg, zunehmend abgelöst durch die landständische Partizipation der bürgerlichen »Ehrbarkeit« und der Prälaten, steht nicht zuletzt für den werdenden frühneuzeitlichen Staat, weit über den deutschen Südwesten hinaus. In diesen Anfängen des »Parlamentarismus« erreicht die politische Beziehung zwischen Fürstenhof und Land eine neue Intensität, die neben der räumlichen bzw. administrativen Durchdringung auch von der Artikulation eines entsprechenden Landesbewusstseins begleitet wird. Die Integration der Bevölkerung, ihre Identifizierung mit Land und Herrschaft läuft nicht mehr nur über Dynastie und Fürstenhof, sondern auch über politische Mitsprache und erste verbriefte Grundrechte. Damit haben wir eine zentrale mentalitätsgeschichtliche Problematik angerissen, die in ihrer räumlichen Dimension ein virulentes Desiderat für die historische Forschung darstellt.¹⁹

Im Herzogtum Württemberg jedenfalls wird bei der Ehrbarkeit und den Prälaten ein ausgebildetes Landesbewusstsein greifbar, das auch politisch motivierbar und instrumentalisierbar war. Inwieweit jedoch trotz aller weit gediehenen Ansätze zur politischen Partizipation der Fürst nach wie vor als herrschaftliches Zentrum eines abhängigen Territoriums agierte, sollte die flächendeckende Einführung der Reformation durch Herzog Ulrich nach seiner Rückkehr 1534 deutlich zeigen (*Rückert* 1999). Ungeachtet älterer reformorientierter Verbindungen und politischer Netzwerke schuf der Fürst nun einen neuen evangelischen Staat, der auch die Beziehungen zwischen dem Fürstenhof und seinem Umland neu und durchaus zentralistisch definieren ließ. Die Klöster wurden aufgehoben, die alten Christen gegen neue ausgetauscht, die Verwaltungsstruktur reformiert, die Kirchen- und Kulturhoheit in der Person des Fürsten und seiner Regierung absorbiert. Damit war die politische und religiöse Struktur ausgebildet, welche die Geschichte des deutschen Südwestens und auch die Beziehungen zwischen dem Fürstenhof und seinem Umland bis ins 19. Jahrhundert dominieren sollte. Nicht zuletzt finden wir hierin auch die »Raumwirksamkeit einer Heilsidee« (*Schenk* 1989) wieder, deren weitere Untersuchung den Blick auf die zeitgenössische Kulturlandschaft sicher noch schärfen kann.

Literatur:

- Auge, Oliver*: Kongruenz und Konkurrenz: Württembergs Residenzen im Spätmittelalter. – In: *Rückert, Peter* [Hrsg.]: Der württembergische Hof im 15. Jahrhundert. Stuttgart 2006 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B 167), S. 53–74.
- Auge, Oliver*: Zur Bedeutung der geistlichen Landstände bis zur Reformation – der Südwesten und der Nordosten des Reiches im Vergleich. – In: *Lorenz, Sönke u. Rückert, Peter* [Hrsg.]: Auf dem Weg zur politischen Partizipation? Landstände und

19 Vgl. dazu demnächst *Lorenz u. Rückert* (im Druck).

- Herrschaft im deutschen Südwesten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg) (im Druck).
- Deiß, Jana u. Rückert, Peter*: Die Prälaten auf dem Weg zum württembergischen Landstand. – In: *Peter Rückert [Bearb.]*: Landschaft, Land und Leute. Politische Partizipation in Württemberg 1457 bis 2007. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, und des Landtags von Baden-Württemberg. Stuttgart 2007, S. 41–44.
- Duchhardt, Heinz u. Reininghaus, Wilfried [Hrsg.]*: Stadt und Region. Internationale Forschungen und Perspektiven. – Köln, Weimar u. Wien 2005 (Städteforschung, A 65).
- Gräf, Holger u. Keller, Katrin [Hrsg.]*: Städtelandschaft – réseau urbain – urban network. Städte im regionalen Kontext in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. – Köln, Weimar u. Wien 2004 (Städteforschung, A 62).
- Graf, Klaus*: Das »Land« Schwaben im späten Mittelalter. – In: *Peter Moraw [Hrsg.]*: Regionale Identität und soziale Gruppen im deutschen Mittelalter. Berlin 1992, S. 127–164.
- Grube, Walter*: Der Stuttgarter Landtag 1457–1957. Von den Landständen zum demokratischen Parlament. – Stuttgart 1957.
- Heinzer, Felix*: Die Lorch Chorbücher im Spannungsfeld von klösterlicher Reform und landesherrlichem Anspruch. – In: *Heinzer, Felix; Kretschmar, Robert u. Rückert, Peter [Hrsg.]*: 900 Jahre Kloster Lorch. Eine staufische Gründung vom Aufbruch zur Reform. Stuttgart 2004, S. 133–148.
- Heinzer, Felix; Kretschmar, Robert u. Rückert, Peter [Hrsg.]*: 900 Jahre Kloster Lorch. Eine staufische Gründung vom Aufbruch zur Reform. – Stuttgart 2004.
- Historischer Atlas von Baden-Württemberg, hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. – Stuttgart 1971–1988.
- Irsigler, Franz*: Stadt und Umland in der historischen Forschung: Theorien und Konzepte. – In: *Bulst, Neithard; Hoock, Jochen u. Irsigler, Franz [Hrsg.]*: Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft: Stadt – Land – Beziehungen in Deutschland und Frankreich. 14. bis 19. Jahrhundert. Trier 1983.
- Kießling, Rolf*: Die Stadt und ihr Land. Umlandpolitik, Bürgerbesitz und Wirtschaftsgefüge in Ostschwaben vom 14. bis 16. Jahrhundert. – Köln u. Wien 1989.
- Kießling, Rolf [Hrsg.]*: Stadt und Land in der Geschichte Ostschwabens. – Augsburg 2005 (Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft Reihe 7, Bd. 10).
- Kübler, Christian*: Ehrbarkeit, Landschaft und Amt im spätmittelalterlichen Württemberg. – In: *Peter Rückert [Bearb.]*: Landschaft, Land und Leute. Politische Partizipation in Württemberg 1457 bis 2007. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, und des Landtags von Baden-Württemberg. Stuttgart 2007, S. 45–46.
- Lorenz, Sönke*: Die Herrschaft Württemberg im Mittelalter: Von der Stammburg zur Residenzstadt. – In: *Rückert, Peter [Hrsg.]*: Der württembergische Hof im 15. Jahrhundert. Stuttgart 2006 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B 167), S. 9–52.
- Lorenz, Sönke*: Vom herrschaftlichen Rat zu den Landständen in Württemberg. – In: *Peter Rückert [Bearb.]*: Landschaft, Land und Leute. Politische Partizipation in Württemberg 1457 bis 2007. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, und des Landtags von Baden-Württemberg. Stuttgart 2007, S. 15–28.
- Lorenz, Sönke; Bauer, Dieter R. u. Auge, Oliver [Hrsg.]*: Tübingen in Lehre und Forschung um 1500. Zur Geschichte der Eberhard Karls Universität. – Ostfildern 2008.

- Lorenz, Sönke; Mertens, Dieter u. Press, Volker [Hrsg.]: Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon. – Stuttgart 1997.
- Lorenz, Sönke u. Rückert, Peter [Hrsg.]: Württemberg und Mömpelgard. 600 Jahre Begegnung. – Leinfelden-Echterdingen 1999 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 26).
- Lorenz, Sönke u. Rückert, Peter [Hrsg.]: Auf dem Weg zur politischen Partizipation? Landstände und Herrschaft im deutschen Südwesten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg) (im Druck).
- Maschke, Erich u. Sydow, Jürgen [Hrsg.]: Stadt und Umland. – Sigmaringen 1974 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B 167).
- Mertens, Dieter: Württemberg. – In: Schaab, Meinrad u. Schwarzmaier, Hansmartin [Hrsg.]: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte, Bd. 2: Die Territorien im Alten Reich. Stuttgart 1995, S. 1–163.
- Mertens, Dieter: Die württembergischen Höfe in den Krisen von Dynastie und Land im 15. und frühen 16. Jahrhundert. – In: Rückert, Peter [Hrsg.]: Der württembergische Hof im 15. Jahrhundert. Stuttgart 2006 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B 167), S. 75–98.
- Mertens, Dieter: Auf dem Weg zur politischen Partizipation? Die Anfänge der Landstände in Württemberg. – In: Lorenz, Sönke u. Rückert, Peter [Hrsg.]: Auf dem Weg zur politischen Partizipation? Landstände und Herrschaft im deutschen Südwesten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg) (im Druck).
- Metz, Axel: Der Stuttgarter Landtag von 1498 und die Absetzung Herzog Eberhards II. – In: Lorenz, Sönke u. Rückert, Peter [Hrsg.]: Auf dem Weg zur politischen Partizipation? Landstände und Herrschaft im deutschen Südwesten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg) (im Druck).
- Miller, Matthias: Mit Brief und Revers: Das Lehenswesen Württembergs im Spätmittelalter. Quellen, Funktion, Topographie. – Leinfelden-Echterdingen 2004 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 52).
- Moraw, Peter: Die Entfaltung der deutschen Territorien im 14. und 15. Jahrhundert. In: Landesherrliche Kanzleien im Spätmittelalter. Referate zum VI. Internationalen Kongreß für Diplomatie, München 1983, Teilband I. München 1984 (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung, 35), S. 61–108.
- Moraw, Peter: Politische Landschaften im mittelalterlichen Reich – Probleme der Handlungsdichte. – In: Spieß, Karl-Heinz [Hrsg.]: Landschaften im Mittelalter. Stuttgart 2006, S. 153–166.
- Paravicini, Werner [Hrsg.]: Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Ein dynastisch-topographisches Handbuch. 2 Teilbände. – Stuttgart 2003–2005 (Residenzenforschung, 15.1/2).
- Rückert, Peter [Bearb.]: Alte Christen – Neue Christen. Württemberg im Streit um die Reformation. Katalog zur Ausstellung des Hauptstaatsarchivs Stuttgart. – Stuttgart 1999.
- Rückert, Peter: Dynastie – Hof – Territorium. Zur Herrschaftsbildung der Grafen von Württemberg im späteren Mittelalter. – In: Rückert, Peter u. Schwarzmaier, Hansmartin [Hrsg.]: Das Land am mittleren Neckar zwischen Baden und Württemberg. Stuttgart 2005 (Oberrheinische Studien, 24), S. 189–212.
- Rückert, Peter [Bearb.]: Antonia Visconti († 1405) – Ein Schatz im Hause Württemberg. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart. – Stuttgart 2005.

- Rückert, Peter [Hrsg.]*: Der württembergische Hof im 15. Jahrhundert. – Stuttgart 2006 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B 167).
- Rückert, Peter*: Der württembergische Hof im 15. Jahrhundert – eine Einführung. – In: *Rückert, Peter [Hrsg.]*: Der württembergische Hof im 15. Jahrhundert. Stuttgart 2006 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B 167), S. 1–8.
- Rückert, Peter [Bearb.]*: Landschaft, Land und Leute. Politische Partizipation in Württemberg 1457 bis 2007. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, und des Landtags von Baden-Württemberg. – Stuttgart 2007.
- Rückert, Peter*: Die »Ratssitzung« Graf Eberhards III. von Württemberg: Politische Partizipation im Bild? – In: *Lorenz, Sönke u. Rückert, Peter [Hrsg.]*: Auf dem Weg zur politischen Partizipation? Landstände und Herrschaft im deutschen Südwesten (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, im Druck).
- Rückert, Peter u. Lorenz, Sönke [Hrsg.]*: Die Visconti und der deutsche Südwesten. Kulturtransfer im Spätmittelalter. – Ostfildern 2008 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 11).
- Schenk, Winfried*: Zur Raumwirksamkeit einer Heilsidee: eine Forschungs- und Literaturübersicht zu historisch-geographischen Fragestellungen der Zisterzienserforschung. – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 7, 1989, S. 249–262.
- Schmauder, Andreas*: Württemberg im Aufstand. Der Arme Konrad 1514. – Leinfelden-Echterdingen 1998 (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 21).
- Schmauder, Andreas*: Der Tübinger Vertrag und die Rolle Tübingens beim Aufstand des Armen Konrad 1514. – In: *Lorenz, Sönke u. Schäfer, Volker [Hrsg.]*: Tübingensia. Impulse zur Stadt- und Universitätsgeschichte. Stuttgart 2008 (Tübinger Bausteine zur Landesgeschichte, 10), S. 187–208.
- Schreiner, Klaus*: Benediktinische Klosterreform als zeitgebundene Auslegung der Regel. – In: *Blätter für württembergische Kirchengeschichte* 86, 1986, S. 105–195.
- Stievermann, Dieter*: Landesherrschaft und Klosterwesen im spätmittelalterlichen Württemberg. – Sigmaringen 1989.
- Veit, Jonas*: Protest als Partizipationsform: Der »Arme Konrad« und der Tübinger Landtag von 1514. – In: *Peter Rückert [Bearb.]*: Landschaft, Land und Leute. Politische Partizipation in Württemberg 1457 bis 2007. Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung des Landesarchivs Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, und des Landtags von Baden-Württemberg. Stuttgart 2007, S. 47–50.

Annika Björklund

Urban farming and settlement expansion

An historical geographical study of the town land in Uppsala¹

With 7 figures and 2 tables

Keywords: urban settlement expansion, pre-industrial towns, urban agriculture, Swedish towns, urban history

Introduction

A majority of pre-industrial European towns were agrarian in character. Most towns had access to agricultural land that was managed by the urban population, and cattle were frequently kept in towns (*Bácskai* 1995; *Bogucka* 1996; *Szende* 1996; *Epstein* 2001). In Swedish pre-industrial towns, royal land donations had provided the towns with arable fields, meadows, pastures and forests (see for instance *Sandström* 1996; *Sandberg* 2001; *Björklund* 2003). Urban agriculture can be seen as a contradiction however, as it represents more or less the opposite of what towns were supposed to be – as the general image of towns is that of places of flourishing trade and commerce, not places occupied with agriculture. Hence, there is a common view of towns as places dependent on farmers in the hinterland for urban food provision (e.g. *Braudel* 1986, p. 80). Urban agriculture is sometimes mentioned at general levels in urban historical literature, but research on historical urban agriculture and its implications for urban food provision in a local context is scarce. This lack of research has been pointed out by urban historians (e.g. *Bogucka* 1996, p. 169f.), and as a majority of historical towns in Europe had access to agricultural land it is significant to ask how the town dwellers used these areas.

This paper is part of an ongoing PhD-project exploring the significance of historical urban farming and urban food provision in Swedish towns. The aim of this paper is to show how the town land was used in the Swedish town of Uppsala from

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

the late 17th century to the early 20th century. An important argument is that the town's land donations had large implications for the urban land use patterns over a long period of time.

The following research questions are central in this context:

- How was urban farming organised in Uppsala during the 17th–19th centuries?
- How was the town land in Uppsala used in the late 19th and early 20th century settlement expansion?

Terminology

In the Swedish historical maps and written documents, the areas of arable fields, meadows, pastures and woodlands have one overall name; *stadsjord*. An equivalent German word would be *Stadtmark* or *Stadtflur* (Köppke 1967, p. 2ff.). In English however there is no equivalent word comprising the whole area of the *stadsjord*. I have therefore translated the Swedish word *stadsjord* into *town land*, hence referring to the whole area of arable fields, meadows, pastures and woodlands under the towns' jurisdictions. The words *town land* should however not be confused with the Irish or Scottish use of the word *townland*. In Scotland *townland* refers to the enclosed or infield land of a farm, while *townland* in Ireland is a small administrative area of land (Oxford English Dictionary Online). In this paper though, the *town land* refers to the whole area of arable fields, meadows, pastures and woodlands under the towns' jurisdictions.

Methods and sources

This paper is based on studies of original written documents from the late 17th and the late 18th centuries, and maps from the 17th, 19th and early 20th centuries. A map of Uppsala from 1699 and a connecting 'field book' are the main sources used to discover how the agricultural land in Uppsala was distributed between the urban dwellers. All plots on the map are identified in the field book, according to possessor, size, type of land etc. The thematic maps in this paper have been created based on this information.

An overview of Swedish towns and their town lands

Initially, this paper will give a brief background and overview of the historical development of the town lands in Swedish towns. This background also comprises an overview concerning the sizes of the town lands in Swedish towns around 1860.

In 1951 there were 133 towns in Sweden. Nearly 100 of these towns were established before 1850; roughly 70 of those towns during medieval times and around 30 towns in the early modern period, between 1580 and 1680. A few towns were founded during the early 19th century, but nearly all the other Swedish towns

were established during the early 20th century. Medieval towns and early modern towns had town lands, but towns established after 1850 were not given land donations. Therefore, towns established in medieval or early modern times are interesting for discussions on urban agriculture.

Many Swedish towns were granted town privileges by the kings during the 13th century, although archaeological findings show that many medieval towns already had urban functions in the 11th or 12th centuries. During the late 16th and in the 17th centuries, towns were established by the Swedish crown. These new towns were part of the Swedish crown's ambitions to be a powerful European nation, with a representative national system of flourishing towns where taxes could more easily be collected (*Ahlberg* 2005). An improved national urban system was however not easily built. The Swedish population was rather small and as 90 to 95 percent of the Swedish population lived in the countryside (*Lilja* 2000, p. 123) the economic demand for urban trade and commerce was rather weak. Hence, it was sometimes difficult for Swedish citizens to survive on trade and commerce alone. The weak level of trade could be a reason for the Swedish crown to donate rural property to the towns. However, most European towns – in spite of larger populations and a more mature town system than in Sweden – also had access to agricultural land.

Based on written sources, we know that Swedish towns were given land donations as they were established during the late 16th and 17th centuries. Concerning medieval times, sources are less informative, but there are some examples of medieval documents where the king is confirming earlier possessions of land (e.g. PRFSS 1, no. 79, Stockholm 1436), or where the king points out villages in the vicinity of towns that were placed under the towns' jurisdictions (PRFSS 1, no. 7, Jönköping 1288). It is therefore thought likely that Swedish towns were given land donations during medieval times as well. The lack of sources suggests however, that the origin of these donations is unclear. In many medieval towns, parts of the town land were privately owned during the 17th century. It is of course difficult to determine whether the town lands were private from the outset in these towns, or to what extent they had been "privatised" over the centuries. Many medieval Swedish towns were given additional land donations in the late 16th and early 17th centuries.

In towns established during early modern times (i.e. 16th to 18th centuries) the town land consisted mainly of land donations from the Swedish crown. These donations were not given to the towns with full ownership though. Instead the donations were generally restricted to land use rights, rather than actual ownership. This implies that the town land was only administrated by the towns. In line with this, the towns were not allowed to sell the donated land to anyone without state permission.

Taken together, this suggests that towns established in medieval times had a more complex ownership pattern concerning the town lands than did towns established during the early modern period.

The land donations were given with the specific prerequisite that the town land should benefit the whole town. The crown strongly suggested that the arable fields should be distributed among the citizens. The additional land donation to medieval towns often consisted of royal manors (Sw. *kungsgårdar*) located close to the towns.

It is not known exactly why these additional donations were made, but as the newly established towns in the late 16th and 17th centuries were given land to provide for the town and the citizens, additional donations to medieval towns could be a way of strengthening the economic prerequisites for food provision in medieval towns as well. Another possible reason was that the confiscation of land from the Church and monasteries had made the crown landowner of large areas in connection with the towns. Perhaps it was convenient to donate these areas to the towns. The additional donations to medieval towns could also be a way for the Swedish crown to handle the problems of privatised town lands, as the upper classes had access to large areas of agricultural land, and this inhibited others from access to agricultural land. One example of this is found in Arboga – one of the more important Swedish towns during medieval times. According to a source from the 1450s (AT 1–4) most urban arable fields in Arboga were possessed by members of the town council. Additional land donations to Arboga were made around the year 1600, as the town received access to a royal estate which had been confiscated from the church. According to instructions made, this land was to be divided between those not having access to field plots. In the source material it is confirmed that this land was divided between various social classes to a much larger extent than was the older town land. (For a more thorough discussion, see *Björklund* 2003). The additional donations of land to the medieval towns at this time could then be a way for the crown to provide for more equal conditions in both old and new towns.

How large were town lands in Swedish towns? An historical town atlas from the 1860s (*Ljunggren* 1862) shows all Swedish towns including the town lands at this time. No major additional land donations were made in Swedish towns after the 17th century, so it is reasonable to assume that these areas are roughly equal to the town land extensions in the 17th century. The median size of the Swedish town lands was c. 970 ha, consisting of arable fields, meadows, pastures and woodlands. In 50 percent of the towns the town lands varied between 620 ha and 1.600 ha. This gives an impression of the size of the town lands.

Concerning arable fields and meadows, which were accounted for jointly in the town atlas, there is a difference between medieval towns and towns established in the late 16th and 17th centuries, as most 16th and 17th century towns had between 100 ha and 600 ha of arable fields and meadows, while the areas of arable fields and meadows in medieval towns were spread over a wider spectrum, from 100 ha up to 1.000 ha. This indicates that towns established in medieval times in general had larger areas of arable fields and meadows compared to towns established during the late 16th and 17th centuries. The reasons behind this are not clear, but perhaps it could be caused by the additional donations to medieval towns during the 17th century.

The map in Figure 1 shows how the sizes of town lands varied in Swedish towns around 1860. The light parts of the circles show the proportion of arable fields and meadows, and the dark parts show the share of forests and pastures in each town, and it is obvious that the variations in size as well as the distribution of land use were large. Unsurprisingly, in typically agricultural areas the share of arable fields and meadows were large, indicating that the main focus of urban agriculture was

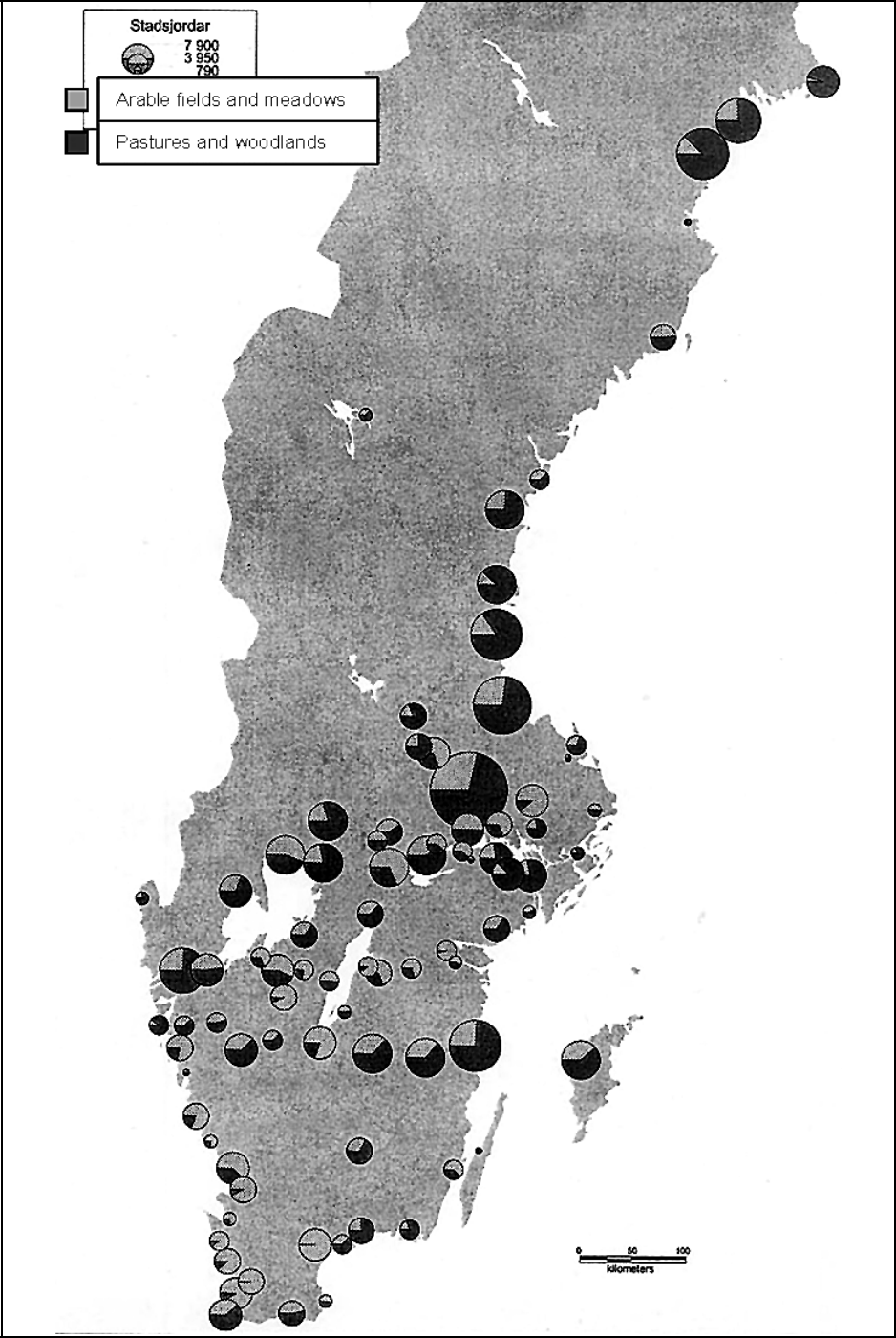


Figure 1: Town lands in Swedish towns
After Björklund 2003, source: Ljunggren 1862

grain production in these towns. In forested areas, the proportion of forests is in general quite considerable. Hence, in these towns it is reasonable to argue that the main economic focus of the urban farming was livestock keeping.

Thus, variations in land use distribution could to some extent be based on geographical location. Variations of the total town land area are quite large. For Danish towns it has been shown that the size of the town land correlates to the size of the town and the population size, as larger towns had larger areas of town land (*Degn* 1998, Table 4). In Swedish towns however, population size and the size of the town land only correlates to a very small extent (*Björklund* 2003, p. 16).

To sum up, medieval and early modern towns received areas of agricultural land from the crown. These areas were necessary prerequisites for pre-industrial urban farming. Many medieval towns received additional land donations in the 17th century, perhaps as a way for the Swedish crown to make economic conditions more equal in medieval and newly established towns. This indicates that access to agricultural land was important in Swedish towns at this time. The size of the town lands and the distribution of arable fields, meadows, pastures and woodlands varied largely between towns. However, there are indications that medieval towns generally had more arable fields than towns established during early modern times. To some extent variations in land use seems to be caused by geographical location, depending on whether the town was located in an agricultural area or in a forested area. However, no clear correlation between size of the town land and the population size of the town can be seen in Swedish towns. In a way, the royal land donations were directing and facilitating the urban land use pattern towards agriculture, although the crown's main intention during the late 16th and 17th centuries was to strengthen the trade economy in the Swedish towns. This interesting contradiction indicates that the difference between town and countryside was small during early modern times.

Uppsala's town land

Uppsala is located about 70 km north of Stockholm, and it is the fourth largest town in Sweden today. According to archaeological findings, the town was established in the late 12th or the early 13th centuries. Uppsala was an important ecclesiastical town in medieval times, as the diocese was established and a cathedral was built in the late 13th century. It was also an early place of learning, as Sweden's first university was established there in 1477. Uppsala has also been an important administrative centre for the Swedish crown, with a royal castle. The Swedish parliament was often held in Uppsala during medieval and early modern times, and the cathedral was used for royal coronations and funerals. In other words, Uppsala was one of the larger and more important Swedish towns. In spite of its size, and its relatively high level of urban development and national importance, Uppsala possessed one of the largest town lands in Sweden in 1858, comprising nearly 1500 ha.

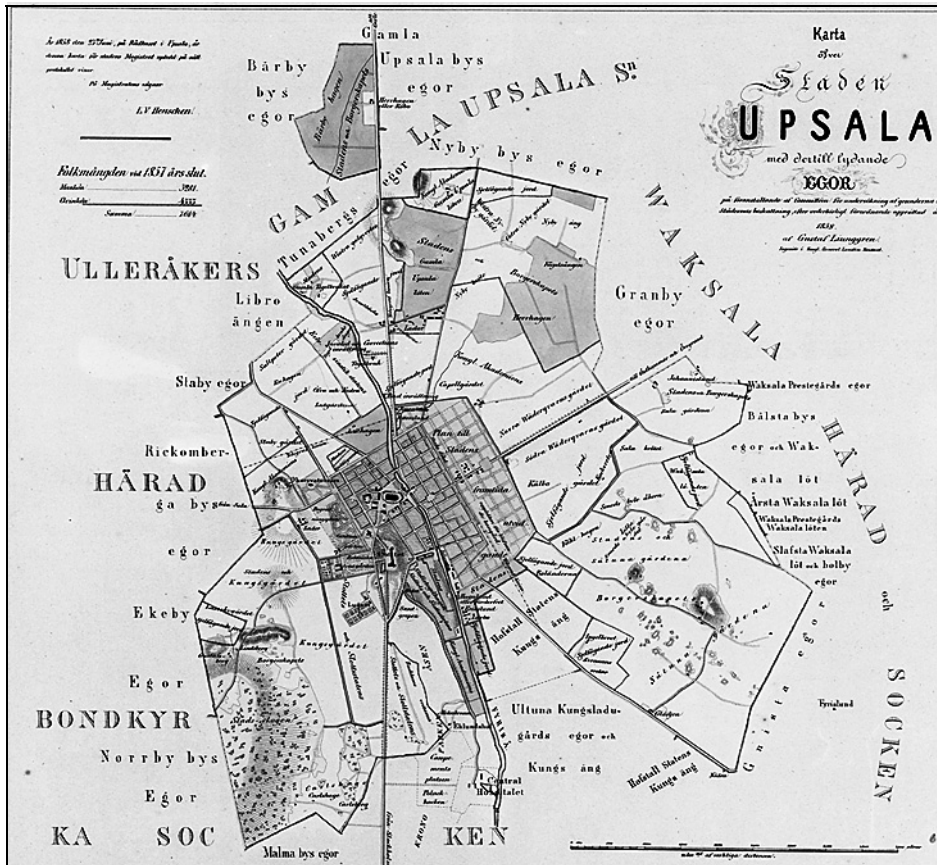


Figure 2: The town land in Uppsala in 1858: The built up town is in the center. The light areas surrounding the town are arable fields and the darker areas are pastures (source: Ljunggren 1862)

Uppsala is located in a very fertile area, and almost 90 percent of the town land – or c. 1.270 ha – were arable fields and meadows. The map from 1858 (in Figure 2) shows the culmination of an urban agricultural system that had been in use since the 17th century in Uppsala. The following passage will provide a picture of the historical development behind this map.

In the early 17th century the total area of the urban arable fields in Uppsala was around 550 ha, and since the two field system was used about 225 ha was cultivated each year. At this time there were 80 possessors of arable plots (Petré 1958, p. 7). In the 1630s and 1640s Uppsala increased its town land by access to new land, both through royal donations and by purchase (see Figure 3). In 1634, the Swedish crown donated the royal farm of Sätuna to the town, comprising c. 75 ha of arable fields and some meadows. In 1642 the town purchased the noble farm of Sala, comprising c. 45 ha of arable fields. In 1643 the crown donated the farm Nyby to the town,

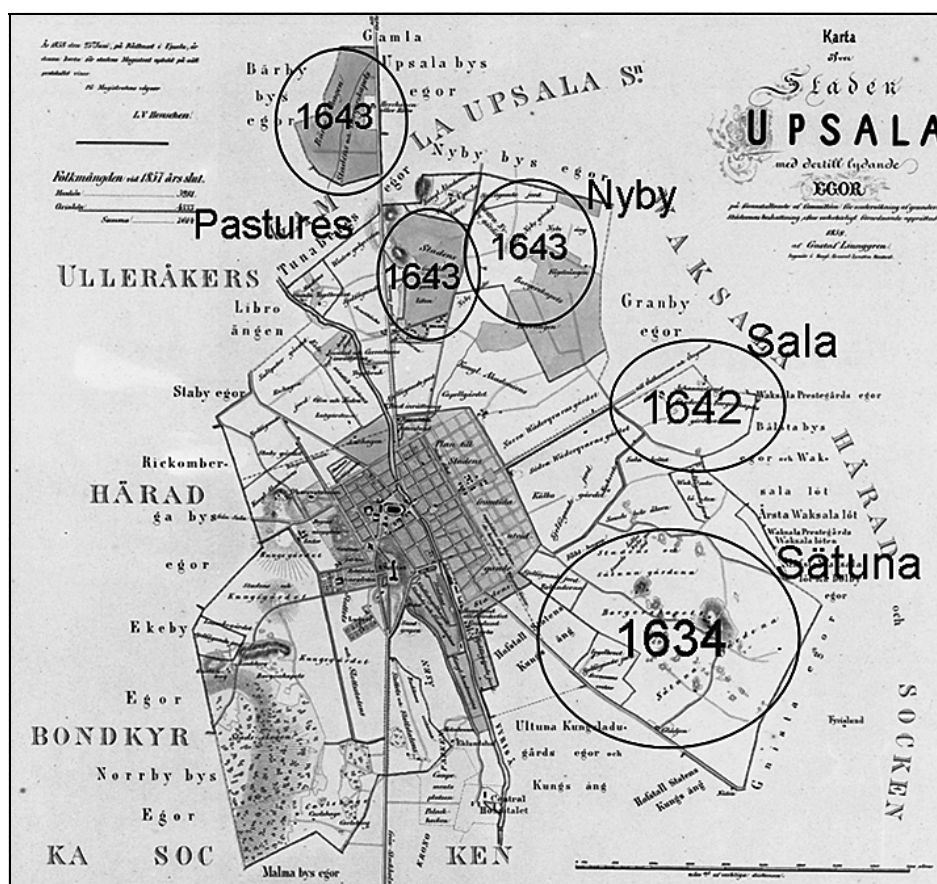


Figure 3: Additional town land in the 17th century: Uppsala's town land was expanded in the 1630s and 1640s as the town received additional donations of crown land and bought one village in the town's vicinity (sources: Ljunggren 1862 and Petré 1958).

comprising about 70 ha of arable fields. In 1643 further royal donations also made the town the possessor of two pasture grounds north of the town (Petré 1958, p. 6f.; see Figure 3).

Hence, Uppsala received royal land donations and purchased new land on its own initiative during the 17th century. As pointed out in the previous chapter, additional royal land donations to medieval towns were common in Sweden at this time. Only speculation can be made however concerning the reasons for Uppsala's purchase of Sala. Perhaps the donation made in 1634 was considered to be too small to meet the needs in Uppsala. In light of this, the purchase of Sala could be seen in the context of a lack of arable fields.

To summarise, the town land in Uppsala grew during the 17th century. At the mid-17th-century the town land had increased in size by nearly 200 ha and the total

area of urban arable fields was now reaching 750 ha. Later on, former meadows and pastures were turned into arable fields, hence further increasing the area of urban arable fields, so it would reach around 1 270 ha in 1858.

Types of land

During early modern times (16th to 18th century), land in Sweden generally consisted of three major types in terms of ownership: crown land, noble land, and freeholder's land. The town land in Uppsala was allocated into six categories. The largest part was crown land, and the remainder consisted of various types of privately owned land, such as noble land and freeholder's land. There were also land categories called *bördsrätt* and *hävderätt*, which were land that the Swedish Crown had sold to citizens and widows in Uppsala in 1582. The *bördsrätt* land was sold to the citizens with full ownership, and in 1659 a royal resolution declared this land to be equal to freeholder's land. Some restrictions were made concerning the rights to sell the *hävderätt* land, as this land was not allowed to be sold to the aristocracy or anyone else outside the town's citizenship. Another land category was the pledged land, which consisted of land donations made by the crown to the Academy in Uppsala in 1667. This land was considered to have the same status as noble land (*Ödman-Löfvén* 1866, p. 54). The distribution can be seen in Figure 4.

Figure 4: Various types of land

Source: ULA Uppsala Rådhusrätts- och magistratsarkiv F IX: 3

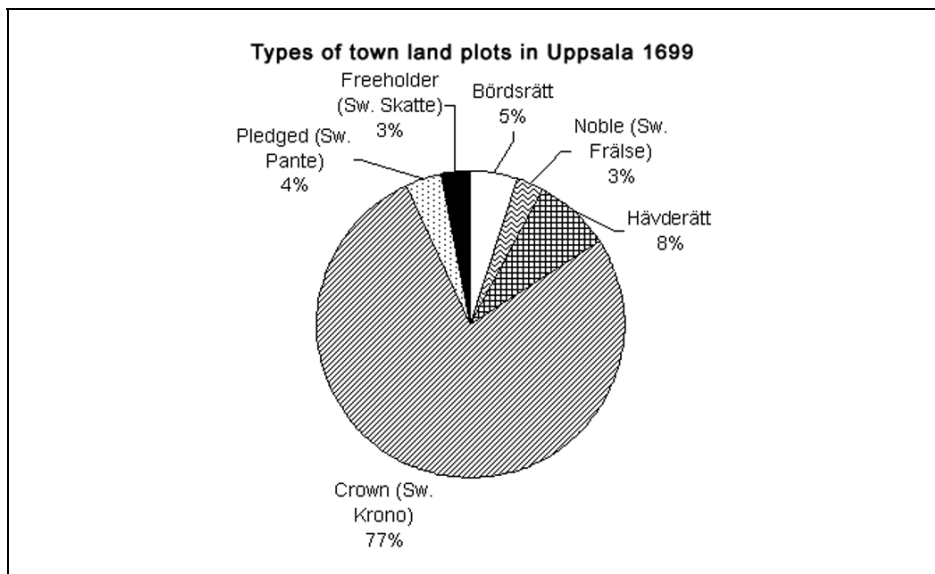




Figure 5: The town land in Uppsala and the location of various types of land in 1699

Source: LSA B70-1:10 and ULA Uppsala Rådhusrätts- och magistratsarkiv, F IX: 3

The geographical location of the various types of land is apparent in Figure 5, where the domination of crown land is quite clear. Most of the crown land is located in three main areas, the western side of the town, an area in the north, and an area in south east. The concentration of crown land to the western side of the river is presumably caused by former ownership of the church in this area. These areas were confiscated from the church by King Gustav I and transformed into crown land in the 16th century. Later on, this land was donated to Uppsala as town land. In the area immediately north east of the town however, the share of crown land was small. These plots are mainly pledged land, *bördsrätts*-land, *hävderätts*-land, and noble land. This area is presumably the oldest part of the town land, as some parts of it are mentioned in a document from 1560 describing the town land in Uppsala. It is therefore reasonable to assume that this part of the town land in Uppsala had become privatised over the centuries, just as in many other Swedish towns. (For a more thorough discussion, see Björklund 2008).

The distribution of arable plots

During the 17th century, complaints were raised against the, at this time disorganised, distribution of arable plots. In 1664 a royal resolution therefore established that vacant parcels of the town land should be publicly distributed yearly, in first instance among citizens who could not provide for themselves by trade alone. Knowledge of, and talent for, agriculture were also pointed out as preferable qualities for access to the town land. The distribution of plots would be carried out by the county governor in association with the town council, and possession of parcels of land was charged with a tax to the crown and a yearly fee to the town consisting of both money and grain. This system was used from 1664 until 1858, and the distribution was based on letters sent to the town council by the burghers, applying for access to parcels of the town land (*Björklund* 2008).

In 1699 approximately 300 persons in Uppsala had access to parcels of the town land. The plots varied in size between 0.1 ha and 15 ha, which indicates quite large differences. These figures work out at an average plot size of 1.1 ha, and a median of 0.9 ha. 50 percent of the parcels were 0.5 ha to 1.4 ha.

On average, each possessor had a total area of arable fields of c. 3.2 ha, or 1.6 ha of sowed field each year, since the two-field system was used. The field plots were, however not equally distributed. Instead, the possessors can be divided into two rather distinct groups – one group having two or four quite equally sized field plots, where half of the plots were sowed each year (two-field-system) – while the other group had a large number of plots and large total areas of arable land, according to Table 1 below.

A large majority – almost 82 percent – had less than 5 ha and it was quite uncommon (only 5 percent) to have more than 10 ha per person. Only 14 persons had more than 10 ha of arable fields in 1699 and, as Table 2 indicates, a majority of these persons were members of the town council or were in other ways parts of the social upper class in Uppsala.

Town mayor Lohman had larger areas than any one else in the town. Three councillors, one professor and five widows of deceased councillors or professors are among the 14 persons with access to large areas of arable fields. It is worth pointing out here that the town land was also part of a welfare system in Uppsala, aimed at helping widows by allowing them to keep their deceased husbands' arable plots. This supporting system was not directed only at widows of the upper class, but was a general practice in Uppsala in the 17th, 18th and 19th centuries. (see *Björklund* 2008 for a more thorough discussion).

Table 1: Distribution of arable plots sizes in 1699

Source: ULA Uppsala Rådhusrätts- och Magistratsarkiv F IX: 3

Arable plots 0.1–2.4 ha (%)	Arable plots 2.5–4.9 ha (%)	Arable plots 5–9.9 ha (%)	Arable plots >10 ha (%)
59.0	22.8	12.8	5.5

Table 2: *Persons having 10 ha of town land or more in 1699*

Source: ULA Uppsala Rådhusrätts- och Magistratsarkiv F IX: 3

Name	Area approx. ha/person
Town mayor Lohman	27
Councillor Jack Boberg	21
Johan Wolgemot	21
Deputy Judge Lars Wadensten	21
Albin Stare, Bailiff at the castle	16
Councillor Erik Säfström	13
Councillor Johan Sivert	12
Professor Olof Rudbeck	12
Councillor Erik Hans's widow	12
Daniel Quist	11
Councillor Anders Anders's widow	11
Councillor Anders Hoffman's widow	10
Petter Ingemundsson's widow	10
Professor Gartman's widow	10

The geographical location of each person's plots was often quite widespread. One example is the wigmaker Schlit (see Figure 6), who had four plots all spread out in different fields quite far apart from each other. The widespread location of the plots made cultivation and harvest complicated, and people tried to change plots in order to have plots at a closer distance from each other. It seems to have been fairly common to have the plots collected together on either the eastern or the western side of the town. Some persons, such as wigmaker Schlit, had a few plots only, while others, like councillor Lemon, had a large number of plots. There are also examples where the plots are located closely together, for instance Mrs Landberg's plots or Carl von Linné's plots. Later on during the 18th century when Mr Linné had died, his plots were possessed by his wife and later on by his daughter, yet another example of the welfare system referred to above.

The questions raised in the overview concerning possible levels of urban food provision and prospective self sufficiency is interesting to discuss in relation to the situation in Uppsala. In 1699 about 290 persons had access to arable plots. In relation to the whole population this was only about 12 percent of the population (c. 2500 persons around 1700). But if those 290 persons are representing one household each, the proportion of the population having access to urban fields will

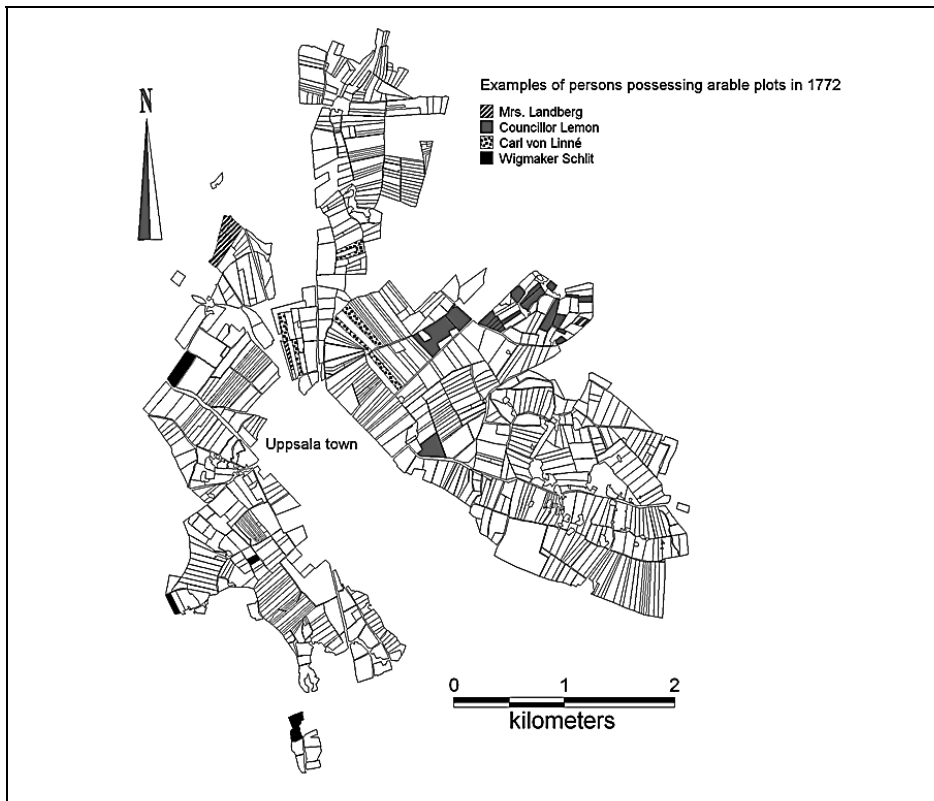


Figure 6: Persons in Uppsala with arable plots in 1772, and location of arable plots

Source: LSA B70-1:10 and ULA Uppsala rådhusrätts- och magistratsarkiv F IX: 2b

increase quite dramatically. In 1699 it was 577 households in Uppsala (ULA, Uppsala rådhusrätt och magistrat, KI:1). This implies that around 50 percent of the households had access to urban arable fields at this time. Based on these figures only, it is however not possible to state any level of possible urban self sufficiency, since for instance harvest and food consumption are also important in this context. The social stratification concerning the access to arable fields in Uppsala shows that discussions of urban self sufficiency also have to take social stratification into consideration. Nevertheless, the figures indicate that urban food production in Uppsala might have been quite considerable.

A changing society and new forms of cultivation

At the end of the 19th century Swedish society had changed quite dramatically in many ways. The industrial revolution had turned the society from a primarily agrarian society in the early 19th century into an industrial one at the end of that century. These changes influenced the use of the town land as well. One example of

this process is that more and more land was kept by the town administration in Uppsala instead of being distributed among the citizens, as peoples' interest in urban farming declined. There are many examples of arable plots not being properly cultivated at this time, and this was considered a problem. In the middle of the 19th century, the town hoped to solve this problem by introducing a land-reform – the *laga skifte*.

Laga skifte had been introduced in Sweden in 1827 and was carried out in most Swedish villages during the 19th century. The aim of this land-reform was to consolidate each landowner's land, and the land-reform was in first instance adapted to conditions in the countryside, although it was carried out in a number of Swedish towns as well. In Uppsala the land-reform was initiated in 1849, but it was not completed until 1858. The main reason given for accomplishing the land reform was that the cultivation of arable fields in Uppsala had become severely neglected during recent years, because the sub-division of arable fields into small plots had made rational cultivation impossible (*Ödman-Löfvén* 1866, p. 34). The land-reform distributed the town land on four bases: the town administration (*Sw. Drätselkammaren*), the academy, the castle, and private owners.

In the land reform process the town received 15 parcels of arable fields, while the academy was given four parcels, the castle three parcels, and private owners 18 parcels of arable fields. It was pointed out that the town should receive parcels in connection with the town settlement to facilitate future expansion of the town. For this reason the town received c. 50 ha of land east of the town (*Ödman-Löfvén* 1866, p. 37). This area was however not enough, since it was pointed out already in 1866 – only seven years after the land reform had been finished – that the settlement area in Uppsala was restricted on all other sides by land belonging to the academy, the castle, or private owners, hence complicating future expansion of the town. The other parcels of land belonging to the town were located on the outskirts of the town land, quite far from the centre (see the left hand map in Figure 7).

When the land-reform had been carried out, it was expected that this would enable the urban farming flourish again. However, it was still problematic to find lease holders. The town administration (*Sw. Drätselkammaren*) therefore decided that the town's parcels furthest away from the town would be leased out as farms instead of plots. This land was divided into ten farms and the ambition was to lease the farms to 'real' farmers. However, several leaseholders went bankrupt, resulting in continuously badly managed land, in spite of the land-reform and the establishing of farms. (*Ödman-Löfvén* 1866, p. 34–59)

The shaded areas in the left hand map show the areas that the town received in the *laga skifte* land-reform. The right map shows the developed areas in 1920, with the old city centre marked in the middle. A and B in both maps mark the two earliest residential areas developed by the municipality in Uppsala (sources: *Ljunggren* 1862 and *Nordisk familjebok* 1920, vol 30).

Observing this from our time perspective, we do not find it very astonishing that the urban farming began to lose its former role and importance at this time. Around the middle of the 19th century the wheels of industrialisation were spinning faster in Sweden, hence changing the society into an increasingly industrialised world. In the

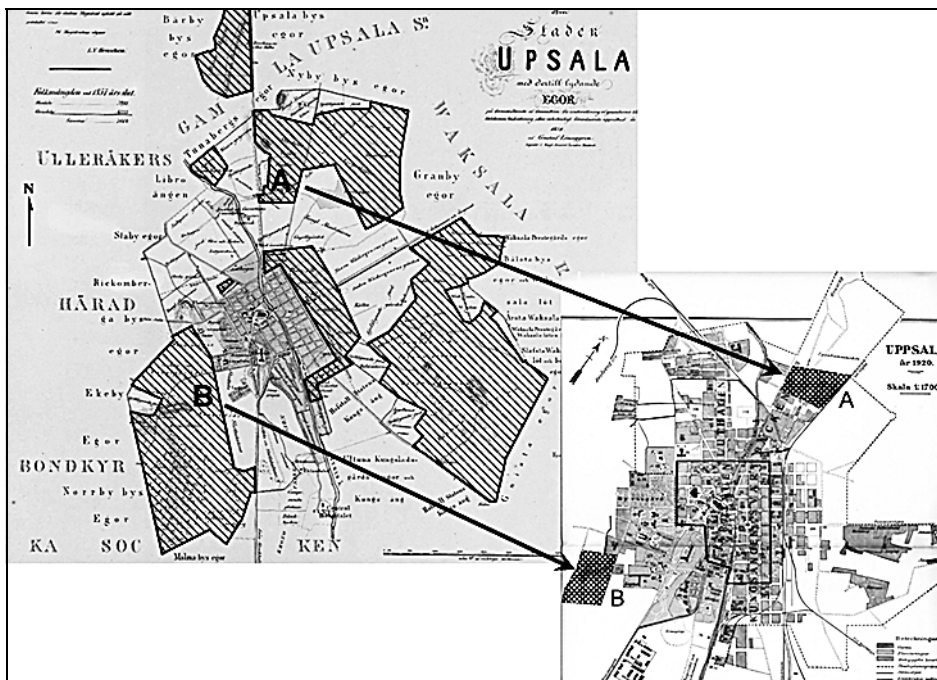


Figure 7: Connections between the town land and the settlement area in Uppsala in 1920

1860s however, there are no indications of a consciousness that this process would also affect the urban farming in Uppsala. This shows the strength of the historical tradition of urban agriculture and the importance of urban farming in Sweden at this time. Even at the end of the 19th century it seems to have been nearly impossible to imagine a town without farming.

Urban settlement expansion in the late 19th century and early 20th century

By 1920, parts of the 50 ha of land east of Uppsala that the town had received in the land-reform *laga skifte*, had been developed for residential and industrial areas, see the right hand map in Figure 7. In addition, the urban settlement area had expanded northwards on privately owned land. Between 1850 and 1930 the population in Uppsala increased from almost 7 000 persons to more than 30 000 (Nilsson 1992). This large population increase had of course strong implications on the housing situation in Uppsala, and a number of new residential areas were needed. In this context it was a problem that the town's land ownership was restricted to the shaded areas shown in Figure 7, as only the 50 ha east of the town was in immediate connection with the developed town. A consequence of this was that in the late 19th century only private investors were constructing new housing areas in Uppsala.

These new areas were, however, too expensive for most people, meaning that only the more wealthy classes could live in the newly constructed apartments developed north of the town (*Bergold* 1989, p. 64ff.).

This shows that the location of the town's parcels of land in the land-reform in 1858 was important for the urban settlement expansion. Not until the early 20th century was the town more closely involved in the planning and construction of new residential areas, and at this time some of the areas the town had received in the *laga skifte* were used. The first two examples of this are the areas that were developed on the town's land parcels marked A and B in Figure 7. In the area southeast of the town (area B) large villas were constructed, and in the area north of the town (area A) small and cheap houses for the working class were constructed (*Bergold* 1989, p. 103ff. and 110ff.) This can be related to the general 'social planning' in Sweden, starting in the early 20th century (*Hirdman* 2000). Altogether, this shows that the ownership, as well as the geographical location, of the former agricultural areas of the town land had implications for the urban settlement expansion in the 20th century, as the location of the new urban settlement areas were located to the former arable fields of the town land.

Summarising discussion

The main aim of this paper has been to show how the town land was used from the late 17th century to the early 20th century. As we have seen, the Swedish towns that were established in medieval and early modern times all had town lands, although the origin of this land in medieval towns is somewhat unclear. The overview also showed that the sizes of the town lands, as well as the extent of arable fields, meadows, woodlands and pastures, varied largely between towns.

This paper has shown that the town land was important for urban agriculture in Uppsala until the mid-19th century. We saw that the majority of the town land in Uppsala was owned by the crown, and that the ownership was rather diverse concerning the other parts of the town land. Each parcel of the town land was generally rather small, as the average size was c. 1.1 ha. Furthermore, it was pointed out that a majority of the possessors had access to less than 5 ha per person. Only about 5 percent of the possessors had access to 10 ha or more, and this group was largely dominated by people from the social upper classes, such as the town mayor, councillors and professors. The tendency of a wealthy upper class to have access to large areas of town land has been pointed out in relation to other towns as well (e.g. *Herlitz* 1924; *Eliassen* 1996; *Sandström* 1996; *Björklund* 2003). Moreover, the town land was part of a social welfare system in Uppsala, designed for supporting the widows of deceased citizens by allowing the widows to keep their former husbands' plots for economic support. The land-reform and the establishing of farms on the town land in Uppsala during the latter half of the 19th century were attempts at trying to maintain and improve the urban agriculture, although the result of this was not very successful.

In the late 19th century and during the early 20th century, the town land was important for urban settlement expansion. The distribution of parcels in the land-reform process was important for the location of settlement areas in the expansion process, as private investors had access to most of the land north of the town, where expensive residential housing areas were constructed. By 1920 the municipality had planned two areas outside the town. These areas were located where the town had received land in the land-reform, and one of the areas was developed specifically for the working class.

The long time perspective used in this paper has shown how urban history is connected to historical urban farming. The towns' agricultural lands have had large implications on urban land use in pre-industrial times, as areas for urban food production, and in the 20th century, in the urban settlement expansion process. This paper indicates that urban agriculture might have been accessible to half of the urban population in Uppsala around 1700. This is interesting in relation to the question of urban food provision in pre-industrial times. To what extent were towns able to produce some of the urban food demand on the town land? Was it even possible for some pre-industrial towns to be self-sufficient concerning food? These are interesting questions that I intend to examine further in the continuation of this PhD-project.

Abstract

In pre-industrial times, Swedish towns had rural features. The citizens cultivated crops and vegetables and grazed their cattle on the town land – i.e. the rural areas under the towns' jurisdiction – and the level of urban food production was sometimes quite considerable. This historical urban agriculture was not unique for Swedish towns – the same trends were common in most European towns in pre-industrial times. This paper show how urban agriculture was managed and organised in the Swedish town of Uppsala during pre-industrial times.

In the 20th century, the urbanisation process implied an increased need for new urban residential areas, which initiated a general settlement expansion of Swedish towns. This expansion was to a large extent located to former agricultural land. Urban agriculture and its connections to the urban settlement expansion process form an important, but not yet highlighted, background to the urban landscapes of today.

This study is part of an ongoing PhD-project exploring the significance of historical urban agriculture in pre-industrial Swedish towns.

References

Archival sources

The regional archive (Landsarkivet) in Uppsala (ULA)

Uppsalas Rådhusrätts- och Magistratsarkiv: F IX: 2b, F IX: 3, KI:1

Lantmäteristyrelsens Arkiv (LSA)

B70-1:10

Electronical references

Nordisk familjebok (1920) vol 30, *Uppsala*. Available on line: <http://runeberg.org/nfcj/2008-03-20>.

Articles, books and unpublished theses and papers.

Ahlberg, N. (2005): Stadsgrundningar och planförändringar. Svensk stadsplanering 1521–1721. – Uppsala, Swedish University of Agricultural Sciences.

AT: Arboga Stads tänkebok, del I-IV. Utgiven av Erik Noreen och Torsten Wennström. Personregister av Sven Ljung. Samlingar utgivna av Svenska Fornskrift-sällskapet. – Uppsala 1935–1950.

Bácskai, V. (1995): Small towns in Eastern Central Europe. – In: *Clark, P [ed.]:* Small towns in early modern Europe. Cambridge, Cambridge University press.

Bergold, C. E. (1989): Uppsala. Stadsbyggande 1900–1960. Uppsala stads historia VI: 9. – Uppsala kommuns historiekommitté, Stadsarkivet Uppsala.

Björklund, A. (2003): Stadsjorden – en lantlig del av staden. En historisk studie av det agrara stadslandskapet med särskilt fokus på Arboga. Master's thesis. – Stockholm University, unpublished.

Björklund, A. (2008): Urban farming in rural towns; cultivation and livestock keeping in Uppsala before 1900. Licentiate thesis. – Department of Human Geography, Stockholm University, unpublished.

Bogucka, M. (1996): Limited urban landownership: Towns and nobility in early modern Poland, c. 1500–1650. – In: *Eliassen, F.-E. and Ersland, G. A. [eds.]:* Power, profit and urban land. Landownership in medieval and early modern Northern European towns. Aldershot, Scolar Press.

Braudel, F. (1986): Världens tid. Civilisationer och kapitalism 1400–1800. Vol. Band 3. – Stockholm Gidlund.

Degn, O. (1998): De gamle købstæders markjordsarealer og landbrugsaktiviteter. – In: *Elkjær, T. L. and Bloch Ravn, T. [eds.]:* Købstadens landbrug gennem 400 år, Rapport fra seminar i Den Gamle By 21. september 1998. [Århus] Den Gamle By.

Eliassen, F.-E. (1996): Profit, power and private planning: Landowners and small towns in early modern Norway. – In: *Eliassen, F.-E. and Ersland, G. A. [eds.]:* Power, profit and urban land. Landownership in medieval and early modern Northern European towns. Aldershot, Scolar Press.

Epstein, S. R. [ed.] (2001): Town and country in Europe, 1500–1800. – Cambridge, Cambridge University Press.

Herlitz, N. (1924): Svensk stadsförvaltning på 1830-talet, Stadshistoriska institutet. P. A. Norstedt & söner. – Stockholm.

Hirdman, Y. (2000): Att lägga livet till rätta, Carlsson bokförlag. – Stockholm.

- Köppke, J. (1967):* Hildesheim, Einbeck, Göttingen und ihre Stadtmark im Mittelalter. Untersuchungen zum Problem von Stadt und Umland. – Hildesheim, August Lax, Verlagsbuchhandlung.
- Lilja, S (2000):* Tjuvehål och stolta städer. Urbaniseringens kronologi och geografi i Sverige (med Finland) ca 1570-tal till 1810-tal, Studier i Stads- och kommunhistoria 20. – Stockholm, Stads- och kommunhistoriska institutet.
- Ljunggren, E. G. (1862):* Atlas öfver Sveriges städer med deras alla egor och jordar, jemte arealbeskrifningar, innefattande 89 kartor, upprättade under åren 1853–1861. – Stockholm.
- Nilsson, L. (1992):* Historisk tätortsstatistik. D. 1, Folkmängden i administrativa tätorter 1800–1970. – Stockholm, Stads- och kommunhistoriska institutet.
- Ödman-Löfvén, A. (1866):* Bidrag till Upsala-jordens historia, del I och II. P Hanselli. – Uppsala.
- Petré, T (1958):* Uppsala stads historia III, Uppsala under merkantilismens och statskontrollens tidsskede: 1619–1789. – Uppsala Historiekommission.
- PRFSS:** Privilegier, resolutioner och förordningar för Sveriges städer, Första delen (1251–1523) Utgiven av Nils Herlitz. – Stockholm 1927.
- Sandberg, R. (2001):* Town and country in Sweden, 1450–1650. – In: *Epstein, S. R. [ed.]:* Town and country in Europe, 1500–1800. Cambridge, Cambridge University Press.
- Sandström, Å. (1996):* Plöjande borgare och handlande bönder. Mötet mellan den europeiska urbana ekonomin och vasatidens Sverige. Studier i stads- och kommunhistoria/15, Stads- och kommunhistoriska institutet. – Stockholm.
- Szende, Katalin. G. (1996):* Some aspects of urban landownership in Western Hungary. – In: *Eliassen, F.-E. and Ersland, G. A. [eds.]:* Power, profit and urban land. Landownership in medieval and early modern Northern European towns. Aldershot, Scolar Press.

Klaus Fehn

Walter Christaller und die Raumplanung der NS-Zeit¹

In der Internet-Enzyklopädie »Wikipedia« findet sich unter dem Stichwort *Walter Christaller* u. a. folgende Aussage: »Seit 1996 vergibt der Deutsche Verband für Angewandte Geographie ungeachtet Christallers problematischer Vergangenheit den *Walter-Christaller-Preis für Nachwuchsgeographen*«. Diese negative Bewertung wird wie folgt begründet: »1940 tritt Christaller in die NSDAP ein und ist von 1940 bis 1945 Mitarbeiter im ›Stabshauptamt Planung und Boden‹ im SS-Planungsamt ›Reichskommissariat zur Festigung des deutschen Volkstums.‹ Er war in diesem Zusammenhang an der räumlichen Planung im besetzten Polen (Generalgouvernement) beteiligt und bearbeitete u. a. die Siedlungsplanung in einzelnen Gebieten (sog. ›Warthegau‹ und Bialystok), in denen er sein Modell der zentralen Orte durchsetzte, was dazu führte, dass einige Dörfer eliminiert wurden und die Bevölkerung dieser Dörfer selektiert wurde. Christaller pries das Modell der zentralen Orte, nach dem Orte hierarchisch nach ihren Versorgungsangeboten klassifiziert wurden und jedes Oberzentrum von einem Ring von Mittelzentren umgeben ist, die ihrerseits wieder von einem Ring von Unterzentren umgeben sind, als Umsetzung des ›Führerprinzips in die Raumordnung‹« (Eintragung von 2006).

Sehr aufschlussreich ist es, dieser Aussage die offizielle Begründung für die Benennung des Preises nach *Walter Christaller* durch den DVAG zur Seite zu stellen (Mager 1997): »Bei der Namengebung wurde darauf Wert gelegt, den Preis nach einer/m bekannten Geographin/Geographen zu benennen, wobei nach Möglichkeit gleichzeitig ein Bezug zum DVAG bestehen sollte. Die Wahl fiel auf *Walter Christaller*, da er einerseits nicht nur allen Geographen und Geographinnen, sondern darüber hinaus auch in benachbarten Wissenschaften bekannt ist. Andererseits ist *Dr. Walter Christaller* einer der Berufsgeographen, die den heutigen Deutschen Verband für Angewandte Geographie im Jahre 1954 gründeten, der ihn 1968 – vor seinem Tod – zum Ehrenmitglied ernannte.« Der 1893 geborene *Walter Christaller* gehört wohl rückblickend zu den herausragenden Geographen seiner Zeit. Sein Leben wurde durch die wechselhaften Zeiten stark geprägt, was sich nicht zuletzt in seinen wechselnden politischen Ansichten niederschlug. Der DVAG sieht in der Namengebung die Chance, offensiv einen Beitrag zur Aufarbeitung der Rolle der

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

Geographie im Dritten Reich zu erbringen. Innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Geographie (DGfG) wurde auf Initiative der DVAG zwischenzeitlich eine Projektgruppe eingesetzt, die sich mit der Erforschung der Verbandsgeschichte der Geographie befasst.

Anlässlich der erstmaligen Vergabe des *Walter-Christaller-Preises* im November 1997 hielt *Ruth Hottes* den Festvortrag über »Werk und Leben *Walter Christallers*« (Hottes 1997). Sie ging am Ende ihrer Rede auch auf die, wie sie formulierte, »tragischen Lebensumstände« ein. Sie kam zu folgendem Ergebnis: »Später wurde ihm gerne vorgeworfen, er sei vom Nationalsozialismus angekränkt gewesen. Dies muss unbedingt bestritten werden. Was er in dieser Zeit wollte, war zweierlei, seinen Lebensunterhalt verdienen und seine Theorie anwenden«. 1996 stellte *Hans Heinrich Blotevogel* in seinem grundlegenden Aufsatz mit dem Titel »Zentrale Orte: Zur Karriere und Krise eines Konzepts in Geographie und Raumplanung« (Blotevogel 1996a) mehrere Punkte heraus:

1. Christallers Theorie der zentralen Orte ist ein Leitkonzept der »neuen Geographie« der Nachkriegszeit.
2. Der konzeptionelle Ansatz *Christallers* stieß in der deutschen Geographie vor 1945 auf ein weitverbreitetes Unverständnis. Die positive Resonanz im skandinavisch-angelsächsischen Raum erfolgte dagegen bereits in den frühen 1940er Jahren.
3. Zur Mitwirkung *Christallers* an der Raumplanung in der NS-Zeit äußert sich *Blotevogel* nur sehr knapp: »Aber all dem steht auch eine weniger glänzende Kehrseite gegenüber. Im Dritten Reich hat Christaller sich und seine Theorie nur allzu willig in den Dienst der menschenverachtenden nationalsozialistischen Siedlungsplanung gestellt« (Blotevogel 1996a, S. 9).

Blotevogel weist in seinem in der »Erdkunde« erschienenen Aufsatz darauf hin, dass die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte der *Christallerschen* Theorie ein noch nicht geschriebenes Kapitel der geographischen Wissenschaftsgeschichte sei. Erstaunlicherweise äußert er sich in seinem in den »Informationen zur Raumentwicklung« in demselben Jahr veröffentlichten Parallelaufsatz mit dem leicht modifizierten Titel: »Zentrale Orte: Zur Karriere und Krise eines Konzepts in Regionalforschung und Raumordnungspraxis« (Blotevogel 1996b) nicht ähnlich zum Defizit in der Geschichte der Raumplanung.

Es gibt nämlich nur wenige Veröffentlichungen zur Tätigkeit *Christallers* im Dritten Reich. Deshalb ist es dringend nötig, einmal systematisch zu untersuchen, welche Rolle die *Christallerschen* Konzepte in der Raumforschung spielten und wie die theoretischen Grundgedanken für die Praxis umgewandelt wurden. Hierzu ist es unerlässlich, alle Veröffentlichungen *Christallers* aus der Zeit des Dritten Reichs heranzuziehen und diese in eine Beziehung zur Raumforschung dieser Jahre zu setzen. In diesem Zusammenhang stößt man immer wieder auf unvollständige Literaturlisten. Spezielle Archivrecherchen vor allem im Bundesarchiv würden sicherlich in verschiedenen Bereichen noch weiter führen (vgl. dazu u.a. *Nellner* 1987 und *Hartenstein* 1998); diese konnten aber abgesehen von einigen Informationsbesuchen für den vorliegenden Beitrag nicht geleistet werden.

Die weltbekannte 1933 erschienene Erlanger Dissertation *Christallers* enthält nur einen Satz zur Angewandten Geographie und zwar den Schlusssatz, wo vom möglichen Nutzen der erforschten ökonomisch-geographischen Gesetzmäßigkeiten für die wirtschaftliche und politische Praxis gesprochen wird (*Christaller* 1933a, S. 262). Eigenartigerweise wird aber sein in demselben Jahr erschienener Aufsatz zum Thema einer Neugliederung des Deutschen Reiches und seiner Verwaltungsbezirke (*Christaller* 1933b) fast nie erwähnt. Dort begrüßt *Christaller* die Pläne des Nationalsozialismus, neue Verwaltungseinheiten zu schaffen. Diese neu zu schaffenden größeren und kleineren Gebietseinheiten sollten nach seiner Meinung nicht nur zweckentsprechende Verwaltungsbezirke, sondern die organischen Zellen des Reiches und die lebenskräftigen fruchtbaren Raumgemeinschaften sein, die höchsten nationalen Zielen zu dienen berufen seien. Diese Raumeinheiten entstünden durch die gesetzmäßige Zusammenfassung von Wirtschafts- und Lebensgemeinschaften zu Gemeinschaften höherer Ordnung mit personellen, räumlich konkretisierten Leitorganen etwa in Form einer Burg oder einer Stadt.

Die sich formierende Raumordnung und Landesplanung des Dritten Reiches stellte sich als Hauptziel den Abbau der Unordnung des Gesamtbildes in Richtung auf eine harmonische Durchdringung von Stadt und Land sowie Gewerbe und Landwirtschaft oder anders ausgedrückt die möglichst enge Verbindung des Volkes zum Boden, die gleichmäßige Besiedlung des Raumes und die artgemäße Formung der Kulturlandschaft (*Lörcher* 1935; *Weigmann* 1935; *Meyer* 1936; *Blöcker* 1937; *Jarmer* 1937). Planung wurde als die Verwirklichung der Staatsidee von Blut und Boden definiert und nicht als Planwirtschaft.

Der Deutsche Geographentag 1936 in Jena war dem Thema »Raumforschung« gewidmet. Der neue Leiter der staatlichen Raumordnung *Konrad Meyer* forderte in seinem Grundsatzreferat die Geographie dringend auf, Wege über das Gegenwärtige hinaus zu einem neu zu gestaltenden und zu ordnenden deutschen Lebensraum der Zukunft zu öffnen (*Meyer* 1937). Die neu etablierte Raumforschung verstand sich zunächst als ein Sammelbecken für alle zielgerichteten Aktivitäten unterschiedlichster Art. Es folgte eine Phase mit Forschungen zu Schwerpunktthemen wie z.B. Landflucht, Verstädterung und industrielle Ballung (Arbeit der Reichsstelle 1938; *Kerrl* 1938; Volk und Lebensraum 1938).

Zu diesem Zeitpunkt legte *Christaller* sein zweites größeres Werk vor, das die ländliche Siedlungsweise im Deutschen Reich und ihre Beziehungen zur Gemeindeorganisation untersuchte (*Christaller* 1937a). Im Mittelpunkt dieser seiner Freiburger Habilitationsschrift von 1937 standen Art und Umfang der räumlichen Ausdehnung der verschiedenen Siedlungseinheiten (*Christaller* 1937c). Die von ihm gebildeten Typen betrachtete *Christaller* als sehr nützlich für den praktischen Zweck der kommunalen Neugliederung. Seine grundsätzlichen Überlegungen zu diesem Thema fasste er in einem Vortrag auf der Tagung süddeutscher Geographen in Freiburg 1937 zusammen, der 1938 unter dem Titel »Siedlungsgeographie und Kommunalwissenschaft« erschien (*Christaller* 1938a). *Christaller* beschwor die Geographie, in der Raumforschung durch eine grundsätzliche Umorientierung vom Dinglichen zum Soziologisch-Biologischen die Führung zu übernehmen. Er betonte, wie befruchtend die positive Einstellung des Nationalsozialismus zu der

Erforschung der räumlichen Lebensgemeinschaften sei und regte die Etablierung einer Kommunalgeographie als Geographie der nachbarschaftlichen Gemeinschaften an (vgl. auch *Christaller* 1937d).

Im Jahre 1937 nahm *Christaller* an der ersten Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung in Marienburg /Ostpreußen teil, die umfassend über den Aufbau der Raumforschung im Deutschen Reich informierte und einschlägige Forschungsergebnisse am Beispiel Ostpreußens vorführte (*Glatzel* 1937). Über die zweite Tagung, die 1938 in Graz/Steiermark stattfand, berichtete *Christaller* ausführlich in Petermanns Mitteilungen (*Christaller* 1938b). Er stellte dabei als großes gemeinsames Ziel die Ordnung des deutschen Raumes heraus und feierte *Konrad Meyer* als »wirklichen Führer der Raumforscher«. Negativ vermerkte er die geringe Anzahl von Teilnehmern aus der Geographie, der er dringend eine stärkere Ausrichtung auf die Raumforschung empfahl. Was die Aktivitäten der Raumforschung betreffe, sei bisher nur ein gewisser Raumausgleich möglich gewesen. Jetzt müsse ein einheitlicher Reichsraumordnungsplan aufgestellt werden, der mit einer klar volkspolitischen Ausrichtung eine gesunde deutsche Volks- und Lebensordnung anstrebe (*Lehmann* 1938).

Christaller bekam im Jahre 1938 die Gelegenheit, auf dem Internationalen Geographentag in Amsterdam seine Vorstellungen von den funktionalen Verbindungen zwischen den städtischen Agglomerationen, dem ländlichen Raum und den industriellen Gebieten vorzutragen. Dieser Vortrag ist im Tagungsband mit einem französischen Titel, aber mit einem deutschen Text erschienen (*Christaller* 1938c). In seinen Ausführungen bezieht er sich auf seine bisherigen Veröffentlichungen und die darin festgehaltenen wirtschaftsgeographischen Gesetze. *Christaller* belässt es aber nicht bei den Aussagen zur Theorie, sondern er beschäftigt sich auch ausführlich mit der Bedeutung seiner Forschungsergebnisse für die Raumplanung. Als Aufgaben der unbedingt nötigen staatlichen Raumplanung definiert er zunächst die schärfere Scheidung und zweckvollere Gestaltung jeder einzelnen Siedlungsgattung entsprechend ihrer typischen Funktionen und ihrer besonderen Standortbedingungen. Danach sollten ganz neuartige komplexe Siedlungsgebilde, kleine lokale Systeme mit einem zentralen Ort, flächengebundenen landwirtschaftlichen Siedlungen und einzelnen Industriewerken mit dörflichen Werksiedlungen geschaffen werden. Die Kenntnis des Normalsystems der zentralen Orte sei nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die praktische Raumplanung von größtem Wert; das System der zentralen Orte bilde einen Plan, nach dem man sowohl in den aufblühenden neuen Staaten im Osten Europas als auch in den alten Staaten vorgehen könne. Nach diesem Plan seien die meisten Kolonisationen, vor allem auch die des Deutschen Ordens vorgegangen.

Die *Christallerschen* Konzepte wurden erstmals ab 1938 in Ostpreußen in der Praxis erprobt. *Wolfgang Istel* behandelt in seinem 2002 erschienenen Buch über die Frühphase der Zentralitätsforschung (*Istel* 2002) ausführlich den brieflichen Kontakt zwischen *Christaller* und dem Königsberger Geographen *Hans Kellertat*. Dieser hatte 1934 über die Zentralen Orte Ostpreußens promoviert und 1936 einen bemerkenswerten Aufsatz zur Angewandten Geographie publiziert (*Kellertat* 1936). Dort gab es bereits seit 1933 einen speziellen Entwicklungsplan, der nun durch eine

umfangreiche Untersuchung zur Verteilung der ländlichen zentralen Orte und ihrer Einzugsbereiche ergänzt werden sollte (von Grünberg 1938; Glatzel 1937b; Volk und Lebensraum 1938, S. 452). Ostpreußen bildete so den Übergangsbereich zwischen dem Altreich und den nach dem Polenfeldzug dem Deutschen Reich zugeschlagenen sog. »Eingegliederten Ostgebieten«. Die praktische Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse erfolgte dementsprechend ab 1939 im neugewonnenen Regierungsbezirk Zichenau, der Ostpreußen angegliedert wurde (Reiser 1941).

Nach dem Ende des Polenfeldzugs und der darauf folgenden Einverleibung weiter polnischer Gebiete verkündete die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung das sog. kriegswichtige Forschungsprogramm mit dem Hauptthema des Ostens (Kriegswichtiges Forschungsprogramm 1939). Alle Aufgaben sollten im Zusammenhang mit den Fragen einer gesamteuropäischen Ordnung und insbesondere mit derjenigen der deutschen Lebensraumgestaltung stehen. Zu den »neuen politischen Aufgaben für die Wissenschaft, an deren rascher Lösung die politische Führung stärkstens interessiert ist«, gehörte auch als Punkt 5: »Welche Struktur und welche Gestaltung sollen die zentralen Orte des Ostens und ihre Einzugsgebiete künftig erhalten?« Dieser Punkt war in vier Teilaufgaben untergliedert: »a) Bestandsaufnahme der Struktur 1910 und 1931. b) Möglichkeit der volkstumsmäßigen, wirtschaftlichen und kulturellen Stärkung. c) Vorschläge für die Ordnung der Kultur- und Marktbereiche durch Ausbildung zentraler Orte niederer und höherer Ordnung (Marktflecken, Landstädte, Kreisstadt). d) Vorschläge für die bestmögliche volkstumsmäßige und wirtschaftliche Struktur, sowie die raumpolitische Gestaltung der einzelnen Kategorien zentraler Orte. Ausarbeitung von Typen für aa) Städte mit vorwiegend landwirtschaftlichem Hinterland, bb) Städte mit vorwiegend gewerblicher und industrieller Bevölkerung. cc) Städte mit gemischter landwirtschaftlicher und gewerblicher Bevölkerung«.

Zur Bewältigung der zahlreichen neuen Aufgaben der Raumplanung war ein großer Stab an Fachleuten nötig. Unter den von Konrad Meyer herangeholten Wissenschaftlern war auch Walter Christaller. Die Bedeutung der Thematik beweist die Gründung des neuen Arbeitskreises »Zentrale Orte« 1940 (Glatzel 1940). Er ergänzte die schon vorhandenen neun Arbeitskreise: 1. Reichsatlas. 2. Volkskraft, Volksdichte, Arbeitseinsatz. 3. Bodenschätze. 4. Wasserwirtschaft. Verkehrswirtschaft. 6. Wirtschaftsordnung. 7. Gesundung der Ballungsräume. 8. Notstandsgebiete. 9. Raumordnung und Gemeinden (Glatzel 1937). Christaller erarbeitete zunächst Gesamtkonzepte, die er in mehreren Aufsätzen publizierte. Die bezeichnenden Titel lauteten u.a. »Grundgedanken zum Siedlungs- und Verwaltungsaufbau im Osten« (Christaller 1940b) und »Die Kultur- und Marktbereiche der zentralen Orte im deutschen Ostraum und die Gliederung der Verwaltung« (Christaller 1940a). Als Hauptziel der Raumplanung betrachtete er, »planvolle Gliedgemeinschaften des Volkes in Organstellung zum staatlich gebundenen Volksganzen zu schaffen«.

Der Arbeitskreis »Zentrale Orte« der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung führte Ende 1940 eine Tagung durch, die folgende Fragen beantworten sollte, um die allgemeinen Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen: 1. Welches sind die wichtigsten Faktoren der Siedlungsstruktur? 2. Wo und in welcher Weise sind

zentrale Orte vorhanden? 3. Welche Größenordnung der zentralen Orte ist anzunehmen? (Glatzel 1940; Glatzel 1941). Der Arbeitskreis veröffentlichte im folgenden Jahr fünf Einzelbeiträge mit dem Sammeltitle: »Struktur und Gestaltung der zentralen Orte des deutschen Ostens« (Struktur 1941). Darunter befindet sich auch ein Aufsatz von Christaller mit dem Titel: »Die zentralen Orte in den Ostgebieten und ihre Kultur- und Marktbereiche« (Christaller 1941 b). Raumordnung bedeutete für Christaller die Beseitigung der Raumanarchie nach einem idealen Plan, d.h. im Raum nach einem geometrischen Schema. Bemerkenswert ist folgender Satz: »Eine sinnvolle ungekünstelte Zuordnung der Dörfer zu einem zentralen Ort wird aber durch unsere Auffassung von völkischer Gliederung, vom Führertum unabdingbar gefordert; das Führer-Gefolgschafts-Verhältnis muss auch siedlungsmäßig klar zum Ausdruck kommen«. An anderer Stelle spricht Christaller von der zwingend ineinandergreifenden Raumhierarchie vom einzelnen bäuerlichen Betrieb bis zur höchsten Einheit des Reichsgaues.

Das vorgeschlagene Netz der zentralen Orte und deren Einzugsgebiete für die »Eingegliederten Ostgebiete« stellt nach Christaller »nur einen Grundplan dar, der im einzelnen noch vieler Verfeinerungen, Korrekturen und Ergänzungen bedarf«. Zur nötigen Anpassung des Schemas, das von vereinfachenden Voraussetzungen ausgehen müsse, führt er folgendes aus: »Das theoretische Schema des Systems der zentralen Orte löst nicht alle Fragen. Die Natur des Landes (Flüsse, Gebirge), historische Umstände (Grenzen, historische Stadtlagen), Naturschätze und Industriemöglichkeiten verhindern, dass es starr angewandt werden könnte. Das System der zentralen Orte stellt aber die Grundordnung dar, die Grundlage des ganzen Siedlungsaufbaues. Und diese Ordnung soll auch sinnfällig sein, für jeden greifbar, wie etwa die Ordnung der Gebäudegruppen, der Plätze und Straßen einer gut gebauten Stadt«.

Auf der erwähnten Tagung wurde das Christallersche Konzept teilweise heftig angegriffen. In einem Tagungsbericht beschreibt Paul Glatzel die Situation zutreffend folgendermaßen (Glatzel 1940): »Den theoretisch-konstruktiven Ideen der grundsätzlichen Arbeiten von Dr. Christaller, die Stichwort und Leitgedanken dieses Themas festgelegt haben, stehen die von geographischen Gegebenheiten ausgehenden Untersuchungen von Prof. Geisler und die unmittelbar aus praktischen Bedürfnissen gewonnenen Untersuchungen des Königsberger Arbeitskreises gegenüber«. Er fährt fort, dass es »die Aufgabe des Arbeitskreises sei, für die praktischen Probleme der Planung die theoretischen Grundlagen zu klären und damit der Praxis gewisse Maßstäbe zur Verfügung zu stellen, die für die Entscheidungen im Einzelfall eine brauchbare Handhabe bieten«.

Der Geograph Walter Geisler, dessen Ausführungen ebenfalls in dem Konvolut veröffentlicht wurden (Geisler 1941), lehnte das Christallersche Konzept entschieden ab. Um die große Aufgabe der Ordnung und Gestaltung des deutschen Ostraums zu meistern, dürfe nicht die mathematische Fläche von Christaller zugrunde gelegt werden, sondern es müsse die Tragfähigkeit des geographischen Raumes erforscht werden, die wiederum von der natürlichen Ausstattung des Landes und der Art der Menschen, die den Raum bewohnen, abhängig sei. In einem 1942 erschienenen Buch (Geisler 1942) kennzeichnet Geisler unmissver-

ständig, welche Aufgaben für die Raumordnung in den »Eingegliederten Ostgebieten« zu bewältigen seien. Der deutsche Osten solle nicht nur dem Altreichsgebiet gleichgestellt werden, sondern es sei hier die große Gelegenheit gegeben, ein vorbildliches Land nach den Grundsätzen der nationalsozialistischen Weltanschauung zu schaffen. Hierzu müsse deutsches Volkstum angesiedelt und fremdes ausgemerzt werden. Aus vielen Ausführungen im Buch wird die rassistische Grundhaltung des Autors deutlich.

Grundsätzlichen Widerspruch gegen seine Vorstellungen zum Problemfeld »Raumtheorie und Raumordnung« (*Christaller* 1941c) erfuhr *Christaller* auch von *Friedrich Bülow* (1941) und *Hermann Herrigel* (1942). Obwohl *Christaller* die neuen weltanschaulichen Ideen von einer hierarchisch gestuften Volksgemeinschaft anerkannte und auch die Festigung des deutschen Volkstums in den neuen Ostgebieten als vorherrschende Aufgabe bezeichnete, hielt er an seinem Konzept der Raumgesetze fest, nach denen sich die Wirklichkeit der Wirtschaft, des volkshaften Lebens und des staatlichen Aufbaus ausrichte. *Bülow* stellte diesem Konzept eine neue Art der Raumordnung gegenüber, der eine konkrete weltanschauliche Gestaltungsidee für den deutschen Lebensraum zugrunde liege. Die Aufgabe der Gestaltung des Lebensraumes stelle sich dort in ihrer reinsten Form, wo es sich um die Planung neuer Räume handle.

Josef Umlauf sprach 1941 ebenfalls die geistigen und ideellen Voraussetzungen an, die im Dritten Reich geschaffen wurden (*Umlauf* 1941). Der neue Osten biete die Möglichkeit planmäßiger Gestaltung des Siedlungsaufbaues ganzer Landschaften vom Dorf bis zur Großstadt aus einem einheitlichen übergeordneten Willen heraus. Lebensordnung und räumliche Ordnung bezögen sich immer auf das deutsche Volkstum.

Christaller bezeichnete es 1940 als die hohe Aufgabe, vor die Raumforschung und Raumplanung im deutschen Osten gestellt seien, rasch Raumgemeinschaften niederer wie höherer Ordnung als organische Grundlagen der staatlichen Verwaltungsgliederung zu konzipieren (*Christaller* 1940b). In diesem Zusammenhang sprach er auch davon, »neue lebendige deutsche Raumgemeinschaften zu schaffen«. Genauere Ausführungen über die Konsequenzen seiner Pläne für den konkreten Raum und vor allem für seine Bevölkerung, sei es in der Gegenwart, sei es in der Zukunft, finden sich bei ihm aber nicht.

In einigen Veröffentlichungen bis zum Kriegsende beschäftigte sich *Christaller* mit dem theoretischen Ausbau seines Schemas in demographischer und ökonomischer Hinsicht. Er legte genaue Berechnungen für die Verteilung der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung im Hauptdorfbereich (*Christaller* 1942a) und im Landkreis vor (*Christaller* 1942b) und betonte mit Nachdruck die Bedeutung der Landstadt als entscheidender Stufe des Siedlungsaufbaus (*Christaller* 1944). Obwohl der Begriff des zentralen Ortes in zahlreichen politischen Manifesten der Zeit und in vielen einschlägigen Veröffentlichungen auftaucht, scheint die Mitarbeit *Christallers* für die konkrete Raumplanung aber keine größere Rolle gespielt zu haben. *Josef Umlauf*, wie *Christaller* ein Mitarbeiter von *Konrad Meyer*, berichtet in einem Statement von 1987 (*Umlauf* 1987), dass *Christaller* der geplante Beitrag für das wichtige Werk »Landvolk im Werden«, das 1941 von *Konrad*

Meyer herausgegeben wurde, aus grundsätzlichen Erwägungen entzogen und ihm selbst übertragen wurde. *Christaller* steuerte zu dem Buch nur einen vergleichenden Beitrag über »Das Land in der Verwaltungsgliederung des Altreichs« bei (*Christaller* 1941 a).

Die Raumordnungsvorschläge *Christallers* für die »Eingegliederten Ostgebiete« (vgl. dazu auch *Christaller* 1942/43 und *Christaller* 1943) wurden mehr und mehr als unrealistisch und zu schematisch abgelehnt (*Umlauf* 1941; *Culemann* 1942). Die Konzepte anderer Planer sprachen zwar noch von zentralen Orten, passten sich ansonsten aber möglichst eng an die völkischen Gegebenheiten an (*Schepers* 1942). *Josef Umlauf* berichtet 1942 von den vielen eingehenden Untersuchungen grundsätzlicher Art, die nötig wären, bevor für die praktische Planung die genauen Arbeitsanweisungen und Richtwerte gegeben werden könnten (*Umlauf* 1942). Die zahlreichen Kreisraumordnungsskizzen würden nun die Basis bilden für die Aufstellung eines Gesamtraumordnungsplanes für die »Eingegliederten Ostgebiete« als Konstruktionsplan für den Aufbau einer gesunden deutschen Kulturlandschaft.

Es müsste noch genauer untersucht werden, mit welchen Aufgaben *Christaller* von 1942 bis zum Kriegsende beauftragt war. Aus mir bekannten aber noch nicht ausgewerteten archivalischen Unterlagen aus dem Bundesarchiv geht aber eindeutig hervor, dass es sich dabei schwerpunktmäßig um Untersuchungen zur »Siedlungslenkung und Reichsumordnungsplanung« im Altreich sowie parallel zum fortschreitenden Rückzug aus den eroberten Gebieten auch um Arbeiten für den sogenannten »Reichsumquartierungsplan« handelte.

An einigen versteckten Stellen finden sich bereits in der Nachkriegsliteratur Hinweise auf diese wissenschaftlichen Aktivitäten *Christallers* in der Spätphase des Dritten Reiches. Sie sollen hier in knapper Form wiedergegeben werden, um das Bild etwas abzurunden, wenn auch einzuräumen ist, dass es sich durchwegs um auf einzelnen Archivalien beruhende Aussagen ohne eine intensive Einbettung in Gesamtzusammenhänge handelt.

Bereits in dem 1987 erschienenen Buch von *Gröning* und *Wolschke-Bulmahn* über den »Drang nach Osten« wurde die Veränderung der Zielrichtung festgehalten (*Gröning* und *Wolschke-Bulmahn* 1987, S. 88). Es heißt dort: »Gegen Kriegsende, als absehbar war, dass die Realisierung der Zentrale-Orte-Theorie in den »eingegliederten Ostgebieten« Utopie bleiben würde, wandte sich das diesbezügliche planerische Interesse wieder heimischen Gefilden zu«. Als Quelle geben die Autoren den Bericht des Raumplaners *Gerhard Isenberg* vom 17.3.1944 an und zitieren diesen folgendermaßen: »Die zentralen Orte, die 1940 für den Osten untersucht worden sind, müssen nunmehr in ganzer Breite für das Altreich bearbeitet werden«. Die hier herangezogene Veröffentlichung von *Gröning* und *Wolschke-Bulmahn* beschränkt sich auf diese Hinweise, »da die Zentrale-Orte-Theorie sowie die raumplanerischen Vorstellungen über die anzustrebende Siedlungsdichte in den »Eingegliederten Ostgebieten« hier nicht Gegenstand der Analyse sein sollen«.

Karl-Heinz Roth erwähnt in seinem Beitrag über »Generalplan Ost« – »Gesamtplan Ost« von 1993 (*Roth* 1993), dass *Christaller* sich in den zwei letzten Kriegsjahren mit bestimmten bevölkerungsökonomischen Verschiebungsprojekten befasste. *Konrad Meyer* habe seinen Wissenschaftlerstab mit der bevölkerungsstatistischen

Abstimmung der inzwischen fertiggestellten Kreisraumordnungs- und Flurbereinigungspläne des Reichsgebietes beauftragt, »um nun endlich jene raumpolitischen Strukturreformen einzuleiten, um derentwillen er sich dreieinhalb Jahre zuvor der Ostplanung zugewandt habe. Umso mehr entwickelte sich jetzt die Gestaltung des ›Reichsraumes‹, die ja analog zu den volkstumpolitischen Ambitionen ohnehin als krönender Abschluss des Gesamtvorhabens gedacht war. Jedoch unterlag gerade dieses Vorhaben alsbald den veränderten Sachzwängen einer totalisierten Kriegsführung«.

Michael Venhoff ging in seiner im Auftrag der Akademie für Raumforschung und Landesplanung verfassten Darstellung der Geschichte der deutschen Raumplanung zwischen 1935 und 1945 von 2000 auch relativ ausführlich auf die von ihm als »letzte Phase« der Raumforschung im Dritten Reich bezeichnete Zeit ab 1943 ein (Venhoff 2000, S. 46–48, S. 69–70). Seine Hauptthese lautet: »Im Zusammenhang mit den militärischen Rückschlägen der Wehrmacht rückt erneut das Altreich in den Mittelpunkt der Forscher und Planer, wobei Modelle, die im Rahmen der geplanten Neuordnung im Osten entworfen worden waren, nun auf das Altreich angewendet werden sollten«. In diesen Kontext gehören nach Meinung von Venhoff auch die späten Aktivitäten von Christaller. Der Autor nennt als wichtigste Quelle dieselbe Archivalie, die auch schon Gröning und Wolschke-Bulmahn ausgewertet hatten: den Bericht Isenbergs über eine Sitzung des Arbeitskreises »Zentrale Orte« Anfang 1944 in Weimar (Bundesarchiv R 113/25). Es heißt dort: »Im Anschluss erläuterte Christaller zur offenkundigen Verblüffung Isenbergs den Stand seiner Forschungen für das Altreich. Dieser ›typische Gelehrte, der aber durch Fahrrad und sonstige Reisen sämtliche Teile des deutschen Reiches‹ kenne«, hätte bereits Karten im Maßstab 1: 200.000 angefertigt, in denen die grundsätzliche Gliederung des reichsdeutschen Städte- und Dorfsystems eingetragen war. Das ganze Material läge mit Erläuterungsberichten, die bereits auf 2 000 Seiten angeschwollen sind, in der Ausweichstelle des Reichskommissars für die Festigung deutschen Volkstums in Vilshofen und stünde dort zur Einsichtnahme bereit.

Im Zusammenhang mit seinen umfassenden Recherchen zu seiner Bonner historisch-geographischen Dissertation über die nationalsozialistische Siedlungsplanung in den »Eingegliederten Ostgebieten« 1939 bis 1944 ist Michael Hartenstein im Bundesarchiv auch auf aussagekräftige Quellen zur Spätzeit der Raumforschung gestoßen (Hartenstein 1998). Leider konnte er diese Quellen, auf die ich in meinem Aufsatz in der Bonner Geographentagsfestschrift von 1997 hingewiesen habe (Fehn 1997), bis jetzt nicht auswerten. Besonders relevant für das Thema des vorliegenden Aufsatzes ist die umfangreiche Untersuchung von Walter Christaller mit dem Titel »Umbauplanung im Altreich. Bevölkerungsbilanz – Erläuterungen zum Bevölkerungsverteilungsplan« von Anfang 1944 (Bundesarchiv R49/976). Christaller legte hier genaue Zahlen für die nächsten 30 Jahre, also für eine Generation vor. Daraus wird schlagartig deutlich, wie viele Menschen von der nationalsozialistischen Siedlungsplanung betroffen gewesen wären. Christaller nannte die Zahl von 23 Millionen Deutschen, die durch den »Umbau« der betreffenden Altreichsgebiete für die Besiedlung neuer Ost- und Westgebiete (einschließlich Elsass, Lothringen, Eupen-Malmedy, Luxemburg, Oberkrain und Un-

tersteiermark) verfügbar seien. Davon waren 15,5 Millionen für die Gebiete außerhalb der Reichsgrenzen vom 1. September 1939 und 7,5 für die Gebiete innerhalb vorgesehen.

In der zum 25jährigen Bestehen der Raumforschung in Deutschland 1960 herausgegebenen Jubiläumsschrift schreibt der damalige Präsident der Akademie für Raumforschung und Landesplanung *Karl Heinrich Olsen* einleitend folgende Sätze, die die offizielle Einstellung zur Geschichte der Raumplanung in Deutschland zum damaligen Zeitpunkt gut wiedergeben (*Olsen* 1960). »*Es ist ein nur allmählich wieder zu behebendes Unglück für die deutsche Raumforschung, dass die offizielle Entstehung in die nationalsozialistische Ära Deutschlands fällt. Sie wurde deshalb nach 1945, und wird hier und da wohl auch heute noch manchmal als Ausfluss nationalsozialistischer Weltanschauung, als praktizierter Nationalsozialismus schlechthin, angesehen. In Wahrheit haben weder Raumordnung noch Raumforschung mit dem Nationalsozialismus auch nur das geringste zu tun.*«

In der unmittelbaren Nachkriegszeit hatte sich diese fragwürdige Einstellung zur Raumplanung des Dritten Reiches sehr rasch herausgebildet. In seinem Geleitwort zum ersten Heft der neu erscheinenden Zeitschrift »Raumforschung – Raumordnung« betont *Kurt Brünig*, der am Kriegsende die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung geleitet hatte, den überzeitlichen Charakter der Raumplanung (*Brünig* 1948). Es heißt dort: »*Die Staatsgebilde aller Zeiten, Völker und Erdräume stehen immer den gleichen Grundfragen der Landesplanung gegenüber, die sie mit verschiedenen Methoden und Intensität entsprechend dem Geiste der Zeit behandelt.*« Irgendwelche Hinweise auf die Verstrickung der Raumplanung im nationalsozialistischen Regime sucht man bei *Brünig* vergebens. Hier unterscheidet sich diese Veröffentlichung von dem Rechenschaftsbericht von *Carl Troll* im ersten Heft der »Erdkunde« 1947 (*Troll* 1947). Obwohl er im allgemeinen die Geographie gegen den Vorwurf der engen Verbindung zum Nationalsozialismus verteidigt, räumt er doch vereinzelte negative Entwicklungen ein. Er formuliert dies folgendermaßen: »*Das Ziel des Landschaftsschutzes, der Landschaftspflege und der Landschaftsgestaltung als solches ist jedenfalls erfreulich und im höchsten Maße zu begrüßen. Leider aber verband sich damit im nationalsozialistischen Deutschland in den Kriegsjahren bei einigen Autoren auch eine starke politische Forderung, zunächst in dem Sinne, dass die Landschaftspflege ähnlich wie die ›Volkspflege‹ in den eroberten Ostgebieten als Hoheitspflicht und Hoheitsrecht des autoritären Staates gelten sollte. Damit kam es in der wissenschaftlichen Begründung zu einer Verquickung mit der Rassenlehre und in der politischen Folgerung zu einer Unterordnung unter völkischer Machtpolitik und Wehrpolitik. Auch der letzte Schritt konnte nicht ausbleiben, daraus gewisse volks- und wehrpolitische Folgerungen zu ziehen.*«

Bei dem allgemeinen Fehlen einer kritischen Auseinandersetzung mit der Raumplanung der NS-Zeit in der Nachkriegszeit verwundert es nicht, dass die ersten Hinweise auf die Verbindung *Christallers* mit diesem Bereich sich nicht in den Veröffentlichungen zu seinem 70. Geburtstag 1968 (*Hottes* u. *Schöller* 1968; *Christaller* 1968. Vgl. dazu auch *Kluczka* 1967) finden, sondern in den zwei Beiträgen von *Konrad Meyer* unmittelbar nach seinem Tode 1969, jedoch ohne jegliche negative Bewertung. In seinem Artikel über *Walter Christaller* in der

zweiten Auflage des Handwörterbuchs der Raumforschung und Raumordnung 1970 (Meyer 1970) beanspruchte er für die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung den Verdienst, früher als die Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie die Bedeutung der Entdeckung der räumlichen Gliederung in zentrale Orte und zentralörtliche Bereiche durch Christaller erkannt zu haben. Meyer kennzeichnete die Tätigkeit Christallers folgendermaßen: »Als in den ersten 40er Jahren der Verfasser dieses Lebensbildes mit der Planung im Ostraum beauftragt wurde, holte er ihn in seinen Planungsstab. Hier hat Christaller bis zur Auflösung dieses Stabes als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der gedanklichen Klärung einer nach Beendigung des Krieges gedachten Neuordnung des damaligen Reichsgebietes gewirkt; er konnte nun – wirtschaftlich gesichert und vor manchen Querelen und politischen Misshelligkeiten abgesichert – die theoretischen Erkenntnisse seiner Dissertation an den Realitäten kultur- und siedlungsgeographisch unterschiedlicher Räume überprüfen«.

Auf der Tagung des Arbeitskreises »Historische Raumforschung« zum Thema »Raumordnung und Landesplanung im 20. Jahrhundert« 1971 (Meyer 1971) wandte sich Konrad Meyer in seinem Vortrag über die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung 1935–1945 gegen eine sog. dämonisierende Geschichtsbetrachtung und behauptete, dass die RAG eine ganz normale Wissenschaftsorganisation gewesen sei und die Begriffe Raumordnung und Raumforschung auch ohne das Regime der 30er Jahre geboren und politische Vokabeln geworden seien (vgl. dazu auch Umlauf 1986).

Es ist nicht die Hauptaufgabe meines Beitrags, die Mitwirkung Christallers an der Raumplanung der NS-Zeit moralisch oder juristisch zu bewerten. In meinem Vortrag auf der Passauer Tagung des »Arbeitskreises für genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa« 1990 habe ich mich zu dieser Thematik bereits allgemein deutlich geäußert (Fehn 1991; vgl. dazu neuerdings auch Fehn 2003, Fehn 2004 und Fehn 2007b): »Sehr bedrückend ist die Erkenntnis, dass neben Vertretern anderer Wissenschaften wie z. B. der Anthropologie eine große Anzahl von Fachleuten aus dem Bereich der Raumforschung, darunter auch namhafte Geographen waren, jahrelang offensichtlich ohne größeren Zwang die konkreten Details zur Umsetzung der Planungen geliefert haben. Neuere Untersuchungen stellen mit Recht die Frage, ob sich nicht auch diese Personen mit Schuld beladen hätten und nicht nur die verantwortlichen Politiker«. In meiner Zusammenfassung findet sich schließlich noch folgendes Statement: »Die beteiligten Technokraten beriefen sich nach 1945 auf ihren Status als unpolitische Fachleute, bedauerlicherweise mit Erfolg. Viele Teilelemente der Landesplanung im Osten tauchten nun wieder auf; im neuen politischen Umfeld erregten sie keinen Anstoß. Das Bewusstsein für die zeitweilige Verbindung dieser Leitbilder mit einem menschenverachtenden Rassismus ging weiten Kreisen verloren«.

Ansätze zur nötigen weiteren Vertiefung dieser Thematik bieten Veröffentlichungen von Peter Schöller, von Ruth Hottes, von Mechthild Rössler, von Wolfgang Istel und von Dieter Münk. Peter Schöller spricht im Jahre 1972 von »wissenschaftlich gewiss lauterem, aber doch die politischen Konsequenzen verkennenden Plänen Christallers zur Anwendung seines Systems der zentralen Orte« (Schöller 1972, S. X).

Ruth Hottes akzeptierte 1982, wie auch noch später 1996, dass Christaller, obwohl nach ihrer Meinung kein Nationalsozialist, in diesem Umfeld seine Ideen verwirklichen wollte (Hottes 1982). Mechtild Rössler kam 1987 und speziell 1990 zu dem Ergebnis, dass der Weg Christallers ins Reichskommissariat ein hervorragendes Beispiel für die ambivalente Rolle von Wissenschaftlern im Nationalsozialismus sei (Rössler 1990). Der von Wolfgang Istel anlässlich des Festkolloquiums zum 75. Geburtstag von Rudolf Klöpfer am 25.11.1988 gehaltene Vortrag über »Rahmenbedingungen der Zentralitätsforschung« wurde leider nicht veröffentlicht. Istel hat dem Verfasser sein Manuskript am 2. Februar 1989 mit folgendem wissenschaftshistorisch bemerkenswerten Begleitbrief zugesandt: *»Angesichts der äußerst spärlichen Befassung der Raumwissenschaften mit den nationalsozialistischen Raum-Ideologien und konkreten räumlichen Planungen und angesichts einer kaum geführten kritischen Auseinandersetzung damit, wie sie seit kurzem für den Städtebau und seit längerem in den Geschichtswissenschaften intensiv betrieben wird, habe ich in dem beigegeführten Vortrag über ›Rahmenbedingungen der Zentralitätsforschung‹ den Versuch unternommen, Material der angewandten Zentralitätsforschung aus der Zeit des NS-Staates mit den traurigen historischen Ereignissen nach der Annektierung Polens im September 1939 zu verknüpfen – ein erster Anfang. Das Bundesarchiv in Koblenz hält eine Fülle noch nicht ausgewerteten Materials zu diesen Fragen vor«*. Schließlich resümierte Dieter Münk 1993 ganz ähnlich: *»Die Tatsache, dass im Verhältnis zu originär nationalsozialistischen Akteuren der Raumplanung (Konrad Meyer, Friedrich Bülow etc.) Wissenschaftler wie Christaller als ›Idealisten‹ und/oder Technokraten die Funktion der wissenschaftlichen Zulieferer übernahmen, erklärt zumindest teilweise die ambivalente Rolle von Wissenschaftlern im Nationalsozialismus«*.

In diesem Zusammenhang ist noch auf den aufschlussreichen Beitrag von Mechtild Rössler über »Konrad Meyer und der ›Generalplan Ost‹ in der Beurteilung der Nürnberger Prozesse« von 1993 hinzuweisen (Rössler 1993). Daraus ist vor allem das Statement von Konrad Meyer zu zitieren, worin er jegliche Schuld abstritt: *»Da mein Auftrag war, einen Raumentwicklungsplan für die ›Eingegliederten Ostgebiete‹ zu erstellen und die Behandlung des Volkstumsproblems dabei nicht zu meinem Auftrag gehörte, erschien eine Entscheidung über diese Fragen im Augenblick nicht wichtig. Ich war zuversichtlich genug, dass mit der Zeit, wenn die durch den Krieg entfesselten Leidenschaften verklungen sind, Sachverstand und Vernunft über Ideologien und illusionäre Pläne obsiegen würden«*.

Im Rahmen eines umfassenden Forschungsprojekts zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft zwischen 1920 und 1975 wurde auch die Beteiligung dieser Institution an der Förderung des »Generalplans Ost« unter neueren Gesichtspunkten untersucht (Wissenschaft 2006b). Hierzu wurde auch eine Ausstellung mit dem Titel »Wissenschaft-Planung-Vertreibung. Der Generalplan Ost der Nationalsozialisten« zusammengestellt und in Bonn und Berlin gezeigt (Wissenschaft 2006a). Als Hauptergebnis dieser Forschungen kristallisierte sich eine breite »Konsenszone« zwischen Politik und Wissenschaft heraus. In der Einleitung zu dem Sammelband betonen Isabel Heinemann und Patrick Wagner, dass »die Selbstmobilisierung« für die Interessen des Regimes das dominante Verhaltens-

muster deutscher Wissenschaftler während des Nationalsozialismus darstellte« (Heinemann u. Wagner 2006).

Abschließend möchte ich folgende Thesen formulieren:

1. Was *Christaller* in die Raumplanung der NS-Zeit einbrachte, war nicht seine bekannte zentralörtliche Theorie, sondern ein umfassendes Raumordnungskonzept, das er, wie seine Veröffentlichungen nach der Dissertation beweisen, weitgehend selbst entwickelte. Bedeutsam ist dabei die von ihm praktizierte Verbindung von Geographie und Kommunalwissenschaft zur sogenannten Kommunalgeographie.
2. *Christaller* war kein Nationalsozialist und schon gar nicht ein Rassist, aber sicherlich ein Anhänger von autoritären Regimen, zumindest von Ordnungsgedanken in allen Lebensbereichen.
3. *Christaller* begrüßte die Entstehung der Raumforschung und bedauerte, dass die Geographie ihre Führungsrolle in diesem Bereich nicht wahrnahm. Er selbst stellte frühzeitig einen engen Kontakt zur Raumforschung und vor allem zu deren wichtigstem Vertreter *Konrad Meyer* her.
4. *Christaller* griff gerne das Angebot *Meyers* auf, seine Vorstellungen systematisch weiterzuentwickeln und für die »Eingegliederten Ostgebiete« Rahmenpläne zu erarbeiten.
5. *Christaller* war dabei nicht bereit, von seinem wirtschaftstheoretisch fundierten Grundkonzept abzurücken. Dies beschwor heftige Debatten einerseits mit den Vertretern der Angewandten Geographie, vor allem der Geographischen Landeskunde, und andererseits mit den Anhängern von völkisch-rassistischen Ideen herauf.
6. Obwohl sich in den politischen Konzepten der 1940er Jahre zahlreiche Elemente aus dem Gedankengebäude *Christallers* befinden, wäre es falsch von einem von ihm stammenden Gesamtplan für die Eingegliederten Ostgebiete zu sprechen. Noch abwegiger ist es, ihn für den Generalplan Ost verantwortlich zu machen. *Christaller* spielte bis zum Kriegsende keine entscheidende Rolle mehr, blieb aber in die Raumforschung eingebunden.
7. *Christaller* ist ein gutes Beispiel für den Typus des Idealisten und/oder Technokraten, der die Funktion des wissenschaftlichen Zulieferers im Nationalsozialismus übernahm. Wie er mit dieser Rolle im System neben den originär nationalsozialistischen Akteuren der Raumplanung wie *Konrad Meyer*, *Friedrich Bülow* und *Heinrich Wiepking-Jürgensmann* zurechtkam, ist noch nicht genügend erforscht.
8. *Christaller* wurde keineswegs aus der Geographie ausgeschlossen. Ein eindrucksvoller Beweis hierfür sind vor allem seine Aufsätze, Miszellen, Literaturberichte und Buchbesprechungen in führenden Fachzeitschriften (u.a. *Christaller* 1933b, *Christaller* 1937b, *Christaller* 1937d, *Christaller* 1938a). Das Verhältnis zwischen *Christaller* und dem Fach Geographie müsste noch genauer untersucht werden, wobei vor allem die ersten Nachkriegsjahre sehr aufschlussreich sind. Einige Überlegungen habe ich hierzu in meinem Beitrag zur Borger-Festschrift angestellt, der sich mit den frühen Ansätzen einer Angewandten Historischen Geographie in Deutschland beschäftigt (*Fehn* 2007a).

9. Die Wissenschaftsgeschichte sollte sich die Mühe machen, alle Veröffentlichungen eines Wissenschaftlers auszuwerten und sie soweit als möglich in eine Verbindung zueinander zu bringen. Dies ist bisher bei *Walter Christaller* in einem erstaunlichen Maße nicht geschehen. Weitere Forschungen müssten dann darüber hinaus noch ungedruckte Materialien heranziehen, was mir, wie schon eingangs gesagt, für diesen Beitrag nicht möglich war.

Es bleiben noch manche Fragen ganz oder teilweise unbeantwortet, wovon ich einige nennen möchte:

1. Hat *Christaller* seine Theorie für die Verwendung in der Raumplanung selbst umgeformt oder wurden diese von anderen Planern ohne seine Zustimmung instrumentalisiert?
2. In welchem Umfange überblickte *Christaller* die Auswirkungen der Planungsarbeit in den eingegliederten Ostgebieten und später in den Reichskommissariaten?
3. Ab wann wurde *Christaller* teilweise oder ausschließlich mit Aufgaben betraut, die ihren Schwerpunkt nicht mehr in Ostmitteleuropa oder Osteuropa hatten?
4. Gibt es wirklich keine Äußerungen von *Christaller* aus der Nachkriegszeit zum Zeitraum von 1940 bis 1945?
5. Warum wurde dieser Lebensabschnitt bis weit in die 1980er Jahre von der Zentrale-Orte-Forschung ausgeklammert?

Ich schließe mit der wörtlichen Wiedergabe des Grußwortes des »Chefs der deutschen Delegation« Prof. Dr. *Wolfgang Panzer* auf dem Internationalen Geographentag in Amsterdam 1938, das für die Situation in der damaligen Zeit sehr typisch ist (*Panzer 1938*): *»Wahrhaft kein Wissenschaftszweig ist so sehr wie die Geographie dazu berufen, im Raum, der den Völkern gegeben ist, das Spiel der landschaftsgestaltenden Kräfte zu erkennen und ihre Einfügung ins Ebenmaß der volkswirtschaftlichen Forderungen zu bestimmen. Reine wissenschaftliche Erkenntnis trägt den unmittelbaren Lohn in sich, für den Erkennenden, wie für das Volk, das diese Erkenntnis zu nutzen weiß. Das auserlesene Programm des Internationalen Geographischen Kongresses bringt eine Fülle solcher Fragen, die reiner wissenschaftlicher Erkenntnis bedürfen und unmittelbarer praktischer Nutzung für Volk und Land zugeführt werden können. In meinem Vaterland, das in einem unerhörten wirtschaftlichen Aufbau begriffen ist, müsste darum der von hier ergangene Ruf besonders freudig aufgenommen werden«.*

Erfreulicherweise besteht noch die Möglichkeit, auf eine einschlägige Tagung und die daraus hervorgegangene Veröffentlichung sowie speziell auf zwei einschlägige Referate bzw. Beiträge hinzuweisen. Es handelt sich um die am 12. und 13. Juni 2008 in Leipzig von der Akademie für Raumforschung und Landesplanung zusammen mit dem Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung durchgeführte Tagung zum Thema: Geschichte der Raumplanung. Vom Dritten Reich zur Bundesrepublik. Die Tagungsleiter *Heinrich Mäding* und *Wendelin Strubelt* hatten mich gebeten, die Moderation für einen der vier Schwerpunkte mit dem Titel: »Kontinuitäten grundlegender Konzepte der Raumplanung« zu übernehmen. Es wurden zwei Vorträge gehalten und zwar von *Karl R. Kegler* zum Thema: »Der neue

Begriff der Ordnung«. Zwischen NS-Staat und Bundesrepublik: Das Modell der zentralen Orte als Idealbild der Raumordnung« und von *Ariane Leendertz* zum Thema: »Der Gedanke des Ausgleichs und die Ursprünge des Leitbildes der »gleichwertigen Lebensbedingungen«. Beide Verfasser bezogen sich dabei auf ihre eigenen vor dem Abschluss stehenden bzw. abgeschlossenen Dissertationen. Besonders wichtig für den vorliegenden Aufsatz sind die Ausführungen von *Karl R. Kegler* zu »3. Anwendung nach 1939«, »4. Tragfähigkeit« und »5. Homogene Verhältnisse: Das Ausgreifen des RKF-Planungsapparates auf das Altreich«. *Kegler* hat für seine Arbeit in erheblichem Umfange Archivalien ausgewertet.

Hinzuweisen ist auf meinen Vortrag auf der Bamberger Tagung von ARKUM 2009 (Rahmenthema: Kulturlandschaft und Konsum) mit dem Titel: Konsumorientierte regionale Raumordnungspläne während der NS-Zeit, in dem ich mich auch mit *Christaller* beschäftigen werde (demnächst in *Siedlungsforschung* 28, 2010). Im Bereich Historische Geographie des Geographischen Instituts der Universität Bonn arbeitet *Stephan Bröhl* unter der Betreuung von *Winfried Schenk* an einer Dissertation zum Thema: »Kriegswichtige Forschung 1939 bis 1942: Geographen planen den »Neuen Osten«.

Literatur (in zeitlicher Ordnung)

- Christaller, Walter*: Die zentralen Orte in Süddeutschland. Eine ökonomisch-geographische Untersuchung über die Gesetzmäßigkeit der Verbreitung und Entwicklung der Siedlungen mit städtischen Funktionen. – Jena 1933 (*Christaller* 1933a).
- Christaller, Walter*: Grundsätzliches zu einer Neugliederung des Deutschen Reiches und seiner Verwaltungsbezirke. – In: *Geographische Wochenschrift* 1, 1933, S. 913–919 (*Christaller* 1933b).
- Lörcher, Carl Christoph*: Die Neuordnung des deutschen Raumes als Gemeinschaftsaufgabe. – In: *Reichsplanung* 1, 1935, S. 2–3.
- Weigmann, Hans*: Politische Raumordnung. – Hamburg 1935.
- Christaller, Walter*: Schreiben an Hans Kelletat 1936. Abdruck in *Istel* 2002.
- Kelletat, Hans*: Der Weg zur Angewandten Geographie. – In: *Zeitschrift für Erdkunde* 4, 1936, S. 255–260.
- Meyer, Konrad*: Raumforschung, eine Pflicht wissenschaftlicher Gemeinschaftsarbeit. Rede anlässlich der 1. Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft im Reichswissenschaftsministerium am 17. April 1936. – Neudamm u. Berlin 1936.
- Blöcker, Walter H.*: Raumordnung. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 1, 1937, S. 5–8.
- Christaller, Walter*: Die ländliche Siedlungsweise im Deutschen Reich und ihre Beziehungen zur Gemeindeorganisation. – Stuttgart u. Berlin 1937 (Einzelschriften des Kommunalwissenschaftlichen Instituts in der Universität Berlin) (*Christaller* 1937a).
- Christaller, Walter*: Eine neue Karte der ländlichen Siedlungsweise im Deutschen Reich. – In: *Zeitschrift für Erdkunde* 5, 1937, S. 734–737. Sonderveröffentlichung der in:

- Christaller, Walter:* »Die ländliche Siedlungsweise im Deutschen Reich und ihre Beziehungen zur Gemeindeorganisation« enthaltenen farbigen Übersichtskarte 1:3 Mill. (*Christaller 1937b*).
- Christaller, Walter:* Die ländliche Siedlungsweise im deutschen Reich. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 1, 1937 (*Christaller 1937c*).
- Christaller, Walter:* Literaturbericht Kommunalwissenschaft und Siedlungsgeographie. – In: *Jahrbuch für Kommunalwissenschaft* 4, 1937, S. 492–500 (*Christaller 1937d*).
- Glatzel, Frank:* Vordringliche Aufgaben der Raumforschung. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 1, 1937, S. 118–119 (*Glatzel 1937a*).
- Glatzel, Frank:* Die Marienburger Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft 19.–21. Mai 1937. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 1, 1937, S. 372–375 (*Glatzel 1937b*).
- Jarmer, Ernst:* Politische Zielsetzung und weltanschauliche Abgrenzung der Raumordnung. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 1, 1937, S. 8–10.
- Meyer, Konrad:* Raumforschung und Geographie. – In: *Verhandlungen und Wissenschaftliche Abhandlungen des 26. Deutschen Geographentages zu Jena 1936*. Breslau 1937, S. 34–40.
- Die Arbeit der Reichsstelle für Raumordnung. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 2, 1938, S. 281–287.
- Christaller, Walter:* Siedlungsgeographie und Kommunalwissenschaft. – In: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 84, 1938, S. 49–53 (*Christaller 1938a*).
- Christaller, Walter:* Bericht über die zweite Reichstagung der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung in Graz vom 17. bis 20. Oktober 1938. – In: *Petermanns Geographische Mitteilungen* 84, 1938, S. 372–373 (*Christaller 1938b*).
- Christaller, Walter:* Rapports fonctionnels entre les agglomérations urbaines et les campagnes. – In: *Comptes rendus du Congrès International de Géographie Amsterdam 1938*. Tome Deuxième. Travaux de la section IIIa Géographie humaine. Leiden 1938, S. 123–138 (*Christaller 1938c*).
- Grünberg, Hans-Bernhard von:* Das neue Ostpreußen. Rechenschaft über den Aufbau der Provinz. – Königsberg 1938 (Schriften des Ostpreußeninstituts der Albertus-Universität, 1).
- Kerrl, Hanns:* Reichsplanung und Raumordnung. – In: *Grundlagen, Aufbau und Wirtschaftsordnung des nationalsozialistischen Staates*. 2. Band Gruppe I, 24a. – Berlin u. Wien o.J. [1938].
- Lehmann, Hanns:* Zur Grazer Tagung der Reichsarbeitsgemeinschaft. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 2, 1938, S. 498–499.
- Panzer, Wolfgang:* Séance inaugurale du Congrès international de Géographie d'Amsterdam. Grußwort. – In: *Comptes rendus du Congrès international de Géographie Amsterdam 1938*. Tome premier Actes du Congrès 1938, S. 10–11.
- Meyer, Konrad [Hrsg.]:* Volk und Lebensraum. Forschungen im Dienste von Raumordnung und Landesplanung. – Heidelberg 1938 (Beiträge zur Raumforschung und Raumordnung, Bd. 1).
- Das kriegswichtige Forschungsprogramm der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 3, 1939, S. 502.
- Christaller, Walter:* Die Kultur- und Marktbereiche der zentralen Orte im deutschen Ostraum und die Gliederung der Verwaltung. – In: *Raumforschung und Raumordnung* 4, 1940, S. 498–503 (*Christaller 1940a*).
- Christaller, Walter:* Grundgedanken zum Siedlungs- und Verwaltungsaufbau im Osten. – In: *Neues Bauerntum* 32, 1940, S. 305–312 (*Christaller 1940b*).
- Glatzel, Frank:* Welche Struktur und welche Gestaltung sollen die zentralen Orte des Ostens und ihre Einzugsgebiete künftig erhalten? Sitzung des Arbeitskreises »Zentra-

- le Orte« der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung am 26.10.1940. – In: Raumforschung und Raumordnung 4, 1940, S. 503–504.
- Bülow, Friedrich: Zur Problematik des Raumbegriffs. – In: Archiv für Wirtschaftsplanung 1, 1941, S. 137–149.
- Christaller, Walter: Das Land in der Verwaltungsgliederung des Altreiches. – In: Meyer, Konrad: Landvolk im Werden. Material zum ländlichen Aufbau in den neuen Ostgebieten. Berlin 1941, S. 283–288 (Christaller 1941 a).
- Christaller, Walter: Die zentralen Orte in den Ostgebieten und ihre Kultur- und Marktbereiche. – Leipzig 1941 (Struktur und Gestaltung der zentralen Orte des deutschen Ostens, 1) (Christaller 1941 b).
- Christaller, Walter: Raumtheorie und Raumordnung. – In: Archiv für Wirtschaftsplanung 1, 1941, S. 116–135 (Christaller 1941 c).
- Geisler, Walter: Welche Struktur und welche Gestaltung sollen die zentralen Orte des Ostens und ihre Einzugsgebiete künftig erhalten? – Leipzig 1941 (Struktur und Gestaltung der zentralen Orte des deutschen Ostens, 2).
- Glatzel, Frank: Die Gestaltung der Städte in den neuen Ostgebieten. Nachwort zu Raumforschung und Raumordnung 5, 1941, Hefte 3/4, S. 231.
- Reiser, Dietrich: Ostpreußische Untersuchungen zur Frage der ländlichen zentralen Orte. – Leipzig 1941 (Struktur und Gestaltung der zentralen Orte des deutschen Ostens, 3).
- Struktur und Gestaltung der zentralen Orte des deutschen Ostens. Gemeinschaftswerk im Auftrage der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung. – Leipzig 1941.
- Umlauf, Josef: Zur Stadtplanung in den neuen deutschen Ostgebieten. – In: Raumforschung und Raumordnung 5, 1941, S. 101–122.
- Christaller, Walter: Die Verteilung der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung im Hauptdorfbereich. – In: Neues Bauerntum 34, 1942, S. 139–145 (Christaller 1942 a).
- Christaller, Walter: Die Verteilung der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung im Landkreis. – In: Neues Bauerntum 34, 1942, S. 169–176 (Christaller 1942 b).
- Culemann, Carl: Aufbau und Gliederung gebietlicher Bereiche als Aufgabe räumlicher Gestaltung. Ein Beitrag zur Frage der zentralen Orte. – In: Raumforschung und Raumordnung 6, 1942, S. 249–256.
- Geisler, Walter: Der Deutsche Osten als Lebensraum für alle Berufsstände. – Berlin 1942.
- Herrigel, Hermann: Raum und Räume. – In: Raumforschung und Raumordnung 6, 1942, S. 343–345.
- Schepers, Hans-Julius: Raumordnung im Generalgouvernement. – In: Raumforschung und Raumordnung 6, 1942, S. 202–216.
- Umlauf, Josef: Der Stand der Raumordnungsplanung für die eingegliederten Ostgebiete. – In: Neues Bauerntum 34, 1942, S. 281–293.
- Christaller, Walter: Land und Stadt in der deutschen Volksordnung. – In: Deutsche Agrarpolitik 1, 1942/43, S. 53–56.
- Christaller, Walter: Die Gliederung der deutschen Agrarlandschaft. – In: Neues Bauerntum 39, 1943, S. 105–106.
- Christaller, Walter: Die Landstadt als Stufe des Siedlungsaufbaus. – In: Neues Bauerntum 36, 1944, S. 300–304.
- Troll, Carl: Die geographische Wissenschaft in Deutschland in den Jahren 1933 bis 1945. Eine Kritik und Rechtfertigung. – In: Erdkunde 1, 1947, S. 3–47.
- Brüning, Kurt: Zum Geleit. – In: Raumforschung-Raumordnung. Hefte der Akademie für Raumforschung und Landesplanung. Berichte über Raumforschung, Raumordnung und Landesplanung, Regionalplanung und angewandte Landeskunde 1948, Heft 1, S. 1–2.

- Olsen, Karl Heinrich:* Zum Geleit. – In: *Raumforschung. 25 Jahre Raumforschung.* Bremen 1960, S. 1–5.
- Kluczka, Georg:* Die Entwicklung der zentralörtlichen Forschung in Deutschland. – In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 38, 1967, S. 273–304.
- Christaller, Walter:* Wie ich zu der Theorie der zentralen Orte gekommen bin. – In: *Geographische Zeitschrift* 56, 1968, S. 88–101.
- Hottes, Karlheinz u. Schöller, Peter:* Werk und Wirkung Walter Christallers. – In: *Geographische Zeitschrift* 56, 1968, S. 81–87.
- Meyer, Konrad:* Christaller, Walter. – In: *Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung.* 2. Aufl. Hannover 1970. Sp. 403–409.
- Meyer, Konrad:* Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung 1935–1945. – In: *Raumordnung und Landesplanung im 20. Jahrhundert.* Hannover 1971 (*Historische Raumforschung*, 10), S. 103–116.
- Schöller, Peter:* Einleitung. Entwicklung und Akzente der Zentralitätsforschung. – In: *Zentralitätsforschung.* – Darmstadt 1972 (*Wege der Forschung*, Nr. 301), S. IX–XXI.
- Lichtenberger, Elisabeth:* Theoretische Konzepte der Geographie als Grundlagen für die Siedlungsgeschichte. – In: *Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte Österreichs.* Wien 1974, S. 5–33.
- Hottes, Ruth:* Walter Christaller – Ein Überblick über Leben und Werk. – In: *Geographisches Taschenbuch* 1981/82. Wiesbaden 1981, S. 59–70.
- Umlauf, Josef:* Zur Entwicklungsgeschichte der Landesplanung und Raumordnung. – Hannover 1986 (*Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung Abhandlungen*, 90).
- Gröning, Gert u. Wolschke-Bulmahn, Joachim:* Der Drang nach Osten. Zur Entwicklung der Landespflege im Nationalsozialismus und während des Zweiten Weltkrieges in den »eingegliederten Ostgebieten«. – München 1987 (*Die Liebe zur Landschaft*, 3 = *Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung*, 9).
- Nellner, Werner:* Die Bestände des Bundesarchivs in Koblenz. Wichtige Quellen für die historische Geographie besonders des 20. Jahrhunderts. – In: *Siedlungsforschung. Archäologie-Geschichte-Geographie* 5, 1987, S. 269–283.
- Rössler, Mechtild:* Die Institutionalisierung einer neuen »Wissenschaft« im Nationalsozialismus: Raumforschung und Raumordnung 1935–1945. – In: *Geographische Zeitschrift* 75, 1987, 177–194.
- Umlauf, Josef:* Stellungnahme vom 12.1.1986. – In: *Gröning u. Wolschke-Bulmahn* 1987, S. 209–216.
- Istel, Wolfgang:* Rahmenbedingungen der Zentralitätsforschung. Ungedrucktes Manuskript 1988 (Vortrag am Geographischen Institut der Universität Göttingen anlässlich des Festkolloquiums zum 75. Geburtstag von Rudolf Klöpfer).
- Rössler, Mechtild:* »Wissenschaft und Lebensraum«. *Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus.* Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie. – Berlin 1990 (*Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte*, 8).
- Fehn, Klaus:* Die Auswirkungen der Veränderungen der Ostgrenze des Deutschen Reiches auf das Raumordnungskonzept des NS-Regimes (1938–1942). – In: *Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie* 9, 1991, S. 199–227.
- Münk, Dieter:* Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches. – Bonn 1993 (*Pahl-Rugenstein Hochschulschriften*, 284).
- Rössler, Mechtild:* Konrad Meyer und der »Generalplan Ost« in der Beurteilung der Nürnberger Prozesse. – In: *Der »Generalplan Ost«.* Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik. Berlin 1993, S. 356–387.

- Roth, Karl-Heinz: »Generalplan Ost« – »Gesamtplan Ost«. Der Forschungsstand, Quellenprobleme, neue Ergebnisse. – In: Der »Generalplan Ost«. Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik. Berlin 1993, S. 25–117.
- Blotevogel, Hans Heinrich: Zentrale Orte. Zur Karriere und Krise eines Konzepts in Geographie und Raumplanung. – In: Erdkunde 50, 1996, S. 9–26 (Blotevogel 1996a).
- Blotevogel, Hans Heinrich: Zentrale Orte. Zu Karriere und Krise eines Konzeptes in der Regionalforschung und Raumordnungspraxis. – In: Informationen zur Raumentwicklung 1996, S. 617–629 (Blotevogel 1996b).
- Fehn, Klaus: Zentralismus und Regionalismus in der nationalsozialistischen Siedlungspolitik 1939–45. – In: Deutschland und Europa. Historische, politische und geographische Aspekte. Bonn 1997 (Colloquium Geographicum, 24), S. 133–145.
- Hottes, Ruth: Werk und Leben Walter Christallers. Auszüge aus der Festrede anlässlich der Verleihung des Walter-Christaller-Preises 1996. – In: Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie 21, 1997, S. 28–30.
- Mager, Thomas J.: Walter-Christaller-Preis 1996. – In: Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie 21, 1997, S. 27.
- Hartenstein, Michael: »Neue Dorflandschaften«. Nationalsozialistische Siedlungsplanung in den »eingegliederten Ostgebieten« 1939 bis 1944 unter besonderer Berücksichtigung der Dorfplanung. – Berlin 1998 (Wissenschaftliche Schriftenreihe Geschichte, 69).
- Venhoff, Michael: Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung (RAG) und die reichsdeutsche Raumplanung seit ihrer Entstehung bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs 1945. – Hannover 2000 (ARL Arbeitsmaterial 258).
- Istel, Wolfgang: Prae Christaller. – München 2002.
- Fehn, Klaus: »Lebensgemeinschaft von Volk und Raum«: Zur nationalsozialistischen Raum- und Landschaftsplanung in den eroberten Ostgebieten. – In: Radkau, Joachim u. Uekötter, Frank [Hrsg.]: Naturschutz und Nationalsozialismus. Frankfurt u. New York 2003 (Geschichte des Natur- und Umweltschutzes, 1), S. 207–224.
- Fehn, Klaus: »Ballungsräume« und »Notstandsgebiete«: Kernräume und Peripherien in der nationalsozialistischen Raumordnung. – In: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 22, 2004, S. 119–143.
- N.N.: Christaller, Walter. Artikel in: Wikipedia 2006.
- Heinemann, Isabel u. Wagner, Patrick: Einleitung. – In: Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2006 (Beiträge zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1), S. 7–21.
- Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Der Generalplan Ost der Nationalsozialisten. Eine Ausstellung der Deutschen Forschungsgemeinschaft. – Bonn u. Berlin 2006 (Wissenschaft 2006a).
- Wissenschaft – Planung – Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert. – Stuttgart 2006 (Beiträge zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1) (Wissenschaft 2006b).
- Fehn, Klaus: Frühe anwendungsorientierte historisch-geographische Grundlagenforschung in Deutschland (1882–1981). – In: Landschap in ruimte en tijd. Amsterdam 2007, S. 100–110 (Fehn 2007a).
- Fehn, Klaus: Völkisch-rassistische »Geoarchäologie« im Dritten Reich. – In: Aedificatio terrae. Beiträge zur Umwelt- und Siedlungsarchäologie Mitteleuropas. Rahden/Westfalen 2007 (Internationale Archäologie. Studia honorarica, 26), S. 125–130 (Fehn 2007b).

Leendertz, Ariane: Ordnung schaffen. Deutsche Raumplanung im 20. Jahrhundert. – Göttingen 2008.

Vom Dritten Reich zur Bundesrepublik. Beiträge einer Tagung zur Geschichte von Raumforschung und Raumplanung. Hrsg. von *Heinrich Mäding* u. *Wendelin Strubelt*. – Hannover 2009 (Arbeitsmaterial der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Nr. 346).

Kegler, Karl R.: »Der neue Begriff der Ordnung«. Zwischen NS-Staat und Bundesrepublik: Das Modell der zentralen Orte als Idealbild der Raumordnung. – Diss. Aachen 2009 (erscheint demnächst).

Raf Verbruggen

A geographical appreciation of historical research on urban networks¹

Introduction

Towns and cities cannot be understood when studied in isolation from their environment. Since their early origins, urban settlements have been characterised by the existence of various interactions with a wider world. Historians and geographers have been investigating the external relations of towns and cities in a large variety of ways. Much of this research has concentrated on the study of the relations between towns and cities in urban networks. This paper attempts to give an overview of the systematic historical research on urban networks in the Low Countries during the late Middle Ages and Early Modern Period, focusing on economic rather than on political or cultural linkages. Such an overview will allow to theoretically clarify the different processes behind the external relations of cities and towns, and to suggest strategies for future research by exposing some of the strengths and weaknesses of the historical research undertaken so far.

In this overview, a first distinction will be made between comparative research and the study of connections between places. Secondly, the study of local relations between towns and their hinterlands will be discerned from the study of non-local inter-city relations. And finally, an approach focusing on agency will be contrasted with an infrastructural approach to external urban relations.

Formal relations versus substantial relations

A first important distinction has to be drawn between a comparative analysis of towns and cities and a network analysis of connections between places. In comparative research, different urban settlements are ranked according to one or more variables, especially population size. Although such rankings describe formal relations of similarity and dissimilarity between urban settlements, they cannot procure direct information about substantial relations of connection and interaction be-

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde. For a preliminary version of this paper, see Verbruggen (2007). I would like to thank Professor *Peter J. Taylor* and *Michael Hoyler* from the Geography Department of Loughborough University for their valuable feedback on this paper.

tween towns and cities (Sayer 1992, p. 88). Ranking lists of urban settlements can describe settlement or urbanisation patterns for a certain area, but they do not prove the existence of an urban network or hierarchy² since these require the presence of substantial relations. Therefore, the study of urban networks implies the collection and analysis of relational data about flows between towns and cities instead of attribute data about them (Derudder 2008; Taylor 1997, pp. 324–325).³

However, because of a lack of relational data (Lesger 1990a, p. 137), many studies of so-called urban ‘networks’ and/or urban ‘hierarchies’ have necessarily been confined to rankings of attribute data. In some cases this has led to a confusion of networks with rankings of statistical data, despite repeated warnings against such confusions by scholars like Blockmans (1992, pp. 245–247), Bruneel (1992, pp. 95–101), and Prevenier et al. (1992, p. 158). Accordingly, many historians have been investigating flows between urban settlements through the analysis of relational data. Among others, attention has been paid to migration patterns, flows of commodities, and dispersal patterns of innovations (Kooij 1992, p. 514).

Town-ness versus City-ness

Consequently, urban networks and hierarchies always imply substantial relations between urban settlements. Recently, Taylor (2007; Taylor et al. 2008) has drawn a distinction between two relational urban processes: town-ness and city-ness. Town-ness is a generic process that links central places to their hinterlands through the offering of central goods and services. Consequently, town-ness operates on a local scale in bounded territories (the hinterlands), and generates vertical relations between central places and their service areas (a *hierarchy*). The best-known model of town-ness is central place theory, as developed by Christaller (1933) and others. City-ness is a generic process as well, linking different cities with each other beyond their hinterlands. City-ness is a non-local process, generating horizontal rather than unequal relations between cities by means of a mutual exchange of goods, capital, etc. (a *network*). Taylor et al. (2008) present a central flow theory as a geographical model of city-ness. While town-ness is a rather stable and static process, city-ness is much more dynamic and prone to change. Being processes, city-ness and town-ness are not mutually exclusive but can and do occur in one and the same place at the same time. Consequently, both processes are present in towns as well as in cities, although one can expect that city-ness is proportionally more important to understand the economies of large cities than those of small towns and vice versa.

2 The term ‘hierarchy’ is ambiguous since it can be used (according to the Oxford Dictionary) both as a synonym for ranking, as well as in the sense of a system in which unequal substantial relations exist between the different levels. I will use ‘hierarchy’ in the latter sense.

3 Some attribute data however provide indirect evidence for the existence of flows between places. Geographers investigating the current relations between world cities for example use attribute data about the presence of offices of multinational corporations in cities, implying the existence of intra-firm flows between the different offices of these corporations (Taylor 2004).

In most cases, the systematic study of the external relations of towns and cities has been confined to the investigation of urban hierarchies, focusing on the town-ness relations between urban settlements. Hereby historians often applied *Christaller's* central place theory as an analytical tool (e.g. *Lesger* 1990a). For the explanation of urban settlement patterns, central place theory has its shortcomings however. Firstly, central place theory only explains hierarchical relations between urban settlements, whereby a central place of higher order offers central goods and services to the central places of lower order situated in its hinterland. For the explanation of relations between central places of the same level, another process is needed. Secondly, many historians have stressed the importance of non-local relations between cities for the explanation of urban settlement patterns, especially in export-oriented environments such as the Low Countries (*Lesger* 1990a, pp. 142–144). When the scale of analysis becomes larger, the external relations of urban settlements become more determined by city-ness than by town-ness. Finally, being a rather stable process, town-ness is not able to explain the dynamics of urban networks.

As a result, many historians started to distinguish between local and non-local urban relations. According to *Hohenberg* and *Lees* (1995, pp. 47–73), on the one hand cities and towns belong to a central place system, while on the other hand they are part of a larger network system. This dual model of urbanisation is similar to *Taylor's* distinction between town-ness and city-ness, the fundamental difference being that the latter are processes instead of systems. *Lesger's* (1990b) investigation of the evolution of Hoorn's position in its network system and its central place system in the late Middle Ages and the Early Modern Period illustrates the applicability of *Hohenberg* and *Lees's* theory very well. However, studies such as *Lesger's* were still limited to the analysis of the network from the perspective of individual gateway cities (*Kooij* 1992, pp. 514–517), focusing upon their role as intermediaries between an extra-local city network and a local central place hierarchy. Only recently and undoubtedly under the influence of present-day globalisation processes, historians have been showing more and more interest in the study of transnational city networks as a whole (e.g. *Harreld* 2004, pp. 95–100).

A critique that deserves more attention is *Blockmans's* (1992, p. 245) assertion that the unit of analysis should be the network itself, as defined by the intensity and the nature of the relations between the components. Town-ness operates at the scale of hinterlands, which vary in extent according to the central goods or services offered. City-ness on the other hand is not bounded by hinterlands or territories, and results in transnational rather than national city networks. Consequently, the size of hinterlands and networks should not be taken for granted, but has to be determined empirically through the investigation of the flows linking towns and cities with each other or with their surrounding area, implying the need for relational data rather than attribute data. However, often administrative and political boundaries have been used to define hinterlands as well as networks, a practice that is defensible when analysing administrative central functions or networks, but not for other – especially economic – relations (*Klep* 1992, p. 204). In particular the scale of the state has been very popular as a scale of analysis for urban

hierarchies and networks. Sometimes inspired by the geographical research on national urban systems, historians have investigated the urban networks and central place hierarchies of pre-modern principalities such as the county of Flanders (Prevenier et al. 1992; Stabel 1997) or modern nation-states such as the Netherlands (Kooij 1988). Although state power clearly influences the configuration of urban hierarchies and networks, Taylor (2004, pp. 15–20, pp. 49–51) has shown national economies to be a myth, upheld by a state-centric social science. The false scale of the state has also led to a confusion between networks and hierarchies, biasing the research towards a search for national urban hierarchies (Taylor et al. 2008). Accordingly, only recent transnational studies of city networks have stressed the horizontal character of relations between cities (e.g. Lesger 2006).

Infrastructures versus agents

Urban hierarchies and networks can be investigated in two different ways. A first approach focuses upon the communication and transport infrastructures linking places to each other, such as road or canal networks, mail services etc. Although studies of infrastructures yield valuable descriptions of the configuration of the external relations of towns and cities, they are deficient in explaining the mechanisms of network formation (Derudder 2008). Infrastructures tend to stabilise the external relations of urban settlements rather than creating them. Besides, many infrastructures are typically produced by modern states, attracting the attention towards national instead of transnational networks in the Early Modern Period.

Consequently, historians such as Murray (2000, p. 3) and Harreld (2004) recently have called for an agent-based approach to urban networks and hierarchies. Focusing on the agents of town-ness and city-ness formation, respectively retailers and consumers, and transnationally operating wholesalers and financiers, allows to gain a better understanding of the way in which urban networks and hierarchies develop. Moreover, such an approach avoids the problem of reifying cities and towns.

Concluding remarks

The critical attitude of historians in their use of geographical theories of external relations has resulted in a number of theoretical refinements and a varied historical urban networks research field. Historians have distinguished between a network system and a central place system, both of which need to be investigated at the appropriate geographical scale to avoid confusion between them. These processes can be studied via different approaches, some of which are preferable to others. On the one hand network analysis of flows, unlike comparative analysis of towns and cities, allows to demonstrate the existence of relations between urban settlements. On the other hand the focus on agents of network formation rather than on network infrastructures can lead to a more dynamic and better understanding of the mechanisms generating urban external relations.

References

- Blockmans, Wim*: Des systèmes urbains: pourquoi? – In: *Le réseau urbain en Belgique dans une perspective historique (1350–1850)*. Brussels 1992, pp. 243–248.
- Bruneel, Claude*: Hiérarchie et réseaux brabançons: les vues nouvelles au banc d'essai. – In: *Le réseau urbain en Belgique dans une perspective historique (1350–1850)*. Brussels 1992, pp. 81–109.
- Christaller, Walter*: *Die zentralen Orte in Süddeutschland*. – Jena 1933.
- Derudder, Ben*: Mapping global urban networks: A decade of empirical world cities research. – In: *Geography Compass* 2, 2008, pp. 559–574.
- Harreld, Donald J.*: *High Germans in the Low Countries: German merchants and commerce in golden age Antwerp*. – Leiden 2004.
- Hohenberg, Paul M. and Lees, Lynn Hollen*: *The making of urban Europe 1000–1994*. – Cambridge (MA) 1995.
- Klep, Paul M.M.*: Long-term developments in the urban sector of the Netherlands (1350–1870). – In: *Le réseau urbain en Belgique dans une perspective historique (1350–1850)*. Brussels 1992, pp. 201–242.
- Kooij, Pim*: Peripheral cities and their regions in the Dutch urban system until 1900. – In: *The Journal of Economic History* 48, 1988, pp. 357–371.
- Kooij, Pim*: Het stedensysteem in België. Observaties van “over de grens”. – In: *Le réseau urbain en Belgique dans une perspective historique (1350–1850)*. Brussels 1992, pp. 509–520.
- Lesger, Clé*: Hiërarchie en spreiding van regionale verzorgingscentra. Het centrale plaatsensysteem in Holland benoorden het IJ omstreeks 1800. – In: *Tijdschrift voor Sociale Geschiedenis* 16, 1990a, pp. 128–153.
- Lesger, Clé*: Hoorn als stedelijk knooppunt. Stedensystemen tijdens de late middeleeuwen en vroegmoderne tijd. – Hilversum 1990b.
- Lesger, Clé*: The rise of the Amsterdam market and information exchange: Merchants, commercial expansion and change in the spatial economy of the Low Countries c. 1550–1630. – Aldershot 2006.
- Murray, James*: Of nodes and networks: Bruges and the infrastructure of trade in fourteenth-century Europe. – In: *Stabel, Peter; Blondé, Bruno and Greve, Anke [eds.]*: *International trade in the Low Countries (14th–16th centuries)*. Leuven 2000, pp. 1–14.
- Prevenier, Walter; Sosson, Jean-Pierre and Boone, Marc*: *Le réseau urbain en Flandre (XIII^e-XIX^e siècle): composantes et dynamique*. – In: *Le réseau urbain en Belgique dans une perspective historique (1350–1850)*. Brussels 1992, pp. 157–200.
- Sayer, Andrew*: *Method in social science. A realist approach*. – London 1992.
- Stabel, Peter*: *Dwarfs among giants. The Flemish urban network in the late middle ages*. – Leuven 1997.
- Taylor, Peter J.*: Hierarchical tendencies amongst world cities: a global research proposal. – In: *Cities* 14, 1997, pp. 323–332.
- Taylor, Peter J.*: *World city network. A global urban analysis*. – London 2004.
- Taylor, Peter J.*: Cities within spaces of flows: Theses for a materialist understanding of the external relations of cities. – In: *Taylor, Peter J.; Derudder, Ben; Saey, Piet and Witlox Frank [eds.]*: *Cities in globalization: Practices, policies and theories*. London 2007, pp. 287–297.
- Taylor, Peter J.; Hoyler, Michael and Verbruggen, Raf*: External urban relational process: Introducing central flow theory to complement central place theory (= GaWC Research Bulletin, 261) (<http://www.lboro.ac.uk/gawc/rb/rb261.html>).

Verbruggen, Raf: The world city network in Europe between 1250 and 1640: from Christaller to Braudel (= Paper presented at the First International Conference of Young Urban Researchers (FICYUrb), ISCTE, Lisbon, 11–12 June 2007) (<http://conferencias.iscte.pt/viewabstract.php?id=138&cf=3>).

Michael Kriest

Das Reichsautobahnnetz als Element der historischen Kulturlandschaft¹

Mit 6 Abbildungen

Einführung

Mit der zunehmenden Motorisierung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts entwickelte sich der Bedarf an automobilgerechten Verkehrswegen und es kam in einigen Ländern Europas erstmals zur Projektierung und z. T. auch zum Bau von sogenannten Nur-Autostraßen. Heute zählen Autobahnen zu den wichtigsten Verkehrsinfrastrukturen, deren hohe Verkehrsbelastung jedoch negative Begleiterscheinungen wie Staus, Lärm und Luftverschmutzung mit sich bringt. Die Gestaltung orientiert sich in erster Linie an der Leistungsfähigkeit und Verkehrssicherheit; häufig verhindern Lärmschutzmaßnahmen die Sicht auf die Umgebung. Der Autobahn liegt damit ein Verkehrskonzept zugrunde, das auch eine bestimmte Art von Reiseerlebnis und Landschaftswahrnehmung bedingt.

Vor diesem Hintergrund wird das deutsche Reichsautobahnnetz betrachtet, das in den Dreißiger Jahren in seiner Größe und Ausgestaltung weltweit führend war. Von 1933 bis zur Einstellung der Bauarbeiten 1942 entstanden im damaligen Deutschen Reich 3.860 km Autobahnen, weitere ca. 3.000 km waren im Bau. Ein erheblicher Teil des heutigen Autobahnnetzes ist damit durch die Reichsautobahn geprägt.

Im folgenden wird unter Berücksichtigung der Vorgeschichte zunächst das Konzept des Reichsautobahnnetzes umrissen. Der permanente Wandel im Verkehrswesen führt zur Historisierung älterer Verkehrswege und stellt – vor dem Hintergrund umfassender Neu- und Ausbaumaßnahmen an den Autobahnen im Bundesgebiet – die Frage nach dem Umgang der Denkmalpflege mit dem historischen Netz oder Teilen davon. Das räumlich ausgedehnte Objekt des Reichsautobahnnetzes ist dabei im Zusammenhang der Historischen Kulturlandschaftsforschung zu betrachten.

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

1 Vorgeschichte der Reichsautobahn

Die stetige Zunahme der Kraftfahrzeuge, die ab den Zwanziger Jahren auf den mangelhaften Straßen teilweise zu Verkehrsproblemen führte und der Fortschritt in der Kfz-Entwicklung ließen die Idee von automobilgerechten Straßen entstehen. Schrittweise vollzog sich die nicht unumstrittene Verkehrsinnovation der Autobahn. Eine der ersten autobahnähnlichen Straßen überhaupt war die Berliner AVUS, die als Test- und Rennstrecke bereits im Jahr 1909 konzipiert wurde, wegen des Krieges allerdings erst 1921 fertiggestellt werden konnte. Zu dieser Zeit gab es in den USA die ersten Parkways, bis zu 30 m breite Betonstraßen innerhalb von Grüngürteln, die für Erholungsfahrten gedacht waren, jedoch kein Verkehrsnetz bildeten. In Italien entstand 1922–1924 die privat betriebene, vor allem touristischen Zwecken dienende *autostrada* von Mailand mit Verzweigung zu den norditalienischen Seen. Die *autostrada* entsprach nicht den heutigen Vorstellungen von einer Autobahn, sie war relativ schmal und besaß keine getrennten Richtungsfahrbahnen.

In Deutschland gab es in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre eine ganze Reihe von Nur-Autostraßen-Projekten. Es handelte sich zunächst um Einzelstrecken, verkehrsreiche, meist kurze Verbindungen zwischen Großstädten wie Mannheim-Heidelberg, Leipzig-Halle oder Düsseldorf-Köln-Bonn. Als einzige Nur-Auto-Straße vor 1933 wurde im Auftrag der Rheinprovinz die Verbindung Köln-Bonn realisiert (Abb. 1).

Das bedeutendste Projekt dieser Zeit war die Strecke des HAFRABA e.V. (ab 1926), eine durchgehende Verbindung von den Hansestädten Hamburg, Bremen und Lübeck über Frankfurt und Basel bis nach Italien. Die beabsichtigte wirtschaftliche Rentabilität der gebührenfinanzierten Strecke zog zwangsläufig die Orientierung an einer verkehrsreichen Route nach sich. Bedeutsam war die HAFRABA vor allem in zweierlei Hinsicht: Im Laufe seiner jahrelangen Tätigkeit entwickelte der Verein das technische Konzept der Autobahn, wie wir sie heute kennen, mit plankreuzungsfreien, zweispurigen, durch einen Mittelstreifen getrennten Richtungsfahrbahnen. Darüber hinaus entstanden im Umfeld des Vereins Planungen für deutschland- und europaweite Autobahnnetze.



Abb. 1: Die Nur-Autostraße Köln-Bonn (1926–1932)

Sämtliche Planungen der Zwanziger und frühen Dreißiger Jahre, von Einzelstrecken bis zu den ersten europäischen Netzplänen orientierten sich fast ausschließlich an bestehenden Verkehrsbeziehungen, sie verbanden Hauptstädte, Ballungsgebiete, Hafenstädte und touristische Ziele.

2 Das Reichsautobahnnetz

Das Reichsautobahnnetz gehörte zu den ersten großen Projekten des »Dritten Reiches«. In einer bis etwa zur Jahresmitte 1933 dauernden Institutionalisierungsphase wurde eine Gesellschaft Reichsautobahnen als Tochterunternehmen der Reichsbahn gegründet und die Position eines Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen eingerichtet, die – besetzt mit dem Straßenbauingenieur Fritz Todt – umfassende Planungs- und Aufsichtsrechte besaß. Die eigentliche Planung des Netzes erfolgte anfangs durch die aus dem HAFRABA-Verein hervorgegangene GEZUVOR (Gesellschaft zur Vorbereitung der Reichsautobahnen) unter Aufsicht des Generalinspektors. Aufgrund der vorhandenen HAFRABA-Pläne konnte der Baubeginn bereits im September 1933 an der Strecke Frankfurt-Heidelberg erfolgen.

Die Reichsautobahn wurde im Unterschied zu früheren Einzelprojekten von vorneherein als deutschlandweites Netz konzipiert. Die zugrundeliegenden Motive waren vielschichtig: Zunächst dienten die Baumaßnahmen als unmittelbarer Beitrag zur Arbeitsbeschaffung. Aufgabe der Reichsautobahn als Infrastrukturnetz war es, neben der Motorisierung und der Kfz-Industrie als Zukunfts- und Rüstungsindustrie die Gesamtwirtschaft zu fördern und die aus ideologischen und machtpolitischen Gründen forcierte Raumordnung zu unterstützen. Ein neues Element war die landschaftsbezogene Gestaltung der Reichsautobahnen, die – ideologisch bedingt – die Errungenschaften moderner Technik mit der Erhaltung aber auch dem Erlebnis der Landschaft in Einklang bringen sollte. Spielten auch unmittelbar militärstrategische Argumente kaum eine Rolle, diente doch die Reichsautobahn in hohem Maße dem nationalsozialistischen Ziel des Aufbaus eines wirtschaftlich und technisch starken Deutschlands. Große Bedeutung besaß die Reichsautobahn für Propagandazwecke: Die beeindruckenden Bauleistungen sollten die Leistungsfähigkeit und Einheit des nationalsozialistischen Deutschlands symbolisieren.

Aufgaben und Struktur des Netzes

Die Struktur des Reichsautobahnnetzes beruhte funktional auf zwei Motiven. Von leistungsfähigen Verkehrsverbindungen erwartete man eine Kostenreduzierung und Beschleunigung im Transportwesen sowie eine Zunahme der Austauschbeziehungen. Ausgehend von diesen verkehrswirtschaftlichen Zielen orientierte sich die Grundstruktur des Netzes – entsprechend den Planungen der Weimarer Zeit – an einer Verbindung der Ballungsgebiete, wie sie der 1934 erstmals veröffentlichte Plan des »Grundnetzes« der Reichsautobahn zeigte.

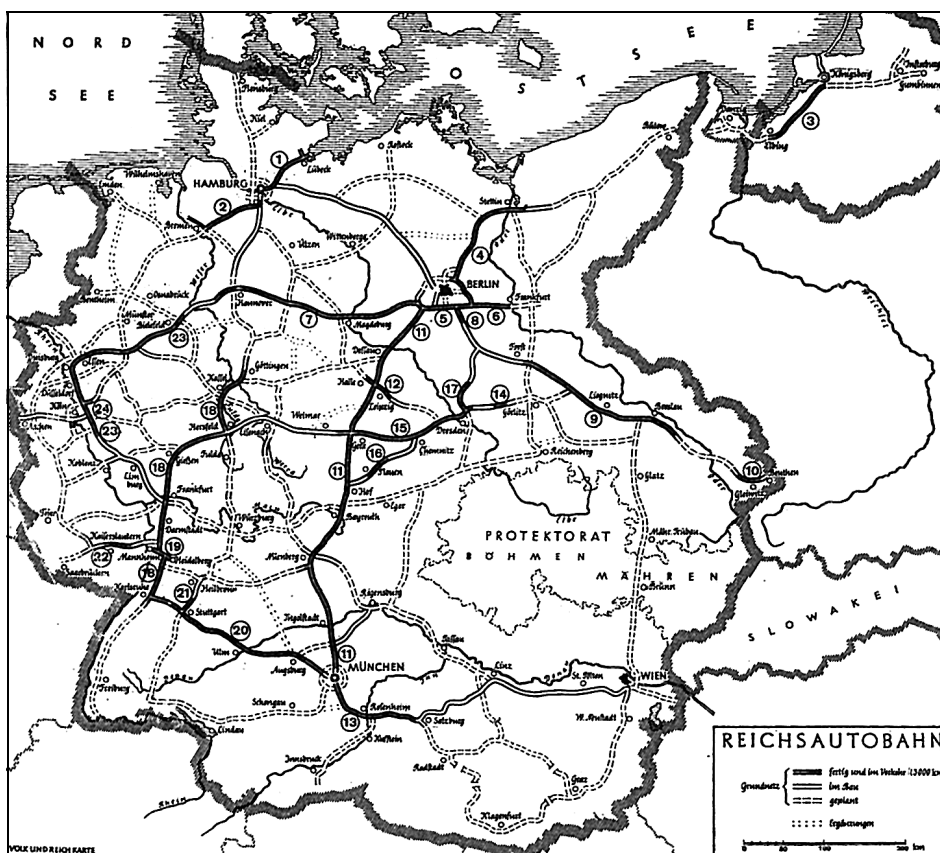


Abb. 2: Das Reichsautobahnnetz 1939
Die Straße 9, 1939

Neben der Verkehrsverbindung bedingte vermehrt das Motiv der Erschließung, d.h. der Dezentralisierung und der Aufwertung peripherer Räume im Rahmen der Raumordnung die Struktur des Reichsautobahnnetzes. Das galt zunächst für die Verbindungsstrecken zwischen den Zentren, die die Grundlage für neue Siedlungs- und Wirtschaftsstrukturen bilden sollten und z.T. auch in ihrer Linienführung entsprechend angelegt wurden. Ein typisches Beispiel ist die Verschiebung der Strecke Hamburg-Stettin nach Norden zur Erschließung des strukturschwachen mecklenburgischen Raums (*Dorsch 1937 S. 256*). Später wurden vermehrt raumerschließende Autobahnen, etwa östlich der Oder geplant (Abb. 2).

Mit den Gebietserweiterungen des Deutschen Reiches vor und während des Zweiten Weltkrieges fanden die Verbindungs- und Erschließungsaufgaben der Reichsautobahn beinahe im gesamten europäischen Raum ihre Fortsetzung; unter deutscher Regie sollte nun ein europäisches Autobahnnetz entstehen.

Eine wesentliche Innovation des Reichsautobahnnetzes war das Konzept eines geschlossenen Netzes, das nirgends bspw. durch Städte unterbrochen wurde son-

dern tangential an ihnen vorbeiführte. Indem darüber hinaus jede Linie Anschluss an andere Linien fand, erreichte man eine Neustrukturierung, eine Vereinheitlichung des Raumes.

Gestaltung

Die Reichsautobahn beschränkte sich nicht auf ihren Verkehrszweck. Ziel des Autobahnbaus im Nationalsozialismus war eine landschaftsbezogene Gestaltung, die auf die ideologisch bedingte Auffassung einer besonderen Beziehung von Volk und Landschaft in Deutschland zurückging. Dazu wurden Gartenarchitekten als sogenannte Landschaftsanwälte eingesetzt.

Die landschaftliche Gestaltung der Reichsautobahn wirkte sich in zweierlei Hinsicht aus. Zur Schonung der Landschaft sollte sich die Autobahn in die Umgebung einfügen, etwa durch eine den Landschaftsformen angepasste Trassierung in Grund- und Aufriss. Abgerundete Böschungen sowie eine der natürlichen Vegetation entsprechende Bepflanzung vermittelten den Übergang zur Landschaft. Gleichmaßen wichtig waren Darbietung und Inszenierung der Landschaft für die Benutzer der Autobahn. Auf der Autobahnfahrt sollten Landschaftsräume als Bilderfolge vorbeiziehen mit den Höhepunkten panoramaartiger Ausblicke beispielsweise auf Gebirgszüge, die durch regelrechte Blickstrecken erzielt wurden. Damit bot die Fahrt auf der Autobahn ein Landschaftserlebnis, das als Teil der neuen touristischen Aktivität des Autowanderns propagiert wurde.

Ein weiteres wichtiges Gestaltungselement waren die Bauten der Reichsautobahn, insbesondere die großen Brücken, sei es als aufwendige Stahlkonstruktionen oder als Bogenbrücken aus Naturstein, die Dauerhaftigkeit und Monumentalität symbolisieren sollten.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Reichsautobahn ein Gesamtkonzept aus Verkehrszweck, Gestaltung und einer entsprechenden medialen Verwertung war, das auf vielen Ebenen zur Stabilisierung des NS-Systems beitrug.

3 Denkmalpflege

Technische Bauten und Anlagen, vor allem der Industrie und des Verkehrs sind in den letzten Jahrzehnten zunehmend Gegenstand der Denkmalpflege geworden. Dennoch zählen Straßenverkehrswege, insbesondere Autobahnen bislang zu den eher vernachlässigten Objekten.

Das historische Verkehrsnetz der Reichsautobahn erfüllt die Kriterien der Denkmalpflege in mehrfacher Hinsicht. Es ist zum einen technisches Zeugnis einer Entwicklungsstufe in der Anlage und dem Bau von Straßennetzen. Hinzu kommen die beim Bau der Reichsautobahn vielfach verwendeten gestalterischen Mittel, insbesondere der landschaftlichen Gestaltung. Vor allem aber ist das Reichsautobahnnetz in seinen funktionalen und ästhetischen Eigenschaften sowie seiner propagandistischen Nutzung ein herausragendes geschichtliches Zeugnis der Zeit des Nationalsozialismus.

Der massive Ausbau der Autobahnen und umfangreiche Lärmschutzmaßnahmen in den letzten Jahren lassen Stück für Stück den Bestand an historischen Elementen schwinden. Eine wichtige Aufgabe ist es daher, noch existierende, historisch aussagekräftige Bestandteile der Reichsautobahn zu ermitteln. Wesentliche Merkmale des Netzes sind nur über größere Strecken zu erfahren, d.h. die Räumlichkeit des Netzes muss berücksichtigt werden. Hierunter fiel im Grunde das ganze Netz in seiner Struktur, wenn es nicht in den letzten Jahrzehnten stark überformt worden wäre. Umso wichtiger scheint es, die letzten noch erhaltenen Strecken bzw. Elemente unter Schutz zu stellen, etwa die Trassierung, Gestaltungsmaßnahmen wie Sichtbeziehungen und Bauwerke.

Für eine Klassifizierung historischer Strecken wird folgende Einteilung vorgeschlagen:

1. Ausbaustrecken mit Verbreiterung, neuen Bauwerken, nur Linienverlauf historisch
2. Ausbaustrecken ohne Verbreiterung: historischer Linienverlauf, z.T. neue Bauwerke, häufig Beseitigung der Sichtbeziehungen durch Lärmschutz
3. nicht ausgebaute Strecken: historische Trassierung, Sichtbeziehungen, Bauten erhalten
4. Originalstrecke, -fahrbahn einschließlich Bauwerke; Gesamtnetz: In Deutschland (von Ruinenstrecken abgesehen) nicht mehr vorhanden

Beispiele:

Ein Gutachten des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege stufte im Jahr 2003 die Ruine der Reichsautobahn Fulda-Würzburg als schutzwürdig ein. Von der 1937 begonnenen Strecke wurden über ca. 30 km die Erdarbeiten ausgeführt und die Überführungsbauten fertiggestellt. Nach dem Krieg kam es aufgrund der steilen, für LKWs ungeeigneten Anstiege und geänderter Verkehrsbeziehungen im Zuge der deutschen Teilung zu einer Neuplanung (*Stockmann* 2002). Das Landesamt hat einen sechs Kilometer langen Abschnitt nördlich von Burgsinn als Trassendenkmal und sämtliche Überführungsbauten der Strecke als Einzeldenkmäler unter Schutz gestellt, was sich aufgrund nicht vorhandener Verkehrsnutzung als relativ unproblematisch erwies.

Notwendiger erscheint es, im Verkehr befindliche Strecken unter dem Aspekt der Denkmalpflege zu sehen. Wie die ständig steigenden Anforderungen des Verkehrs zu einer Veränderung des ursprünglichen Zustands führen, lässt sich gut an der A 72 Hof-Chemnitz beobachten. Die Strecke wurde im »Dritten Reich« von zwei Großbrücken abgesehen einbahnig fertiggestellt, ihre landschaftliche Einpassung und die wiederholten Sichtstrecken mit dem Erzgebirgspanorama sollten sie zu »einer der schönsten Strecken des Netzes« machen (*Claußnitzer* 1938, S. 133ff.). Nach 1990 wurde die Autobahn ohne weitere Veränderungen einschließlich der Großbrücken zweibahnig fertiggestellt. Die seit einigen Jahren erfolgende Grundenerneuerung bewahrt zwar die historische Linienführung mit Geraden und Bogensegmenten, zum Neubau der Überführungen kommen aber umfangreiche Lärm-



Abb. 3: A 72 Hof-Chemnitz bei Zwickau: ursprünglicher Panoramablick



Abb. 4: A 72 Hof-Chemnitz bei Zwickau nach Ausbau (2005)

schutzmaßnahmen mit einer weitgehenden Beseitigung der Sichtbezüge in die Landschaft (Abb. 3 und 4).

Ein Beispiel von der A 9 Berlin-München verdeutlicht nochmals die unterschiedlichen Erhaltungszustände: Die fast durchgehend ausgebaute Strecke zeigt, wie an den Aufnahmen (Abb. 5) erkennbar, auch an den erneuerten Stellen die prinzipiell im Zusammenhang erhaltene landschaftliche Lage. Auch die Trassie-

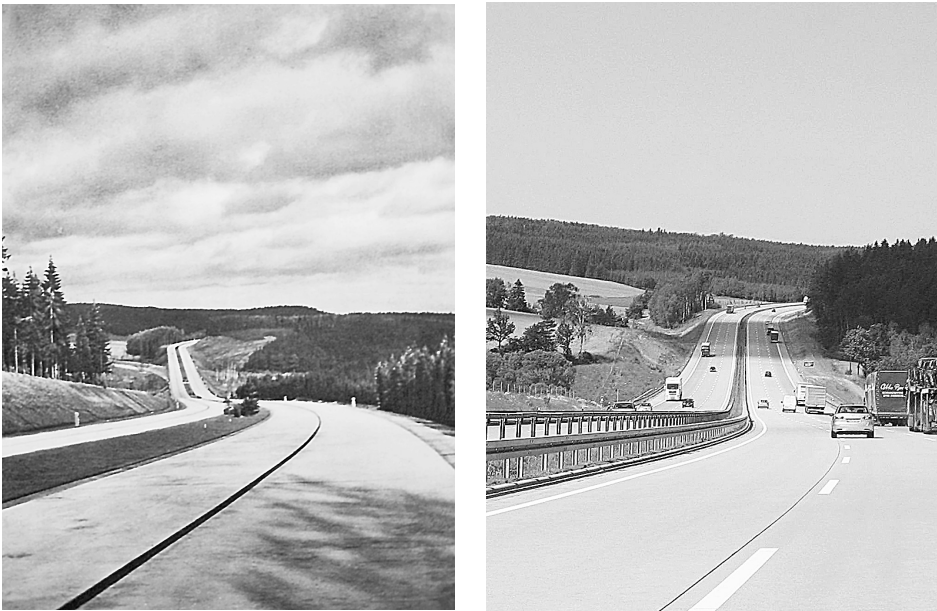


Abb. 5: A 9 München-Berlin südlich der Anschlussstelle Schleiz ca. 1938 und 2007

nung mit längeren Geraden und Bogensegmenten ist erhalten, bei genauerem Hinsehen ist allerdings die Abrundung der Kurvenübergänge zu erkennen, ebenso die Beseitigung kleinräumlicher Anpassungen an die Landschaft. Vor allem aber ist durch Lärmschutzwälle die Sicht des Autobahnbenutzers auf die Landschaft verhindert.

Das (bis auf die Fahrbahndecke) im Originalzustand erhaltene Teilstück zwischen den Anschlussstellen Schleiz und Dittersdorf (Abb. 6) zeigt dagegen noch eine Vielzahl historischer Elemente, von der Trassierung mit langen Geraden, der Anlage von Rastplätzen bis zur Gestaltung von Überführungen in Naturstein.

Zusammenfassung

Vorläufer der Reichsautobahn waren Planungen der Zwanziger Jahre, die sich an stark frequentierten Verbindungen zwischen den Zentren orientierten. Dieses Prinzip wurde zu Beginn des Reichsautobahnbaus im Rahmen eines einheitlichen Netzes fortgeführt, da es den politischen und wirtschaftlichen Zielen im »Dritten Reich« entsprach. Weitere Motive lagen im Aufbau einer nationalsozialistischen Raumordnung mit raumerschließenden Linien und einer propagandistischen Nutzung der Reichsautobahn, die als Gesamtkonzept aus Verkehrstechnik und Gestaltung entstand.



Abb. 6: A 9 München-Berlin zwischen den Anschlussstellen Schleiz und Dittersdorf
2007

Noch ist das heutige Autobahnnetz an einigen Stellen von den früheren Planungen und Gestaltungsformen geprägt. Durch Ausbaumaßnahmen, die weitgehende Veränderungen an den Strecken bewirken, gehen ständig Teile des originalen Bestandes verloren. Aufgrund ihrer denkmalpflegerischen Bedeutung gilt es daher, die historischen Elemente im Autobahnnetz zu identifizieren und die letzten erhaltenen Reste der Reichsautobahn unter Schutz zu stellen.

Quellen und Literatur (Auswahl):

Bundesarchiv Berlin: Bestand R 4601, R 4602

Vor 1945:

Hafraba-Mitteilungsblatt (1928–1932); Fortsetzung: Die Autobahn 1932–1935.

Die Straße Jg. 1934–1943.

Raumforschung und Raumordnung Jg. 1936–1942.

Claußnitzer, Willy: Die Vogtlandstrecke der Reichsautobahn. – In: Die Straße (März), 5, 1938, S. 133ff.

Dorsch, Xaver: Reichsautobahn durch Mecklenburg. – In: Die Straße 9, 1937, S. 256.

Nach 1945:

Ludwig, Karl-Heinz: Technik und Ingenieure im Dritten Reich. – Königstein 1979 (Nachdruck von 1974).

Reitsam, Charlotte: Die Reichsautobahn im Spannungsfeld von Natur und Technik. Internationale und interdisziplinäre Verflechtungen. – München 2004 (Habilschrift der TU München).

Schütz, Erhard u. Gruber, Eckard: Mythos Reichsautobahn. Bau und Inszenierung der »Straßen des Führers« 1933–41. – Berlin 1996.

Wirth, Wolfgang [Hrsg.]: Die Autobahn: von der Idee zur Wirklichkeit. – Köln 2005 (Archiv für die Geschichte des Straßen- und Verkehrswesens (Hrsg. FGSV), Nr. 19).

Stockmann, Dieter: Strecke 46. Die vergessene Autobahn zwischen Spessart und Rhön. – Veitshöchheim 2002.

Orsolya Heinrich-Tamaska

Das Umland spätrömischer Innenbefestigungen Pannoniens (4. Jh. n. Chr.)¹

Mit 6 Abbildungen

Über die Einordnung von pannonischen Innenbefestigungen in die spätantike Infrastruktur und Militärstrategie wurde bereits viel diskutiert; hinsichtlich ihrer Funktion und Datierung entstanden viele zum Teil widersprüchliche Erklärungsmodelle (zusammenfassend: *Soproni* 1978, S. 138–155; *Tóth* 1988, S. 30–36). Ihre Benennung als Innenbefestigungen ist auf ihre Lage im Hinterland, hinter dem Limes also, zurückzuführen. Ihre Behandlung im Zusammenhang des Themenkreises »Städtische Siedlungen und ihr Umland« erklärt sich u. a. aus der Tatsache, dass diese Innenbefestigungen auch als befestigte Städte bzw. Versorgungszentren interpretiert worden sind, bei denen die Beziehungen zur Umgebung und die Einbindung in die spätrömische Infrastruktur von grundlegender Bedeutung für die Standortwahl gewesen seien (*Tóth* 1988, S. 33–36).

Zu dem Kreis der pannonischen Innenbefestigungen werden Környe, Ságvár und Alsóheténypuszta² auf dem Gebiet der Provinz *Valeria* und Keszthely-Fenékpuszta in der Provinz *Pannonia I* gerechnet³ (Abb. 1). Vor Kurzem ist auch *Tác/Gorsium* – wie die ersten drei Beispiele in *Valeria* gelegen – überzeugend als eine solche Einrichtung gedeutet worden (*Tóth* 2008, S. 69–70). Es handelte sich um annähernd rechteckige Anlagen in der Größe zwischen 7 und 21 Hektar (*Tóth* 2000, S. 310) mit einem massiven Mauerwerk und Türmen (Abb. 1–4). Zu ihren Innenbauten gehörten in der Regel *horrea* (Getreidespeicher) mit Backöfen, villenähnliche Repräsentationsbauten und Badegebäude. Die einzelnen Gebäudetypen sind in den jeweiligen Festungen in der Regel an übereinstimmenden

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

2 Die römischen Bezeichnungen der Innenbefestigungen sind zum Teil recht umstritten (vgl. dazu *Tóth* 2006, S. 108–166), daher werden hier überwiegend die heutigen ungarischen Ortsnamen verwendet.

3 Die Rekonstruktion der Provinzgrenze zwischen *Valeria* und *Pannonia I* wird in der Forschung bis heute unterschiedlich beurteilt, einige Forscher rechnen auch das Gebiet bis zum nordwestlichen Ende des Plattensees und damit Keszthely-Fenékpuszta noch zu *Valeria*. Vgl. dazu zusammenfassend und mit weiterführender Literatur *Tóth* 2000, S. 306–307.

Arealen zu finden, so wurden beispielsweise die so genannten »Paläste« im Südwesten der Befestigungen errichtet (Tóth 1988, S. 35; Tóth 2000, S. 310; Tóth 2008, S. 70).

Der Form der Türme wurde bei der chronologischen Einordnung der Kastele eine wichtige Rolle zugeschrieben. Bei den Festungen von Ságvár und Alsóheténypuszta konnte *Endre Tóth* eine Zweiphasigkeit feststellen: Für die erste Phase waren an den Ecken fächer-, an den Seiten hufeisenförmige⁴ Türme festzustellen, in der zweiten Phase dagegen wurden diese Türme bis auf ihre Fundamente abgetragen und durch runde Türme ersetzt, die größer und deren Mauern massiver waren (Tóth 1985, Abb. 5–6a–c; Tóth 1988, Abb. 4a–b). Diese Zweiphasigkeit galt jedoch für die weiteren drei Kastele nicht. In TÁC sind nur die U-förmigen Türme festzustellen, somit also nur die ältere Bauphase (Schilling 2007, Abb. 1; Tóth 2008, Abb. 2), in Környe (Tóth 2000, S. 299) und in Keszthely-Fenékpuszta (Sági 1989, S. 264–267, Abb. 3) dagegen wurden von Beginn an Türme der jüngeren Phase mit den Festungsmauern verbaut.

Neben diesen bautechnischen Argumenten wurden auch der Münzumschlag (vgl. Tóth 1985, S. 123–124; Müller 1987, S. 108) und die Einbindung der Anlagen in die spätantike Verteidigungsstruktur (vgl. Soproni 1978, S. 138–154) als chronologische Anhaltspunkte angeführt, allerdings wurde bis heute keine Einigkeit über die genaue Erbauungszeit erzielt. Es wurde mit verschiedenen Argumenten das gesamte 4. Jahrhundert für die einzelnen Bauphasen in die Diskussion gebracht (zusammenfassend vgl. Heinrich-Tamaska, 2007–2008, Tab. 2): So ging beispielsweise *Károly Sági* davon aus, dass die rundtürmigen Festungstypen unter Konstantin dem Großen (324–337) erbaut wurden (Sági 1989, S. 268–269), *Endre Tóth* dagegen datiert diese Bauphase in die Regierungszeit Valentinians I. (364–375), also rund 30 bis 40 Jahre später (Tóth 1985, S. 126–127). Eine abschließende Klärung steht noch aus, es bleibt jedoch festzuhalten, dass auf dem Gebiet oder in der Nähe dieser Festungen in der Regel Vorbesiedlungen aus dem ausgehenden 2. und aus dem 3. Jahrhundert nachgewiesen werden konnten (z.B. Tóth 2006, S. 115–117). Die Klärung der jeweiligen örtlichen Stratigraphie könnte daher zur relativen und darüber hinaus auch zur absoluten Datierung der Bauzeit der Festungen beitragen. Dann könnte auch die Frage abschließend beantwortet werden, ob die Erbauung solcher einheitlichen Anlagen auf zeitgleiche Planungs- und Ausführungsinstanzen zurückzuführen ist.

Auch bezüglich der Funktion existieren unterschiedliche Standpunkte, die sich grob in zwei Gruppen einordnen lassen. Die Vertreter der einen unterstreichen den zivilen, die der anderen den militärischen Charakter der Befestigungen. Wie bereits erwähnt, wurden diese Anlagen zunächst als befestigte Städte angesehen. Sie sollen an Stellen errichtet worden sein, wo sie aus strategischer Sicht das Netz der

4 Es hat sich die Bezeichnung hufeisenförmig durchgesetzt, obwohl die Türme eigentlich nicht diese Form besitzen. Ihre zwei Seitenwände ragen gerade aus der Festungsmauer heraus und bilden einen halbkreisförmigen (U-förmige Türme) oder einen geraden (eckige Türme) Abschluss. Vgl. Tóth 1985, Taf. 6b–c; Tóth 1988, Abb. 4a–b.

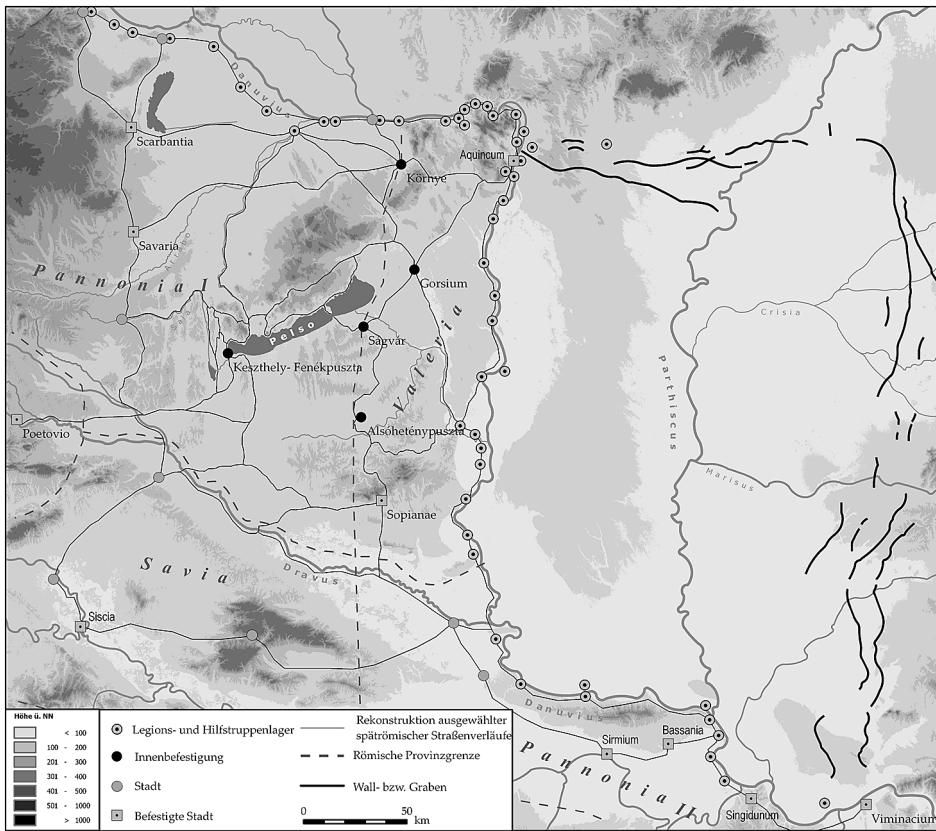


Abb. 1: Das spätrömische Pannonien (Valeria, Pannonia I, Pannonia II, Savia) mit den wichtigsten Straßen, Städten und den Innenbefestigungen
Karte: O. Heinrich-Tamaska, Technik: U. Grimm

bestehenden befestigten pannonischen Städte ergänzten und verdichteten (Abb. 1; Fitz 1980; Soproni 1978, S. 138–155). Als Gegenargument wurde allerdings auf die lockere Innenbebauungsstruktur hingewiesen (Tóth 1988, S. 34). Andere Forscher interpretierten die Innenbefestigungen als Latifundien, teilweise als kaiserliche Latifundien (Simonyi 1962, S. 21; Mócsy 1976). In diesem Zusammenhang wurde auch auf die Möglichkeit einer *villa rustica* als Vorgängersiedlungsform hingewiesen (Thomas 1964, S. 61; Barkóczi u. Salamon 1984, S. 168; Tóth 2008, S. 70). Dies schließt an ein Erklärungsmodell an, das die Festungen als Logistikzentren deutet, wenn auch in einem militärischen Kontext (Tóth 1988, S. 33–36). In beiden Fällen sind die Befestigungen als zentrale Punkte für die Versorgung einzustufen, umstritten bleibt nur, für wessen Nachschub sie primär zu sorgen hatten. Die Schwierigkeit, eine Unterscheidung zwischen militärischer und ziviler Funktion vorzunehmen, lässt sich auch daran ablesen, dass großen *horrea* (Getreidespeicher) während der Spätantike im Hinterland des Limes sowohl in zivilen als auch in militärischen

Siedlungen eine wichtige Rolle zukam (Borhy 1996, S. 12–216; Tóth 1975, S. 188–189). Ähnlich lässt sich auch das Deutungsmodell einordnen, das die Festungen als *refugia* für die örtliche Bevölkerung im Kriegsfall anspricht (Mócsy 1962, S. 700). Die aktuelle Forschung vertritt allerdings ein Erklärungsmodell, in dem die Festungen als Magazine oder Nachschub- bzw. Versorgungszentren für die Legionen am Limes bzw. als vorübergehende Stationen für die *comitatenses* gesehen werden (Tóth 2003, S. 182–183; Borhy 2007, S. 109–112; Tóth 2005, S. 363; Fitz 1980, S. 57–58; Visy 2001, S. 1166).

Im Folgenden sollen die topographischen, bautechnischen und siedlungshistorischen Spezifika der einzelnen Festungen kurz dargestellt werden im Hinblick auf die Fragen, inwiefern sich gemeinsame Charakteristika feststellen lassen und wie die Lage der Befestigungen sich in die spätantike Infrastruktur eingefügt hat.

Környe ist die nördlichste Festung in der Kette der pannonischen Innenbefestigungen, südlich der Ripa Pannonica, 22 km von Brigetio entfernt gelegen (Tóth 2006, S. 162). Die Festung wurde im westöstlich verlaufenden Tal des Által-Baches, auf einem nach Süden hin abfallenden Untergrund errichtet. Dies bedeutet, dass mehrere Meter Höhenunterschied beim Bau der Festungsmauer ausgeglichen werden mussten. Der Által fließt südlich an der Festung vorbei, dann in Richtung Nordosten in die Donau (Abb. 2). Dort öffnet sich auch das Gelände zur breiten Ebene des Grenzflusses. Die Anlage selbst war komplett hinter dem sich im Norden erhebenden Hügel versteckt (Tóth 2000, S. 297). Die Straße führte von Süden her über den Által-Bach und von der Festung östlich weiter im Tal, um dann nach Norden zur Donauebene und zum Limes zu gelangen (Abb. 2).

In Környe konnten bisher nur die runden Türme, also die jüngere Bauphase nachgewiesen werden, die ehemalige Innenbebauung ist aufgrund der rezenten Nutzung des Gebietes⁵ bisher weitgehend unbekannt (Radnóti 1941; Tóth 2000, S. 298–302).

Tác liegt in der pannonischen Ebene zwischen dem östlichen Ende des Plattensees und der Donau. Dem Festungsbau gingen mehrere Vorbesiedlungen voraus, die Hauptachse der rechteckigen Anlage verläuft entlang einer westöstlich orientierten Straße. Diese Straße kam von Süden und führte westlich der Siedlung über den Sárvíz,⁶ also nach Osten, um anschließend in Richtung Nordosten nach Aquincum zu gelangen (Tóth 2008, S. 77–78). Die Festung wurde also bei einem Flussübergang errichtet, wo zugleich ein Richtungswechsel in der Straßenführung vollzogen wurde (Abb. 3).

Tác/*Gorsium* wurde von Jenő Fitz erst als *municipium* gedeutet, später nahm er hier eine *ara Augustorum* an (Fitz 2003; Fitz 2004). Endre Tóths Revision zufolge lassen sich jedoch archäologisch keine Spuren einer solchen Anlage finden, vielmehr weisen mehrere Details für das 4. Jahrhundert auf eine Innenbefestigung hin

⁵ Teile der Anlage stehen heute wegen eines aufgestauten Fischteichs unter Wasser (Tóth 2000, S. 299).

⁶ Endre Tóth wies darauf hin, dass an dieser Stelle für das Mittelalter eine Brücke als Übergang über den Sárvíz belegt ist (Tóth 2008, S. 77–78).

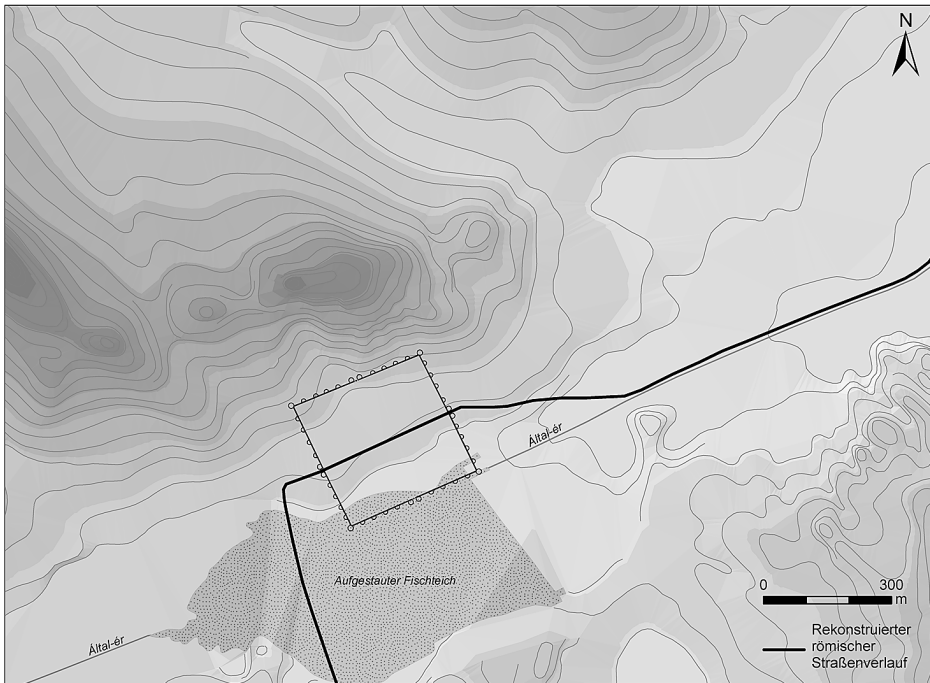


Abb. 2: Die Umgebung der Festung von Környe
 Rekonstruktion nach der Beschreibung von Tóth 2000, Karte: O. Heinrich-
 Tamaska, Technik: U. Grimm

(3. Periode: Tóth 2008, Abb. 2; vorher bereits Tóth 1988, Anm. 25). In TÁC schließen an die Festungsmauern U-förmige Seiten- und fächerförmige Ecktürme an. Tore konnten bisher in der West- und Ostmauer im Verlauf der die Anlage durchquerenden Straße festgestellt werden (Schilling 2007, Abb. 1; Tóth 2008, Abb. 2).

Alsóheténypuszta ist die südlichste Anlage in der Kette der pannonischen Innenbefestigungen. Die Festung wurde am Hang zweier paralleler, nordsüdlich verlaufender Lössrücken errichtet, die Mauern mussten bei dieser Lage über 10 Meter Höhenunterschied überbrücken. Nördlich der Festung entspringt ein kleiner Bach, dessen Wasser ursprünglich in die Mitte der Festung geleitet worden sein dürfte.⁷ Von Osten her schließt ein weiteres kleines Rinnsal an (Abb. 4), das aber zur römischen Zeit nicht in das Innere der Festung, sondern vor den Mauern in die *fossa* geleitet worden war (Tóth 1988, S. 23–24).

⁷ Dieser Bach fließt weiter im Süden in den Kapos. Endre Tóth bezweifelt, dass das Kapos-Tal als Verkehrsweg während der Römerzeit eine Rolle spielte, da es dafür keine Belege gebe (Tóth 2006, S. 53–64).

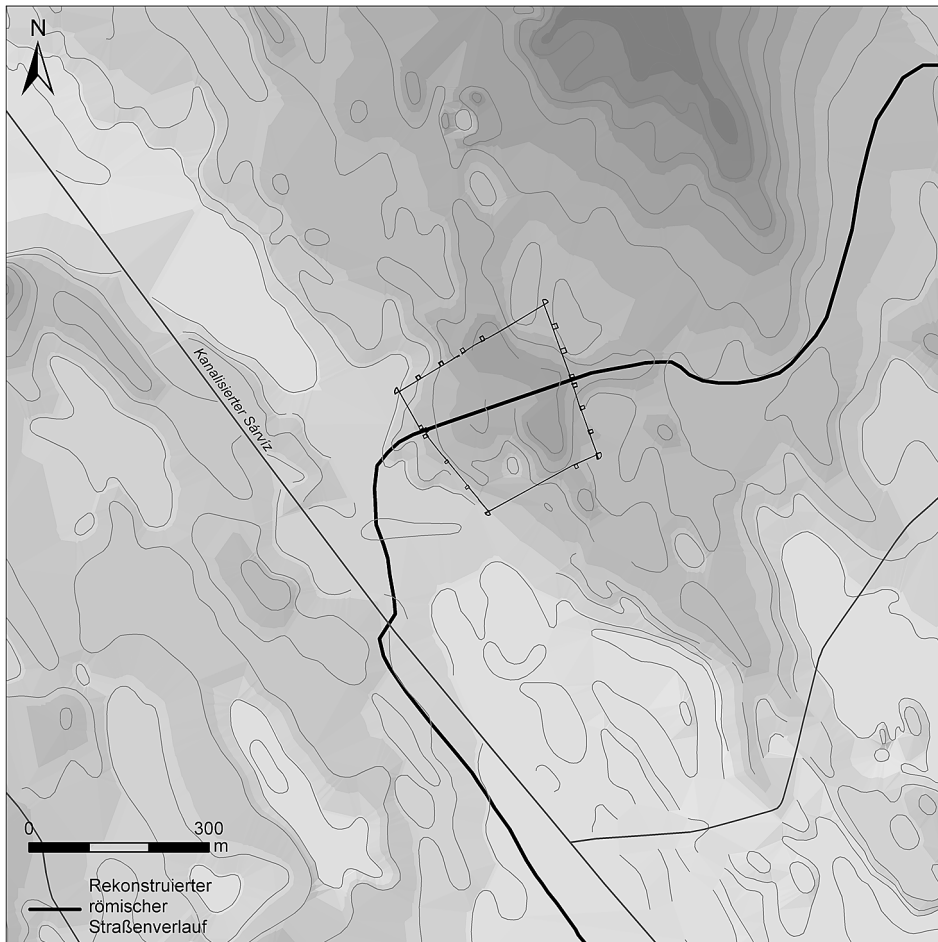


Abb. 3: Die Umgebung der Festung von Tâc
 Rekonstruktion nach der Beschreibung von Tóth 2008,
 Karte: O. Heinrich-Tamaska, Technik: U. Grimm

Die Fundamente der Anlage zeigen eine Zweiphasigkeit: nachdem die hufeisenförmigen Türme und die Festungsmauern abgetragen worden waren, kam es zum Bau der runden Türme und einer neuen, massiveren Mauer. Ein Umbau lässt sich in der Regel auch bei den Innenbauten der Festung feststellen (Tóth 1988, S. 27–30).

Vom Südtor der Anlage führte Sándor Soproni zufolge ein Damm nach Südosten, in Richtung Kapos-Tal (Soproni 1975, S. 178). In diesem Bereich westlich der Straße wurden Spuren von Steinbauten beobachtet, die, wie Lesefunde bezeugen,

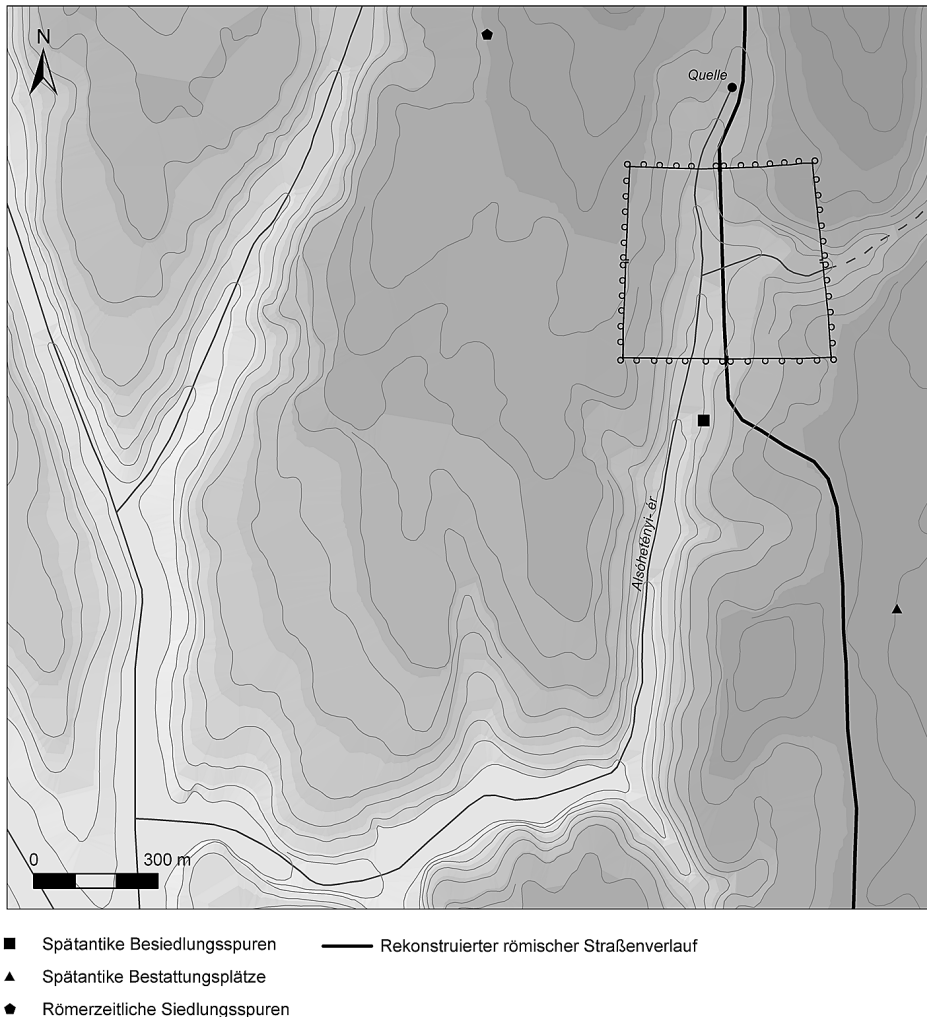


Abb. 4: Die Umgebung der Festung von Alsóhetény
nach Tóth 1988, Abb. 2, Karte: O. Heinrich-Tamaska, Technik: U. Grimm

ebenfalls in das 4. Jahrhundert gehören und somit zeitgleich mit der befestigten Anlage datieren (Tóth 2006, S. 114). Auf der anderen Seite östlich der Festung befand sich die spätantike Nekropole (Abb. 4; Tóth 1988, S. 23–24; Tóth 2005, S. 364–368). Der Damm lief auf einen Flussübergang über den Kapos bei der heutigen Stadt Dombóvár⁸ zu, ca. 12 km von der Festung entfernt (Tóth 2006, S. 114).

⁸ Auch von dort sind römerzeitliche Gräber und Streufunde bekannt (Tóth 2006, S. 114).

Auch nördlich der Festung wurden Steinbauten entdeckt. Eine Luftaufnahme beweist, dass sie mit einer Mauer mit rechteckigen Türmen umgeben gewesen waren (*Bertók* 2000, Abb. 2 u. 7, S. 102–108), also zu einer befestigten Stadt gehört haben dürften. *Endre Tóth* datiert sie ins 2. bis 3. Jahrhundert und nimmt an, dass es sich um *Iova* handelt, deren Name nach ihrem Untergang auf die im 4. Jahrhundert neu erbaute Innenbefestigung übertragen worden sein soll (*Tóth* 2006, S. 115–117).

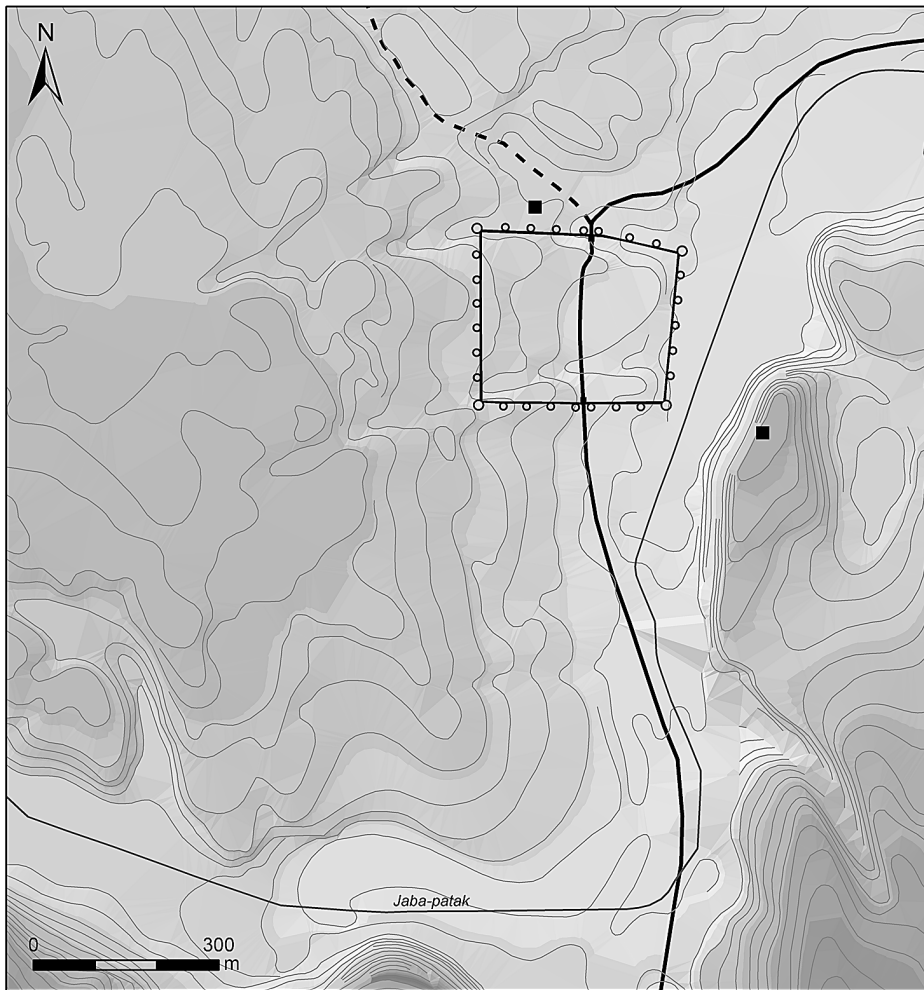
Ságvár liegt auf der Nord-Süd-Achse zwischen TÁC und Alsóhetény, am östlichen Ende des Plattensees.⁹ Es handelt sich um die bisher kleinste bekannte Innenbefestigung (7,5 ha). Sie wurde an der tiefsten Stelle des Geländes errichtet, im Osten und Norden umgaben sie sumpfige Flussniederungen, im Süden und Westen die Somogyer Hügel. Der einzige Zugang von Süden ist das Tal des Nyim-Baches, an dessen Taleingang die Anlage ausgerichtet wurde (Abb. 5; *Tóth* 1975, S. 183–185). Das spätrömische Gräberfeld erstreckte sich am Hang des Tömlöc-Berges, südöstlich der Befestigung (vgl. dazu *Schmidt* 2000, S. 357–420). Ebenfalls spätantike Bestattungen kamen nördlich der Befestigung zum Vorschein, sie gehören eventuell sogar einer späteren Phase an als jene am Tömlöc-Berg (Abb. 5; *Tóth* 1975, S. 187).

Die Ausgrabungen in den 1970er Jahren bewiesen, dass in Ságvár vor der rundtürmigen Bauphase bereits eine Befestigung mit eckigen Seiten- und Ecktürmen existierte. Für die frühe Kaiserzeit lassen sich Spuren einer Siedlung südlich der Festung nachweisen. Eine mit der Festung zeitgleich datierende Siedlung dürfte aber Geländebegehungen zufolge nördlich der Festung entlang der aus der Festung hinausführenden Straße bestanden haben (*Tóth* 1975, S. 187; *Tóth* 1985, Taf. 3).

Endre Tóth nimmt an, dass die Straße von Ságvár in Richtung Nordosten nach Brigetio am Nordostende des Plattensees vorbeiführte (*Tóth* 1988, S. 56; *Tóth* 2006, Abb. 2). Die Wahl des Standortes der Befestigung dürfte allerdings auch damit zusammengehangen haben, dass in Richtung Nordosten ein Flussübergang existierte, in diesem Fall über den Sió. Auch in Richtung Nordwesten kann eine Landverbindung angenommen werden, wo ein Wasserübergang zum Plattensee-Nordufer, nach Tihany führte (Abb. 1 u. 5). An dieser Nord-Süd-Achse sind die Tore der Festung ausgerichtet, sie befinden sich jeweils in der Mitte der Süd- und der Nordmauer (*Tóth* 1975, Abb. 40).

Keszthely-Fenékpuszta bildet den topographischen Gegenpart zu Ságvár, das Kastell wurde nämlich am Westende des Plattensees errichtet. Ursprünglich bildete die Landzunge, an deren südlichem Ende die Festung erbaut wurde, eine Halbinsel. Dieser Lössrücken ist der westliche Ausläufer der durch Fluss- und Bachläufe nordsüdlich gegliederten Zalaer Hügel. Im Süden grenzt die Mündung des Zala-Flusses, welcher nach Westen hin einen Teil des Wasserreservoirs des so genannten Kleinbalatons bildet, an die Befestigung (Abb. 6). Die Wasserfläche des Kleinbala-

9 Plattensee ist die deutsche Bezeichnung des Sees, die im Folgenden im Text verwendet wird. Auf Ungarisch wird der See Balaton genannt, zur römischen Zeit als *Pelso* bezeichnet.



- Spätantike Bestattungsplätze
- Rekonstruierter römischer Straßenverlauf
- - - Angenommener römischer Straßenverlauf

Abb. 5: Die Umgebung von Ságvár
nach Tóth 1985, Taf. 3, Karte: O. Heinrich-Tamaska, Technik: U. Grimm

tons hing zur römischen Zeit weitgehend mit dem Plattensee zusammen, der der Wasserweg führte südlich an der Festung vorbei (Heinrich-Tamaska 2008, Abb. 4).

Als Vorbesiedlung ist hier eine *villa rustica* anzunehmen, Teile derer auch in die Festung einbezogen wurden. Im Festungsbau lassen sich nur die rundtürmige Bauphase nachweisen sowie drei Tore im Norden, Süden und Westen. Aufgrund der

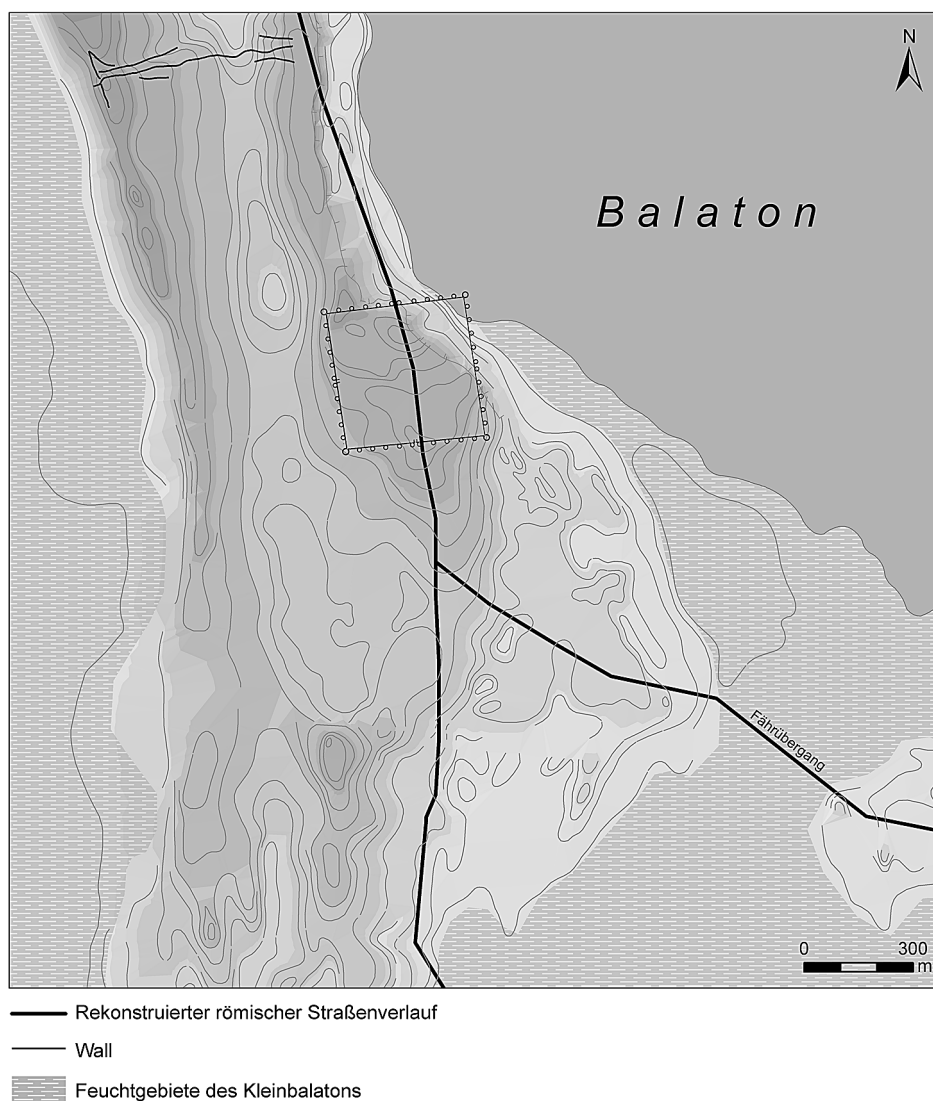


Abb. 6: Die Umgebung von Keszthely-Fenékpuszta
Karte: O. Heinrich-Tamaska, Technik: U. Grimm

Lage und des Aufbaus der Festung ist davon auszugehen, dass sich auch im Osten ein Tor befand (Sági 1989, Abb. 3; Heinrich-Tamaska 2008, S. 93–94, Abb. 3).

Beim Ausbau der Festung bekam die Nord-Süd-Achse eine übergeordnete Bedeutung. Sie führte nach Süden zum Übergang über die Zala, wobei von Fenékpuszta aus sowohl in Richtung Südwesten als auch in Richtung Südosten eine

Weiterfahrt möglich war. Zudem stellt sich die Frage nach einem Hafen, der, im Osten zum Balaton hin gelegen, einen weiteren Wasserweg eröffnet haben könnte (Heinrich-Tamaska 2008, S. 92, Abb. 4).

Welche gemeinsamen Charakteristika zeigen die vorgestellten Kastelle? Sie wurden in flachen Lagen, am Auslauf von Tälern bzw. in Tälern selbst errichtet. Ihre Lage trug zu ihrem Schutz bei, sie waren in der Regel gut im Gelände versteckt. Ságvár beispielsweise befand sich in der Niederung, auf dem Weg nach Süden war die Anlage bereits nach wenigen Kilometern hinter den Somogyer Hügeln verschwunden. Ganz ähnlich war es in Környe, dessen Mauern nach Norden hin durch eine Erhebung verdeckt wurden (Tóth 2000, S. 303). Fenékpusztá konnte auf dem Landweg allein von Norden her erreicht werden, wo eine Wallanlage zusätzlichen Schutz bot. Zudem lässt sich ein leichtes Abfallen des Geländes nach Süden hin feststellen (Heinrich-Tamaska 2008, Abb. 5).

Die Einbeziehung von Wasserflächen und/oder -läufen dürfte eine wichtige Rolle bei der Standortwahl gespielt haben, so sicherten die Befestigungen in der Regel Fahrstellen (Tóth 1975). Es lassen sich auch unbefestigte Siedlungen, *villae* oder *vici*, am Ort der Festungen oder in deren direkter Nähe nachweisen, was belegt, dass die Anlagen auf bereits bekannten Territorien errichtet worden sind.

Die Innenbefestigungen fügen sich in das spätantike Wegenetz ein, wurden sie doch entlang wichtiger Hauptachsen der Provinzen bzw. in deren direkter Nähe erbaut (Abb. 1): so befanden sich Alsóhetény und Ságvár auf dem Weg von Sopianae nach Aquincum bzw. Brigetio, an dessen nördlichem Abschnitt Környe stand (Tóth 2006, S. 53–62). Fenékpusztá lag auf dem Weg zwischen Sopianae und Savaria, der westlich am Plattensee vorbeiführte und bei Fenékpusztá den See überqueren musste (Heinrich-Tamaska 2008, S. 92–93, Abb. 4).

Die Festungen Keszthely-Fenékpusztá und Ságvár liefern auch für die Diskussion über eine diagonale Wegverbindung durch Transdanubien interessante Details. Von einigen Forschern wird für die römische Zeit eine diagonale Landverbindung zwischen Poitovo im Südosten und Aquincum im Nordosten, entlang des nördlichen oder südlichen Plattenseeufers angenommen, die jedoch nicht existierte (vgl. z. B. Mócsy u. Gabler 1986, Abb. 1). Das belegen nicht nur Inschriften und Schriftquellen, die Endre Tóth vor Kurzem auswertete (Tóth 2006, S. 63–65), sondern auch das Gelände selbst. Zur römischen Zeit war das Südufer des Plattensees durch ausge dehnte Buchten, zu- und abfließende Bäche und Flüsse und durch dazwischen sich erhebende, nordsüdlich ausgerichtete Lössrücken gegliedert. Diese machten das Passieren auf einem direkten Weg über Land unmöglich (Serlegi 2007, S. 301–304; Sümegi u. a. 2007, S. 250–251, Abb. 246; Tullner u. Cserny 2003, Abb. 1). Auch die römerzeitliche Siedlungsstruktur entlang des Südufers legt nahe, dass die Landverbindungen auf dem Lössrücken nordsüdlich verliefen (Németh 2007, Abb. 38; Heinrich-Tamaska 2008, S. 434–436, Abb. 2). Am westlichen Ende des Nordufers stellten sich ähnliche Probleme: hier verhinderte zunächst die sumpfige, teils wasserüberflutete Szigligeter Bucht eine direkte Verbindung entlang des heutigen Ufers. Weiter im Nordosten ist die Landschaft durch die Ausläufer des Bakonyer Gebirges geprägt, die ebenfalls keine gerade Wegführung ermöglichten (Sümegi 2007, S. 53–54; Gusztáv u. a. 2005; Tullner u. Cserny 2003, Abb. 1).

Die einzige direkte Verbindung bot der Wasserweg über den Plattensee. Die Annahme einer solchen Verbindung wird durch die Lage der beiden Innenbefestigungen am See, Fenékpusztá und Ságvár, untermauert. Für Fenékpusztá wurde die Existenz eines Hafens bereits diskutiert (Sági 1967; Heinrich-Tamaska 2008, S. 94), für Ságvár dagegen wurde diese Möglichkeit nicht in Erwägung gezogen, da die Anlage zu weit vom Wasser entfernt lag. Allerdings ergab sich am Südostende des Plattensees kaum eine Möglichkeit, im direkten Uferbereich Hafenanlagen zu errichten, was einerseits mit den starken Seespiegelschwankungen (vgl. dazu Sümeği u. a. 2007, S. 247–252; Tullner u. Cserny 2003), andererseits mit dem flach auslaufenden Seeuntergrund zusammenhängt (vgl. dazu Cserny 1994, S. 395, Abb. 2 u. 5). Allein im Bereich des Abflusses des Sió oder gegenüber von Tihany, beides in direkter Nähe zu Ságvár gelegen, wäre eine solche Anlage denkbar. Auch die Entfernung von ca. 80 km zwischen den beiden Befestigungen legt nahe, dass ein Umschlag zwischen Land- und Wasserweg lohnenswert erscheinen musste. Wie bereits erwähnt, waren die Innenbefestigungen von Ságvár und Fenékpusztá in ein Straßennetz eingebunden, das sich nördlich von Sophianae gabelte und einerseits nach Nordosten, andererseits nach Nordwesten weiterverlief. Dies bedeutete, dass kein direkter Weg beispielsweise von Gorsium oder Ságvár nach Fenékpusztá führte, man musste zentrale Punkte passieren und entweder über Brigetio im Norden oder über Sophianae im Süden reisen (vgl. Abb. 1; Tóth 2006, Abb. 2). Der Plattensee ermöglichte zwischen Ságvár und Fenékpusztá dagegen eine direkte Verbindung.

Nicht zuletzt sei die Lage der beiden Festungen kurz unter dem Aspekt einer künstlichen Regulierung des Plattenseespiegels in römischer Zeit angesprochen. Die Anlagen liegen an den beiden für den Wasserhaushalt des Plattensees bedeutenden Punkten: Fenékpusztá am Zufluss, an der Zala, Ságvár am Abfluss, am Sió (Abb. 1; Virág 2005, S. 15–18). Die Meinungen darüber, ob zur römischen Zeit eine anthropogene Regulierung des Seespiegels erfolgte, gehen stark auseinander, vor allem in Bezug auf die Fragen, ob es eine Klimaschwankung im Verlauf des 4. Jahrhunderts gegeben hat, die einen solchen Eingriff nötig machte, und falls dies der Fall gewesen sein sollte, an welchem Abschnitt des Sió eine Regulierung die entsprechende Effektivität überhaupt erreicht haben konnte (Serlegi 2007, S. 304–306; Sümeği u. a. 2007, S. 252–253; dagegen: Virág 2005, S. 25–53). Nach neueren Forschungen wird diese Stelle südöstlich von Ságvár bei Mezőkomárom/Szabadhídvég lokalisiert (Serlegi 2007, S. 306; zur Lage vgl. Heinrich-Tamaska 2008, S. 436, Abb. 2). Die schriftlichen Hinweise auf eine künstliche Regulierung und der Beginn der Befestigung von Ságvár liegen chronologisch nicht weit auseinander: S. Aurelius Victor, auf dessen Bericht Bezug genommen werden kann, schreibt Galerius (305–311) die Seespiegelabsenkung des Plattensees zu (Gross-Albenhausen u. Fuhrmann 1997, S. 126–129: 40,9). Die frühe Bauphase der Ságvärer Festung wird in die Mitte des 4. Jahrhunderts datiert, wobei auch die längere Bauzeit beachtet werden muss (Tóth 1985, S. 124–125). Es bleibt also nicht auszuschließen, dass Ságvár als Überwachungsposten für die Wasserregulierungsanlage und zugleich für die Wasserübergänge über den Sió und über den Plattensee bei Tihany

erbaut worden ist. Die Errichtung einer weiteren Befestigung am Westende des Sees in Fenékpusztá legt zudem die Nutzung des Wasserweges nahe.

Die Diskussion um die Funktion und vor allem die Datierung der pannonischen Innenbefestigungen kann noch nicht als abgeschlossen gelten. Es ist vor allem notwendig, die bisherigen Ausgrabungsergebnisse zu publizieren, damit eine vergleichende Analyse durchgeführt werden kann. Die hier vorgelegten Details verdeutlichen jedoch, dass auch die Untersuchung des topographischen Umfeldes der Innenbefestigungen und die Rekonstruktion der infrastrukturellen Zusammenhänge, in die sie im spätantiken Pannonien eingebettet waren, einen wichtigen Bestandteil ihrer Erforschung bilden müssen, um Fragen nach ihrer Funktion und Datierung präziser beantworten zu können.

Literatur

- Barkóczi, László u. Salamon, Ágnes*: Tendenzen der strukturellen und organisatorischen Änderungen pannonischer Siedlungen im 5. Jahrhundert. – In: *Alba Regia* 21, 1984, S. 147–187.
- Bertók, Gábor*: Item a Sophianae Bregetione m. p. CXS: Iovia XXXII m. p. Adalékok a dél-dunántúli római kori településtörténetéhez: Iovia lokalizációja. – In: *Wosinszky Mór Múz. Évk.* 22, 2000, S. 101–110.
- Borhy, László*: »Non castra sed horrea ...« Zur Bestimmung einer der Funktionen spät-römischer Befestigungen. – In: *Bayer. Vorgeschichtsbl.* 61, 1996, S. 207–224.
- Borhy, László*: Spätrömische Stadtmauern in Pannonien. Funktion, Typologie, Chronologie. – In: *Rodríguez Colmenero, Antonio u. Rodá de Lianza, Isabel [Hrsg.]*: Murallas de ciudades romanas en el occidente del Imperio: Lucus augusti como paradigma. Actas del congreso internacional celebrado en Lugo (26.–29.11.2005). – Lugo 2007, S. 101–113.
- Cserny, Tibor*: Lake Balaton, Hungary. – In: *Gierlowski-Kordes, Elizabeth H. u. Kelts, Kerry [Hrsg.]*: Global geological record of lake basins. – Cambridge u.a. 1994, S. 395–399.
- Cserny, Tibor u. Corrada, Ruben*: A Balaton medencéje és holocén üledékei részletes geofizikai-földtani vizsgálatának újabb eredményei. Results of the detailed geophysical-geological investigations on the Lake Balaton. – In: *Ann. Rep. Hun. Geol. Inst.* 1987 (1989), S. 341–347.
- Fitz, Jenő*: Die Innenbefestigungen der Provinz Valeria. – In: *Alba Regia* 18, 1980, S. 53–59.
- Fitz, Jenő*: Gorsium-Herculia. – In: *Alba Regia* 33, 2004, S. 5–53.
- Fitz, Jenő*: Gorsium. – In: *Šašel Kos, Marjeta u. Scherrer, Peter [Hrsg.]*: The autonomous towns of Noricum and Pannonia – Die autonomen Städte in Noricum und Pannonien. – Ljubljana 2004, Pannonia II, S. 197–208.
- Groß-Albenhausen, Kirsten u. Fuhrmann, Manfred [Hrsg. und Übers.]*: S. Aurelius Victor, Die römischen Kaiser. Liber de Caesaribus. – Darmstadt 1997.
- Gusztáv, Jakab; Sümegi, Pál u. Szántó, Zsuzsa*: Késő-glaciális és holocén vízszintingadozások a Szigligeti-öbölben (Balaton) makrofosszília vizsgálatok eredményei alapján. Late Glacial and Holocene water level changes in the Szigliget Bay, Lake Balaton based on macrofossil investigations. – In: *Földt. Közl.* 153/3, 2005, S. 405–431.
- Heinrich-Tamaska, Orsolya*: Keszthely-Fenépuszta zwischen Spätantike und Karolingerzeit. – In: *Die Langobarden. Das Ende der Völkerwanderung. Katalog zur Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn, 22.8.2008–11.1.2009.* Darmstadt 2008, S. 91–107.
- Heinrich-Tamaska, Orsolya*: Bemerkungen zur Transformation spätantiker Strukturen in Pannonien am Beispiel von Keszthely-Fenépuszta. – In: *Acta Arch. Carpathica* XLII–XLIII, 2007–2008.
- Mócsy, András*: Pannonia. – In: *Wissowa, Georg [Hrsg.]*: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Suppl. 9: Acilius bis Utis. – Stuttgart 1962, S. 517–776.
- Mócsy, András*: Großgrundbesitz und Kontinuität in Pannonien. – In: *God. Ist. Arhiva* 13, 1976, S. 321–326.
- Mócsy, András u. Gabler, Dénes*: Alte und neue Probleme am Limes von Pannonien. – In: *Studien zu den Militärgrenzen Roms III.* 13. Internationaler Limeskongreß, Aalen 1983. Stuttgart 1986, S. 369–376.
- Müller, Róbert*: Megjegyzések Fenépuszta történetéhez. Bemerkungen zur Geschichte von Fenépuszta. – In: *Zalai Múz.* 1, 1987, S. 105–122.

- Németh, Péter Gergely*: A Balaton déli partvidéke és a Dél-Dunántúl a római korban. Kr. U. 1–5. század. – In: *Belényesy, Károly; Honti, Szilvia u. Kiss, Viktória [Hrsg.]: Gördülő idő. Régészeti feltárások az M7-es autópálya Somogy megyei szakaszán Zamárdi és Ordacsehi között.* Kaposvár-Budapest 2007, S. 41–46.
- Radnóti, Aladár*: Római tábor és felírtas kövek Környéről. Le camp romain et les monuments épigraphiques Környe. – In: *Laureae Aquicensis. Aquincumi babérágak* (Diss. Pannonicae II: 11). Budapest 1941, S. 77–105.
- Sági, Károly*: A Balaton szerepe Fenékpusztá, Keszthely és Zalavár IV–IX. századi történetének alakulásában. – In: *Antik Tanulmányok* 14/2, 1967, S. 15–46.
- Sági, Károly*: Adatok a fenékpusztai erőd történetéhez. Über die Geschichte der Festung in Fenékpusztá. – In: *Tapolcai Városi Múz. Közl.* 1, 1989, S. 261–317.
- Schilling, László*: A római kor vége TÁC/Gorsiumban. The end of the Roman Age in TÁV/Gorsium. – In: *Bíró, Szilvia [Hrsg.]: Firkák I. Fiatal Római Koros Kutatók I. Konferenciakötete, Xántus János Múzeum, Győr, 2006. március 8–10.* – Győr 2007, S. 379–387.
- Schmidt, Wolfgang*: Spätantike Gräberfelder in den Nordprovinzen des römischen Reiches und das Aufkommen christlichen Bestattungsbrauchtums. Tricciana (Ságvár) in der Provinz Valeria. – In: *Saalburg Jahrb.* 50, 2000, S. 213–442.
- Simonyi, Dezső*: Fenékvár ókori neve. – In: *Antik Tanulmányok* 9, 1962, S. 13–30.
- Soproni, Sándor*: Előzetes jelentés az alsóhetényi későrómai erőd feltárásáról. – In: *Somogyi Múz. Közl.* 2, 1975, S. 173–182.
- Soproni, Sándor*: Der spätrömische Limes zwischen Esztergom und Szentendre. Das Verteidigungssystem der Provinz Valeria im 4. Jahrhundert. – Budapest 1978.
- Sümei, Pál*: Description of the sampling locations in the Balaton Uplands. The Little Balaton Region and the Balaton Uplands. – In: *Zatykó, Csilla; Juhász, Imola u. Sümei, Pál [Hrsg.]: Environmental Archaeology in Transdanubia* (Varia Arch. Hung. XX). – Budapest 2007, S. 53–55.
- Sümei, Pál u. Gusztáv, Jakab*: The vegetation history of Szigliget Bay. The Little Balaton Region and the Balaton Uplands. – In: *Zatykó, Csilla; Juhász, Imola u. Sümei, Pál [Hrsg.]: Environmental Archaeology in Transdanubia* (Varia Arch. Hung. XX.). Budapest 2007, S. 76–78.
- Sümei, Pál; Bodor, Elvira; Juhász, Imola; Hunyadfalvi, Zoltán; Herbich, Katalin; Molnár, Sándor u. Timár, Gábor*: A Balaton déli partján feltárt régészeti lelőhelyek környezettörténeti feldolgozása. – In: *Belényesy, Károly; Honti, Szilvia u. Kiss, Viktória [Hrsg.]: Gördülő idő. Régészeti feltárások az M7-es autópálya Somogy megyei szakaszán Zamárdi és Ordacsehi között.* Kaposvár-Budapest 2007, S. 241–253.
- Thomas, Edit B.*: Römische Villen in Pannonien. Beiträge zur pannonischen Siedlungsgeschichte. – Budapest 1964.
- Tóth, Endre*: A későrómai belsőpannoniai erődök kérdéséhez. Előzetes jelentés az 1971–1974. évi ságvári ásításokról. Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen der spätrömischen Festung von Alsóhetény. – In: *Somogyi Múz. Közl.* 2, 1975, S. 183–189.
- Tóth, Endre*: Zur Chronologie der militärischen Bautätigkeiten des 4. Jahrhunderts in Pannonien. – In: *Mitt. Arch. Inst. Ungar. Akad.* 14, 1985, S. 121–136.
- Tóth, Endre*: Az alsóhetényi 4. századi erőd és temető kutatása, 1981–1986. Eredmények és vitás kérdések. Vorbericht über die Ausgrabung der Festung und des Gräberfeldes von Alsóhetény 1981–1986. Ergebnisse und umstrittene Fragen. – In: *Arch. Ért.* 114–115, 1987–88, S. 22–61.
- Tóth, Endre*: A környei 4. századi római erődről. Über die römische Befestigung aus dem 4. Jahrhundert in Környe. – In: *Komárom-Esztergom Megyei Múz. Közl.* 7, 2000, S. 295–319.

- Tóth, Endre*: Late Roman Fortresses in Transdanubia. – In: *Visy, Zsolt [Hrsg.]*: The Roman Army in Pannonia. An archaeological guide of the Ripa Pannonica. Pécs 2003, S. 181–193.
- Tóth, Endre*: Karpen in der Provinz Valeria. – In: *Commun. Arch. Hungariae*, 2005, S. 364–391.
- Tóth, Endre*: Itenaria Pannonica. Római utak a Dunántúlon. – Budapest 2006 (Magyar Nemzeti Múzeum).
- Tóth, Endre*: Gorsium? Herculia? – In: *Kovács, Péter u. Szabó, Ádám [Hrsg.]*: Északkelet Pannonia I. Előszó változatok, kommentárok, olvasatok a CIL III² 3 kötetéhez. Budapest 2008 (Stud. Epigr. Pannonica I), S. 61–101.
- Tullner, Tibor u. Cserny, Tibor*: New aspects of lake-level changes. Lake Balaton, Hungary. – In: *Acta Geol. Hungarica* 46/2, 2003, S. 215–238.
- Virág, Árpád*: A Sió és a Balaton közös története (1055–2005). – Budapest 2005.
- Visy, Zsolt*: Adatok Valeria Provincia katonai szervezetének kérdéséhez. – In: *Jelenkor*. Irodalmi és művészeti folyóirat XLIV, 2001, S. 1165–1169.

Rainer Schreg

Das Umfeld der Höhlenstädte Mangup und Eski Kermen auf der südwestlichen Krim

Eine Siedlungslandschaft in der Peripherie des byzantinischen Reiches¹

Mit 11 Abbildungen

Rund 20 km östlich der Hafenstadt Sevastopol liegen im Bergland der Krim die berühmten Höhlenstädte. Am bekanntesten sind Mangup Kale und Eski Kermen, die nur wenige Kilometer voneinander entfernt liegen (Abb. 1). Sie haben die Aufmerksamkeit und das Interesse von Reisenden, Touristen und Romantikern² auf sich gezogen, aber auch von Mystikern und Phantasten.³ In Deutschland waren die Höhlensiedlungen Gegenstand einer großen Ausstellung (Werner et al. 1999). Diese Faszination hat auch ihre dunklen Seiten: während der deutschen Besetzung der Krim wurden die Anlagen als Rechtfertigung deutscher Präsenz zu »Gotenburgen« stilisiert (Stampfuß 1942; Toepfer 1942; Kunz 2005, bes. S. 28ff.). Archäologische Untersuchungen seit dem späten 19. Jahrhundert und vor allem die Expeditionen von E. V. Vemarn und I. Repnikov in den 1930er Jahren zeigten, dass es sich um die Reste spätantiker und mittelalterlicher Siedlungen handelt, die natürlich exponierte Bergstöcke ausgenutzt haben und einige Räume aus dem anstehenden, relativ weichen Kalk herausgearbeitet haben (Mogaricev 1997; Gus'kov 2007). Ihre Anfänge reichen in die Völkerwanderungszeit zurück, was ein dünner Fundniederschlag auf den Bergen, vor allem aber die reich mit Beigaben ausgestatteten »alano-gotischen« Gräberfelder zu ihren Füßen erkennen lassen (Ajbabin 1999; Maczyńska et al. 2000). Die Lage am Rande der byzantinischen Welt führte auch in der aktuellen Forschung zum Bild einer militärisch bestimmten Grenzregion (Jakobson 1995; Ajbabin 2006).

2006 hat das RGZM ein Forschungsprojekt »Transformation und Kulturaustausch am Rand der mediterranen Welt – Das Bergland der Krim im Frühmittelalter« begonnen, das zum einen die seit langem laufenden Forschungen der

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten werden sollte.

2 Murawiev *Apostol*: A journey through Taurida, in the year 1820. – In: A select cabinet of foreign voyages and travels or of eminent continental travellers with several engravings (London 1930), S. 130–198, bes. S. 190ff.

3 <http://www.graal.org.ua/en/main.htm> (zuletzt besucht 1.4.2008).

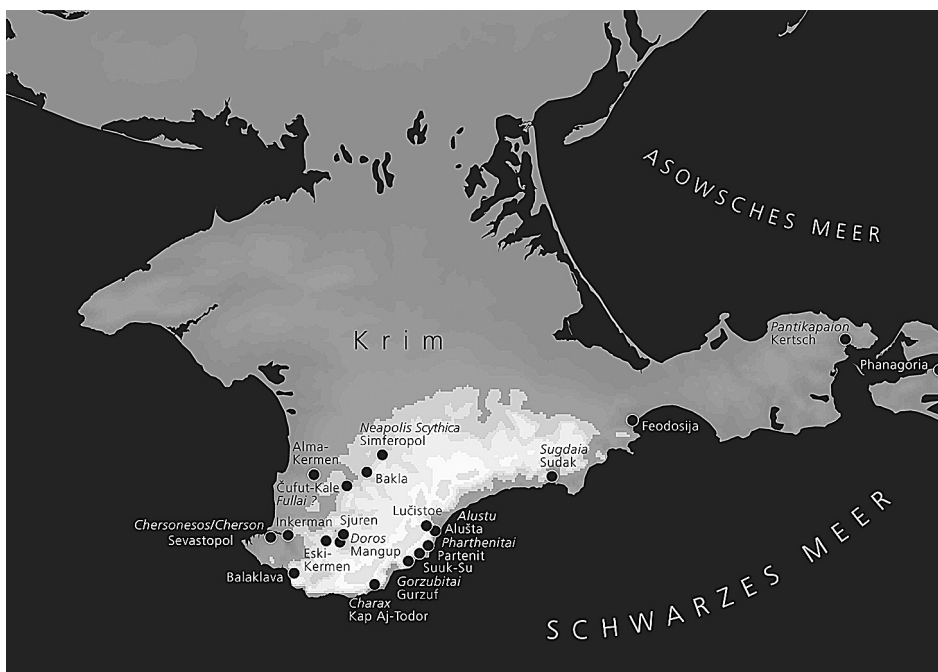


Abb. 1: Die Krim mit den wichtigsten antiken und mittelalterlichen Fundorten
Graphik M. Ober, RGZM

ukrainischen Kollegen unterstützt, die sich vor allem auf die Bebauung der beiden Höhensiedlungen Mangup und Eski Kermen sowie die umliegenden Gräberfelder konzentrieren, zum anderen aber auch Fragen nach Siedlungs-, Wirtschafts- und Umweltbedingungen aufgreift. Dazu werden die Höhlen der beiden Höhensiedlungen genauer dokumentiert sowie durch archäologische Surveys das Umfeld der Siedlungen erschlossen (Ajbabin et al. 2008; Herdick et al.).

Stadt und Umland in byzantinischer Zeit

Einen der wichtigsten Transformationsprozesse von der Antike zum Mittelalter stellt die Entwicklung der urbanen Strukturen dar (Abb. 2).

Im Ostmittelmeerraum haben in den vergangenen Jahren regionale Studien und archäologische Surveys diesen als Fragestellung aufgegriffen (z.B. Hodges et al. 2005; Cherry et al. 1991) und zahlreiche Veränderungen im Siedlungsgefüge deutlich werden lassen. Seit der Spätantike ist ein Rückgang urbanen Lebens zu registrieren, wobei sich im zeitlichen Ablauf wie im Charakter der Umstrukturierung starke regionale Unterschiede zeigen. Hier spielen die unterschiedlichen historischen Rahmenbedingungen ebenso eine Rolle wie die naturräumlichen Grundlagen.

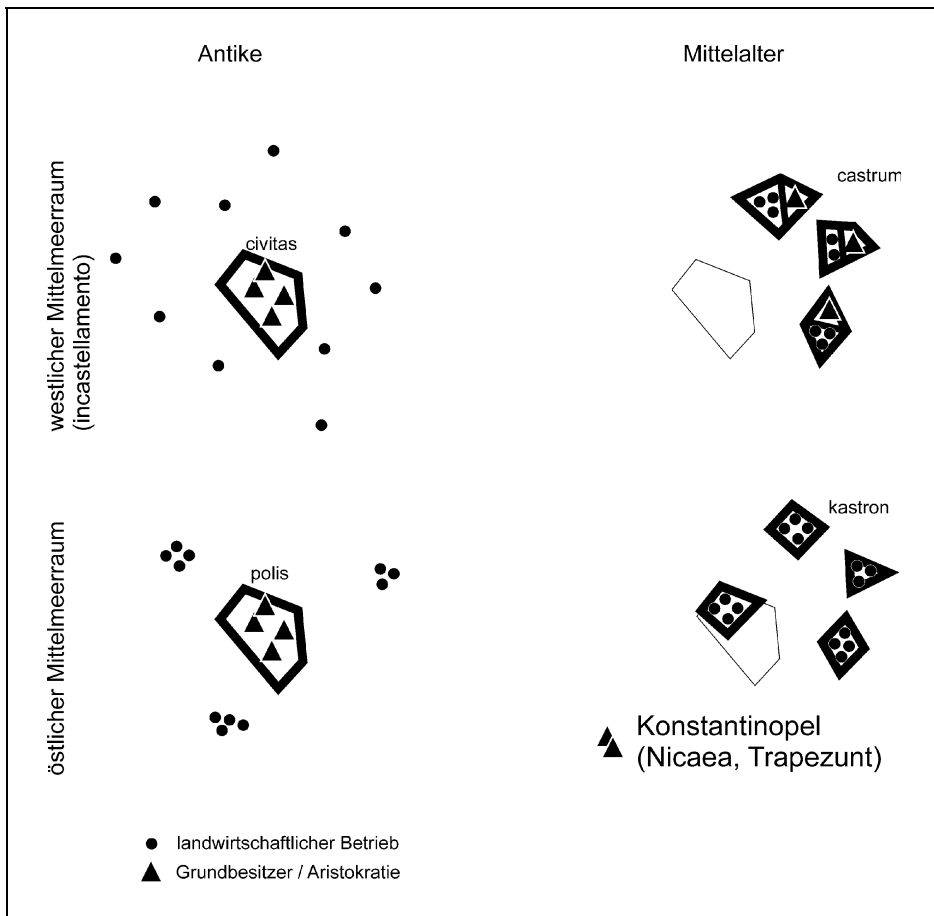


Abb. 2: Grundmodelle der Stadt-Umland-Entwicklung im westlichen und östlichen Mittelmeerraum
Graphik R. Schreg

Bei allen Differenzen handelt es sich in frühbyzantinischer Zeit jedoch im Allgemeinen um einen Prozess der Deurbanisierung – eine Reduzierung der Städte in Bezug auf ihre Einwohnerzahlen, Siedlungsflächen und ihre Funktionen. Die zentrale Rolle der Stadt als Verwaltungszentrum ist ebenso einer Veränderung unterworfen wie ihre Bedeutung als Zentrum handwerklicher Produktion und des Konsums. Dies hatte nicht nur Auswirkungen auf die architektonische Gestalt der Städte, sondern betraf vor allem auch die siedlungs- und umweltgeschichtlich relevante Beziehung der Stadt zu ihrem Umland. Archäologisch ist diese in den Umstrukturierungen des Siedlungsgefüges und den anthropogenen Landschaftsveränderungen zu fassen (Brandes 2000). Im Sinne einer Katastrophentheorie wurde für einige Regionen ein völliger Abbruch städtischer Traditionen im 7. bis 9. Jahrhundert diskutiert (Niewöhner 2007). Es entstanden kleinere befestigte

Siedlungen in Höhenlage. Bisweilen traten sie neben die Siedlungsareale der antiken Stadt, deren römerzeitlichen Stadtmauern an Bedeutung verloren haben. Die Forschung hat diesen Vorgang mit der Wendung »von der polis zum kastron« umschrieben (*Dunn 1994; Müller-Wiener 1986; Brandes 1995; Brandes 1988*).

Parallel zu den reellen Veränderungen in der Siedlungslandschaft ist in den schriftlichen Quellen auch eine veränderte Terminologie zu vermerken. Anstelle des Begriffes der »polis« ist zunehmend von »kastron« die Rede. Bei dem Historiker Prokop beispielsweise ist dabei eine recht große Bandbreite des Begriffes zu registrieren, der sowohl die klassische antike Stadt, als auch die militärische Festung oder befestigte Siedlung kennzeichnet (*Brandes 1989, S. 28ff.*).

Im ländlichen Raum zeigt sich in frühbyzantinischer Zeit ebenfalls eine Umstrukturierung. Anders als in dem durch Streusiedlungsweise geprägten westlichen Mittelmeerraum, bestanden im Ostmittelmeerraum schon in der Antike eher geschlossene Gruppensiedlungen. Sie wurden seit dem 4. Jahrhundert zunehmend durch befestigte Höhengründungen abgelöst, die ebenfalls als »kastron« bezeichnet werden können. Eine solche Entwicklung ist beispielsweise in frühbyzantinischer Zeit in Serbien (*Milinković 2007*) oder in Kleinasien (*Brandes 1989*) zu beobachten.

Im Unterschied zum Prozess des *incastellamento* im Westen, der im Wesentlichen seit dem 9. Jahrhundert fassbar ist (*Toubert 2002; Hubert 2000*), handelt es sich eher um eine Siedlungsverlagerung als um eine Siedlungskonzentration. Die Sozialstrukturen der daraus resultierenden mittelalterlichen Siedlungen sind ebenso unterschiedlich: Das »castrum« im Westen ist ein befestigter Herrnsitz innerhalb des befestigten Dorfes, während das »kastron« im Osten eher als befestigte Siedlung zu kennzeichnen ist, innerhalb der kaum soziale Differenzierungen auszumachen sind. Der Gegensatz zwischen Stadt und Dorf löst sich zunehmend auf (*Brandes et al. 2000*), nicht selten ist zu beobachten, dass es zu häufigen Siedlungsverlagerungen kommt, so z.B. im Falle von Butrint im heutigen Albanien (*Hodges et al. 2005, S. 323ff.*) oder Arykanda in Lykien (*Brandes 1989, S. 118ff.*).

Die hier grob generalisierend skizzierte Entwicklung stellt lediglich ein Modell dar, das versucht, die komplexe und im Einzelfall sehr unterschiedliche Siedlungsentwicklung abstrahiert darzustellen. Damit ergibt sich jedoch die Möglichkeit, in regionalen Fallstudien die besonderen Eigenheiten besser zu würdigen und so in einem komparatistischen Ansatz einzelne Faktoren der Siedlungsentwicklung zu isolieren und dadurch ihre Relevanz und ihre Auswirkungen zu testen.

Geschichte und Geographie der südwestlichen Krim⁴

Die Krim ist eine Halbinsel, die von Norden in das Schwarze Meer ragt und daher seit der Antike eine interessante Kontaktzone zwischen den eher nomadisch geprägten Steppen Osteuropas und der mediterranen Stadtkultur darstellt. An der

4 Ich danke *Stefan Albrecht*, der im Rahmen des Projektes am RGZM die schriftlichen Quellen bearbeitet, für seine Hinweise.

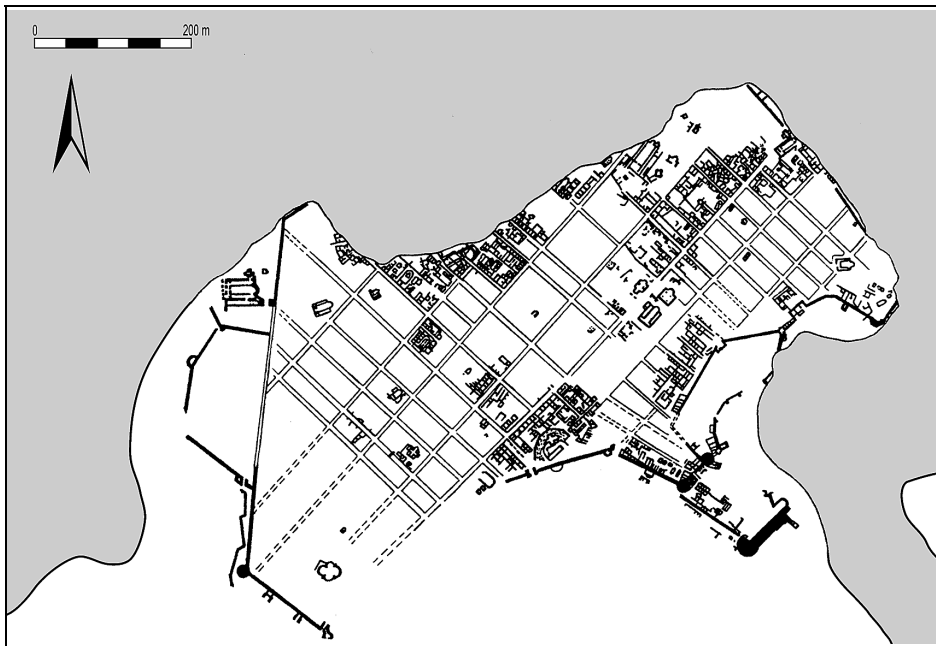


Abb. 3: Plan der antiken Stadt Chersonesos
verändert nach Werner u. Ludwig 1999

Küste entstanden griechische Kolonien, die später zu Außenposten des römischen bzw. byzantinischen Reiches wurden. Pantikapaion/Bosporus/Kerč im Osten und Chersonesos/Sevastopol auf der Westspitze der Krim stellen die beiden wichtigsten Zentren dar, da hier jeweils ein ausreichendes Hinterland zur Verfügung stand. Chersonesos (Abb. 3) wurde laut schriftlicher Überlieferung um 425 v. Chr. gegründet, doch datieren die frühesten griechischen Funde bereits in die Zeit um 500 v. Chr. (Carter 2003).

Die Südküste der Krim wird hingegen von den steil aufsteigenden Bergen des über 1500 m hohen Jaila-Gebirges charakterisiert. Der klimatisch zwar außerordentlich begünstigte, aber eben auch sehr schmale Küstenstreifen erlaubte es nur wenigen kleineren Städten, sich hier zu entwickeln, insbesondere im Spätmittelalter, als Genua hier in Kaffa / Feodosija oder Sugdaja / Sudak Handelsposten anlegte (Balard 1978).

Aufgrund dieser geographischen Verhältnisse ist vor allem die südwestliche Krim eine solche Kontaktzone. Die hügelige, bis knapp über 200 m ü. NN reichende herakleischen Halbinsel, auf der in der Antike die durch ein Limitationssystem gegliederte und durch Einzelgehöfte charakterisierte Chora von Chersonesos (Saprykin 1994; Carter et al. 2000; Nikolaenko 2003) lag, stößt hier an das Bergland der mittleren Gebirgskette.

Anders als viele andere Städte an den West- und Nordküsten des Schwarzen Meeres (z. B. Olbia: *Vinogradov et al.* 1995, S. 148) überdauerte Chersonesos, das in byzantinischer Zeit Cherson genannt wird, die Völkerwanderungszeit, wenngleich im 4. und 5. Jahrhundert kaum Bauaktivitäten nachweisbar sind und viele ländliche Siedlungen im Umland aufgegeben wurden. Die Stadt entwickelte sich zu einem wichtigen Außenposten des Byzantinischen Reiches (*Romančuk et al.* 2005), das seinen Einfluss in der Folge auch auf das benachbarte Bergland ausdehnte.

Das aus Kalksteinen aufgebaute Schichtstufenland erreicht hier Höhen von über 700 m ü. NN und ist durch Täler von Westen und Norden erschlossen. Hier finden sich Spuren einer Besiedlung, die bis in die Bronzezeit, wahrscheinlich aber ins Neolithikum zurück reicht. Obwohl beispielsweise in Neapolis Scythicae beim heutigen Simferopol am Rand der Steppe (*Vysotskaja* 1979) durchaus Ansätze einer Urbanisierung im Hinterland nachzuweisen sind, sind antike städtische Siedlungen im Bergland der Krim nicht bekannt. Eski Kermen und Mangup liegen zwar in einer alt besiedelten Landschaft, doch haben sie keine nachweisbaren antiken stadtartigen Vorgänger. Seit frühbyzantinischer Zeit entwickeln sich hier jedoch die »Höhlenstädte« (*Gercen et al.* 2006a; *Gus'kov* 2007). Um 550 berichtet der Historiker Prokop über diese Region, die er »Dory« nennt. Sie würde von den Goten, treuen Verbündeten der Byzantiner bewohnt, die nicht gerne »hinter Mauern« lebten, sondern das Leben auf dem offenen Land bevorzugten, so dass Kaiser Justinian I. (527–565) auf die Anlage von Städten (πολεις) und Befestigungen (φρουρα) verzichtet und lediglich die Zugänge zu ihrem Land durch Mauern gesichert hätte.⁵ Angesichts der befestigten Höhensiedlungen und des Fehlens eindeutiger archäologischer Reste eines linearen Befestigungssystems ähnlich dem Limes oder den spätantiken Befestigungen im Donauraum, ist Prokops Aussage schwer zu verstehen. Möglicherweise ist eine Sperrmauer im Tal nördlich des Mangup in diesem Kontext zu sehen (*Sidorenko* 1991). Spätestens im 6./7. Jahrhundert, als die »alano-gotischen« Gräberfelder im benachbarten Bergland deutlichen byzantinischen Einfluss aufweisen (*Ajbabin* 1997; *Ajbabin* 1999), wurden der Mangup und der Eski Kermen befestigt. Ob sie auf Justinian zurückgehen, wie häufig vermutet wird, ist angesichts der Prokopstelle eine offene Frage (vgl. *Gercen et al.* 2005).

Aus byzantinischer Perspektive ist die Krim die entlegene Peripherie (*Albrecht* im Druck), die mehrfach als Verbannungsort dient: Der nach Cherson verbannte Papst Martin I. (649–653) beklagte sich in seinen Briefen um 654/55 über den angeblichen Getreidemangel in der Stadt und bezeichnete die Bewohner des Umlandes als Heiden. Vermutlich erlangten die Chazaren ab 679/80 die Kontrolle über weite Teile der Krim. In der Folge scheint der byzantinische Einfluss im Bergland zurückgegangen zu sein. 704 floh der nach Cherson verbannte Justinian II. (685–695 und 705–711) in die Festung (φρουρα) Doros, die mit dem Mangup identifiziert wird. Dort fühlte sich der entmachtete Kaiser vor dem Zugriff

5 Procopius, De aedificiis (lib. 1–6) . ed. G. Wirth (post J. Haury), Procopii Caesariensis opera omnia, vol. 4. Lipsiae 1964, lib. 3, c. 7, 16.

der Byzantiner sicher und konnte gleichzeitig den chazarischen Khan um Unterstützung bitten.⁶ Im letzten Drittel des 8. Jahrhunderts stand der Mangup schließlich selber unter chazarischer Oberhoheit. 786/87 führte Bischof Johannes von Gotthia, dessen Bischofssitz gerne auf dem Mangup lokalisiert wird, einen Aufstand gegen die chazarische Besatzung an. Die erhoffte byzantinische Hilfe blieb aus,⁷ da der Kaiser den Status quo auf der Krim offenbar nicht antasten wollte. Vielleicht schon im 9. Jahrhundert, spätestens aber nach dem Untergang des Chazarenreiches in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, kam das Bergland wieder unter byzantinische Herrschaft.

Nach dem derzeitigen Stand der Forschung soll es nach einer Periode der Stagnation seit dem 11. Jahrhundert zu einer vermehrten Neugründung von Siedlungen im Bergland gekommen sein (*Jakobson* 1995). Auf dem Mangup sind bisher jedoch keine Siedlungsspuren sicher dieser Zeit zuzuweisen, hier wird mit einem plötzlichen Siedlungsabbruch in der Mitte des 11. Jahrhunderts gerechnet (*Gercen et al.* 2006b), hingegen war der Eski Kermen damals besiedelt (*Ajbabin* 2006).

Die Eroberung von Konstantinopel 1204 durch die Lateiner, die Entstehung genuesischer Kolonien an der Südküste der Krim, sowie Einfälle der Tataren und der goldenen Horde sorgten für neue politische Konstellationen. Die Einwohnerzahl von Cherson ging auf schätzungsweise noch 5–6.000 Einwohner während des 12.–14. Jahrhunderts zurück (*Carter* 2003, S. 40). In der unmittelbaren Umgebung der Stadt entwickelten sich im Mittelalter punktuell kleine Weiler mit kleiner Kirche, einem Turm und wenigen Gebäuden (*Carter* 2003, S. 130ff.). Seit dem späten 12. Jahrhundert konnte sich im Bergland das Fürstentum Gotthien etablieren. Die Höhensiedlung auf dem Mangup bildete den Mittelpunkt des Fürstentums, das nach dem griechischen bzw. italienischen Namen des Mangup auch als »Theodoro« bezeichnet wird. Diese späte Blüte fand 1475 mit der Eroberung durch die Osmanen, die dort eine militärische Besatzung stationierten, ein Ende. In der Folgezeit ist ein deutlicher Bevölkerungsrückgang zu verzeichnen, doch wird der Mangup erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts verlassen. Neben »Griechen« und »Türken« waren vor allem Karaim, die sich zum Judentum bekannten, hier ansässig.

Damals wurde die Krim von Russland besetzt, so dass in der Folge nahe dem antiken Chersonesos der bedeutende Militärhafen in Sevastopol entstand, der in der Neuzeit mehrfach zum Zentrum militärischer Schlachten wurde – zuletzt während des Zweiten Weltkrieges (*Jobst* 2007).

6 *C. de Boor*: Theophanis chronographia. Vol. 1. Lipsiae 1883 (ND Hildesheim 1963), S. 6, S. 21, S. 11, S. 372f. Sowie: *C. de Boor*: Nicephori archiepiscopi Constantinopolitani opuscula historica. Lipsiae 1880 (ND 1975) 40, S. 23.

7 Vgl. *M. F. Auzépy*: La vie de Jean de Gothie (BHG 891). – In: *Zuckerman, C. [Hrsg.]*: La Crimée entre Byzance et le Khaganat khazar. Paris 2006, S. 69–85.



Abb. 4: *Blick von Osten auf den Mangup, rechts im Bild der Felsabhang der Ebene
Čardakli Bajre*
Foto R. Schreg

Mangup und Eski Kermen

Der Mangup ist das Zentrum des Berglandes der südwestlichen Krim. Mit seiner mehrstufigen Befestigung und einer Gesamtfläche von rund 86 Hektar ist er die größte der Höhlenstädte. Der große Tafelberg beherrscht die Landschaft nach Süden und Osten (Abb. 4). Die Befestigung auf dem nur wenige Kilometer entfernten Eski Kermen liegt hingegen eher versteckt und ist mit rund 12 Hektar wesentlich kleiner. Während am Eski Kermen eine Randbefestigung aus großen Quadern vorliegt, die allenfalls natürliche Felsbastionen ausnutzt (Abb. 5), ist am Mangup Kale ein gestaffeltes Mauersystem vorhanden, das u. a. die Talaufstiege mit massiven, turmbewehrten Mauern abriegelt (Abb. 6). Während im Falle des Eski Kermen die Existenz einer Oberburg fraglich erscheint, existierte auf der Nordostspitze des Mangup eine Zitadelle, deren Ruinen freilich erst in die Zeit nach der osmanischen Eroberung 1475 datieren.

Beide Berge sind mit zahlreichen künstlichen Höhlen versehen, die als militärische Bastionen, Kirchen, Vorratsspeicher und Viehställe dienten. Auf dem Eski Kermen sind rund 500 Höhlenräume nachgewiesen, für die im Einzelnen sehr

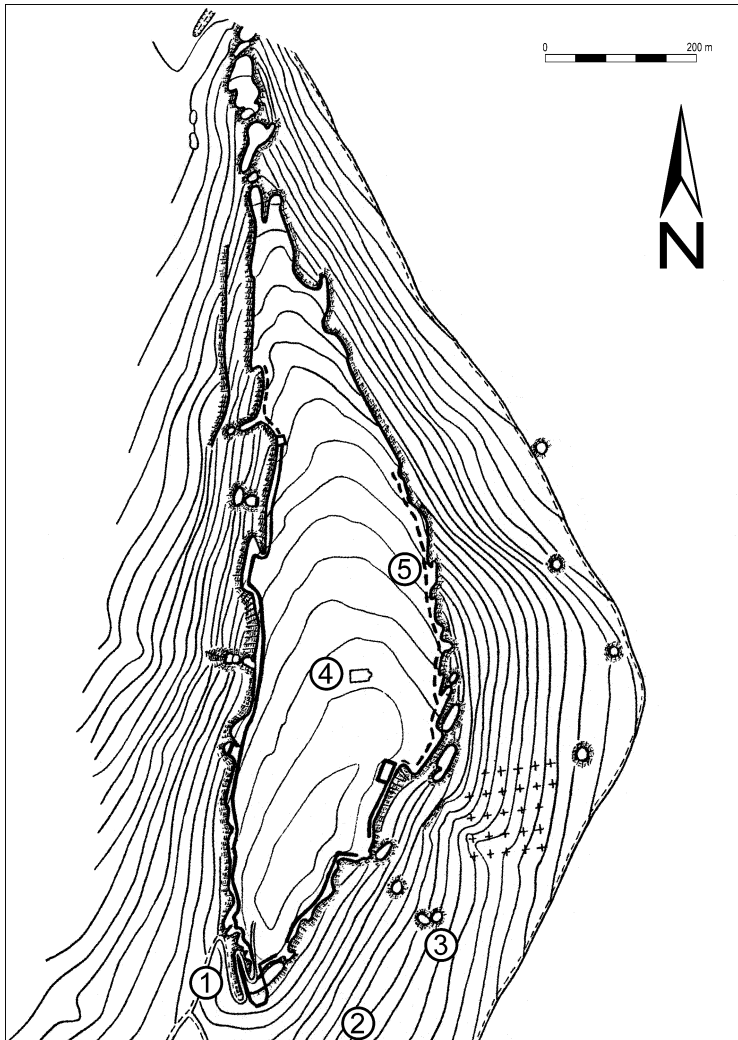


Abb. 5: *Plan des Eski Kermen*
 nach A. Gercen, 1 Südaufgang. – 2 Gräberfeld. – 3 Kapelle der drei Reiter. –
 4 Basilika. – 5 Quellgang.

unterschiedliche Funktionen rekonstruiert werden können.⁸ Die Höhlen sind allerdings nur der best erhaltene und eindrucksvollste Teil der ehemaligen Bebauung: Auf beiden Plateaus liegen ausgedehnte Ruinenfelder einer dichten Steinbebauung, die jedoch jeweils nur Teile der Plateaus bedeckte. Neuere Untersuchungen durch A. Ajbabin auf dem Eski Kermen konnten Teile eines Wohn- und

⁸ Teilprojekt in Bearbeitung durch Maja v. Aufschnaiter.

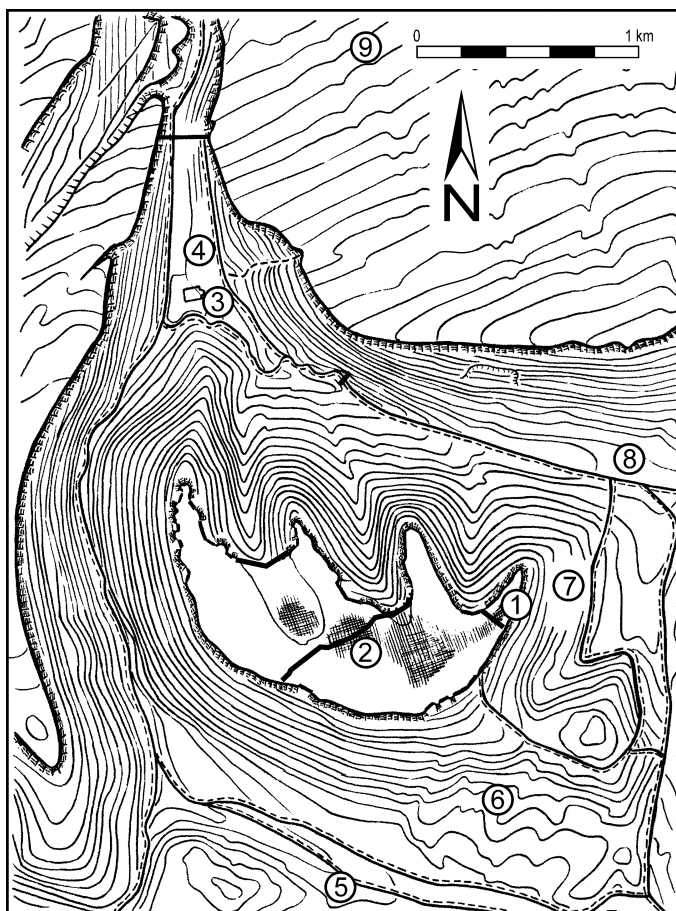


Abb. 6: Plan des Mangup

nach A. Gercen, 1 Zitadelle. – 2 Basilika. – 3 Tal-Basilika. – 4 Gräberfeld Hadschi-Sala. – 5 Basilika Süd. – 6 Gräberfeld Mangup-Süd. – 7 Gräberfeld Almalyk. – 8 Djan-Dere. – 9 Altfluren Tschardakli Bair.

Handwerkerquartiers aufdecken (Ajbabin 2006). Als Ställe genutzte Höhlen und aus dem Fels gearbeitete Speicher belegen eine landwirtschaftliche Komponente der Siedlung.

Auf dem Mangup zeichnen sich zwei Siedlungskerne nahe der Quellen ab, die nach Norden durch zwei schmale Täler entwässern. Im Gelände sind Steinriegel zu erkennen, die einzelne Hofareale von etwa einem Viertel Hektar einfassen. Die genaue Entstehungszeit der Strukturen ist ungewiss, doch korrespondieren sie recht gut mit den Bereichen, die nach historischen Karten noch Ende des 18. Jahrhunderts besiedelt waren.⁹

⁹ Freundl. Hinweis A. Gercen, der Befunde und Karten publizieren wird.

Zu beiden Siedlungen gehören jeweils mehrere Kirchen. Abgesehen von den zahlreichen Höhlenkirchen und –klöstern sind vor allem die zentralen Basiliken auf beiden Plateaus zu nennen. Beide wurden bereits bei früheren Grabungen freigelegt (*Jakobson* 1940; *Parchina* 1988; *Barmina* 1994). Sie werden üblicherweise aufgrund architektonischer Merkmale sowie einer Inschrift Justinians I. aus der Basilika auf dem Mangup in das 6. Jahrhundert datiert, doch ist auch eine spätere Datierung denkbar.

Eski Kermen und Mangup sind die Ruinenstätten zweier Siedlungen, die durch ihre Befestigungen auffallen. Auch wenn eine exakte chronologische Einordnung vieler Monumente derzeit noch fraglich bleibt, so wird doch deutlich, dass sie Anlagen frühbyzantinischer Zeit zur Seite zu stellen sind, die als »kastron« bezeichnet werden. Tatsächlich begegnet der Begriff in der schriftlichen Überlieferung auch in Bezug auf das Bergland der Krim.¹⁰

Das Umland des Mangup: Archäologische Surveys

Um die Genese und Funktion der Höhensiedlungen auf der südwestlichen Krim zu verstehen, ist es notwendig, sie in die Siedlungslandschaft einzuordnen. Da dazu bisher nur punktuelle Beobachtungen vorliegen, wurde im Frühjahr 2007 ein archäologischer Survey durchgeführt. Exemplarisch wurden Gebiete mit unterschiedlichem Landschaftscharakter im Umfeld der Höhensiedlungen systematisch begangen (Abb. 7). Auf freiem Feld konzentrierten sich die Surveys auf die Eingrenzung von Fundstreuungen, während in den Waldgebieten Geländedenkmäler lokalisiert wurden. Funde und Geländestrukturen wurden mittels GPS-Handgeräten aufgenommen und in einem Geographischen Informationssystem mit Informationen zu älteren Funden zusammengeführt. Auf diese Weise wurden zahlreiche Gebäudereste, Steinriegel, Ackerterrassen, Lesesteinhaufen sowie Reste von Produktionseinrichtungen (Ziegeleien) erfasst, die sich unter Wald erhalten haben. Insgesamt konnten rund 20 Siedlungsplätze identifiziert werden.

Unmittelbar nördlich des Mangup sind im unteren Bereich des nach Norden einfallenden Plateaus Čardakli Bajre (200–550 m ü. NN) auf einer Fläche von etwa 4 km² Altflurrelikte mit Steinriegeln und Hunderten von Lesesteinhaufen erhalten (Abb. 8). Bei einer kleinen Sondage konnte eine steineingefasste Grube nachgewiesen werden, die zahlreiche Keramikscherben des 5./6. Jahrhunderts enthielt. In einem benachbarten Lesesteinhaufen wurde dicht unter der Oberfläche eine Scherbenlage frisch zerbrochener Amphoren des 4./5. Jahrhunderts angetroffen. Damit ist sicher, dass die Anfänge dieser Flureinteilung mindestens in die Völkerwanderungszeit zurückreichen. Es handelt sich um kleine Blockparzellen, die sich

10 *Allen, P. u. Neil, B. [Hrsg.]: Scripta saeculi vii vitam Maximi Confessoris illustrantia una cum latina interpretatione Anastasii Bibliothecarii iuxta posita. – Turnhout u. Leuven 1999. (Corpus Christianorum, Series Graeca, 39).*

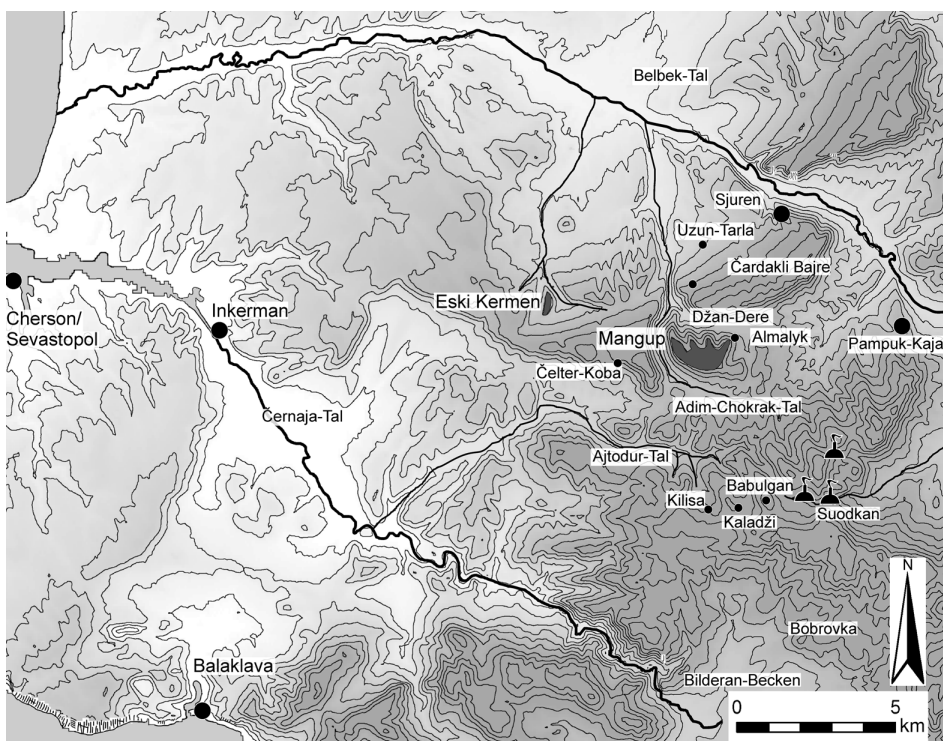


Abb. 7: Das Umfeld des Eski Kermen und des Mangup mit den wichtigsten Ortsbezeichnungen

Graphik R. Schreg, RGZM

auf den unteren Teil des Hanges konzentrieren. Auf benachbarten Lichtungen wurde handgemachte Siedlungskeramik gefunden, die möglicherweise einen frühen Horizont der Besiedlung kennzeichnet.¹¹ Geophysikalische Prospektionen konnten hier zudem magnetische Anomalien messen, die auf Öfen oder Herde hinweisen, mithin ein Argument dafür sind, dass innerhalb der Blockfluren auch Gebäude standen. Wahrscheinlich sind einzelne der Steinhäufen als Gebäudereste zu interpretieren, doch stehen archäologische Untersuchungen dazu aus.

Weiter oben ist das Gelände in weiten Teilen von ausgewitterten Steinbrocken bedeckt und nur punktuell sind Plattformen und kleine Mulden nachzuweisen. Am Steilabhang gegen Süden sind potentielle Passagen mit Trockenmauern abgeriegelt. Wahrscheinlich wurden die Gebiete oberhalb der Siedlung als Weideland genutzt.

11 Die Bearbeitung der Keramikfunde steht noch aus. Sie wird gemeinsam mit den ukrainischen Kollegen vorgenommen.

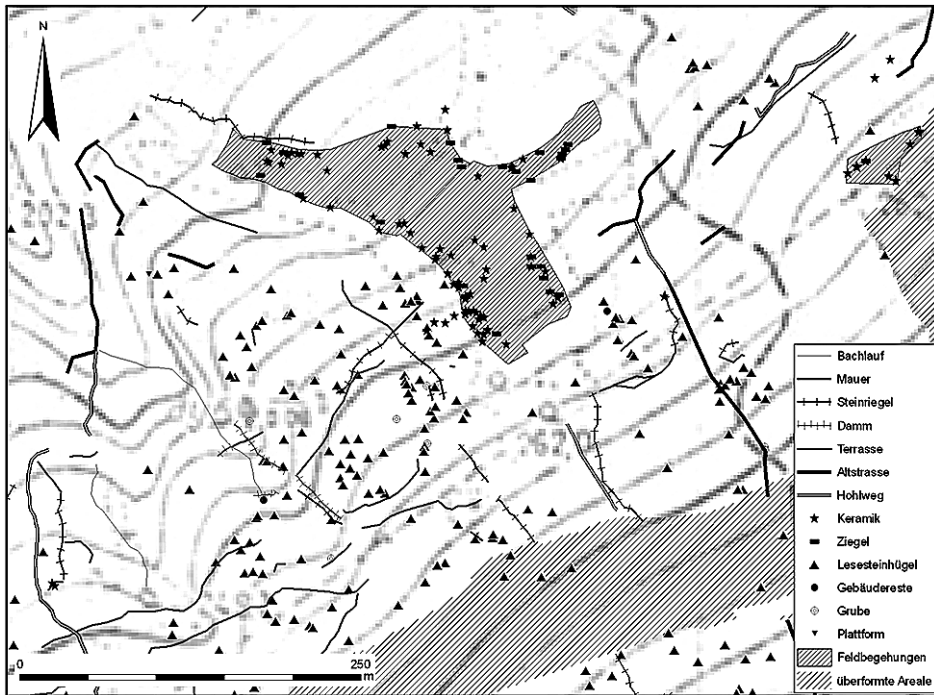


Abb. 8: Altflurrelikte nördlich des Mangup
Graphik R. Schreg, RGZM

Außerhalb des Waldes wurde am gegenüberliegenden Hang des nördlichen Trockentales bei Uzun Tarla auf einem Acker eine deutliche Konzentration völkerwanderungszeitlicher Keramik festgestellt. Nachfolgende geomagnetische Prospektionen ergaben neben Anomalien verschiedener Siedlungsbefunde auch lineare Strukturen, bei denen es sich um Reste ähnlicher Flureinteilungen handeln könnte.

Im Bergland südlich des Mangup fehlen solch ausgedehnte Altfluren. Stattdessen sind hier mehrfach einzelne Hofwüstungen anzutreffen, von denen Gebäudereste und einzelne Steinriegel einer Hofeinfassung noch zu erkennen sind. Sie liegen in der Regel direkt bei kleinen Quellen, so z.B. die Fundstellen Kaladži und Kilisa. Eine genaue Datierung dieser Anlagen ist bisher nicht möglich, da sich im Wald kaum Möglichkeiten für Oberflächenfunde ergeben. Flachziegel, sowie Fragmente von Amphoren und Pithoi zeigen aber, dass die Anfänge im Mittelalter liegen. Insgesamt wurden rund 13 Siedlungsstellen erfasst, die auf kleine Weiler und Einzelhöfe schließen lassen. Eine Vorstellung von diesen Siedlungen geben die Forschungen von A. L. Jakobson in den 1950er Jahren, die ähnliche Siedlungsstrukturen wenig südlich unseres Arbeitsgebietes ergraben haben (Abb. 9). Es handelt sich um die Siedlungen von Bobrovka und Peredovoe am Nordrand des Beidarska-Beckens, die in das 8./9. Jahrhundert datiert werden, wobei in Bobrovka einzelne Baureste in das 5. bis 7. Jahrhundert zurück reichen. Gebäude mit

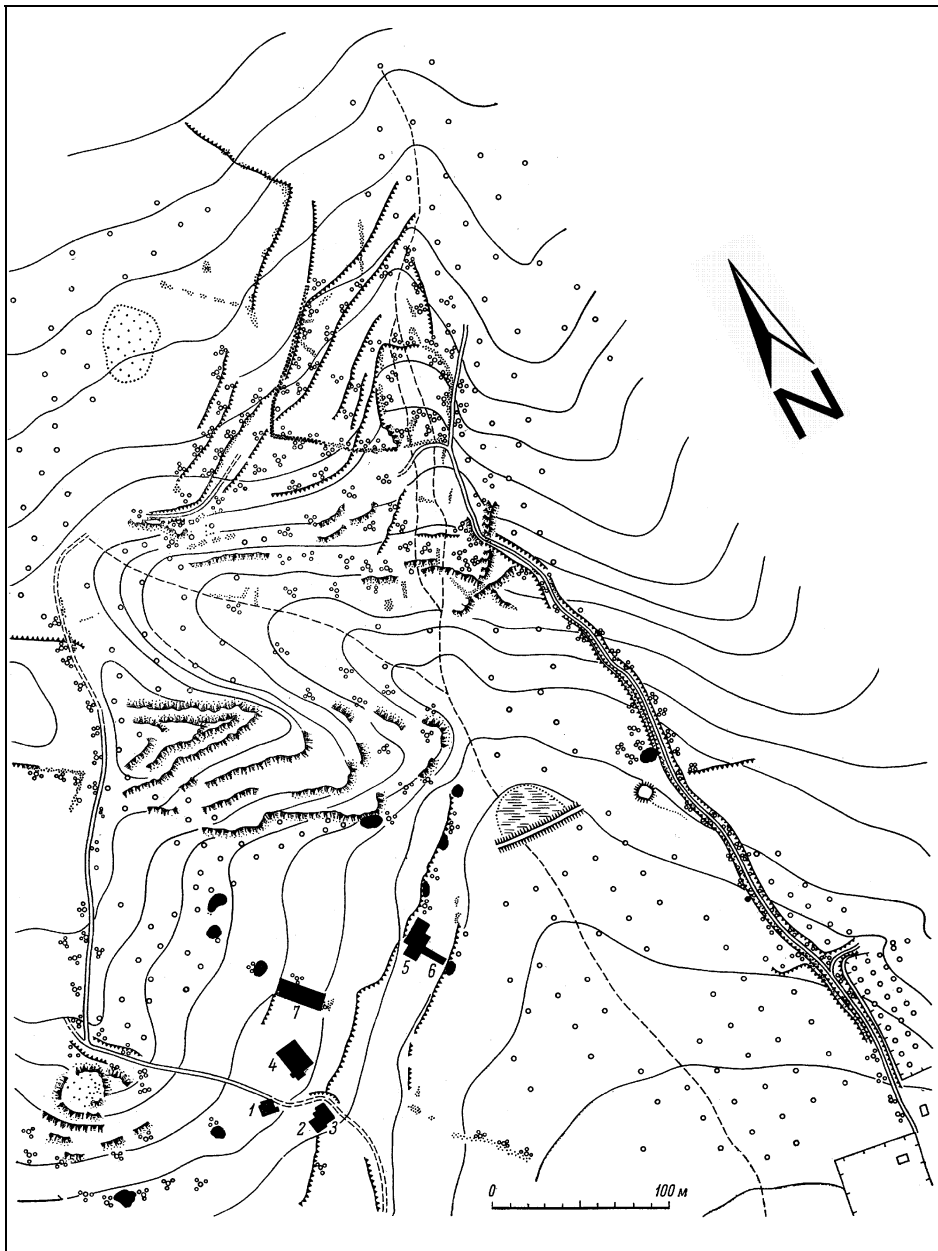


Abb. 9 Frühmittelalterliche Siedlung bei Bobrovka
nach Jakobson 1970

Steinfundamenten ziehen sich entlang der Talflanken und lassen an locker bebaute Gruppensiedlungen denken. Steinriegel, Terrassen und Lesesteinhaufen in der Umgebung weisen auf alte Felder hin (Jakobson 1970).

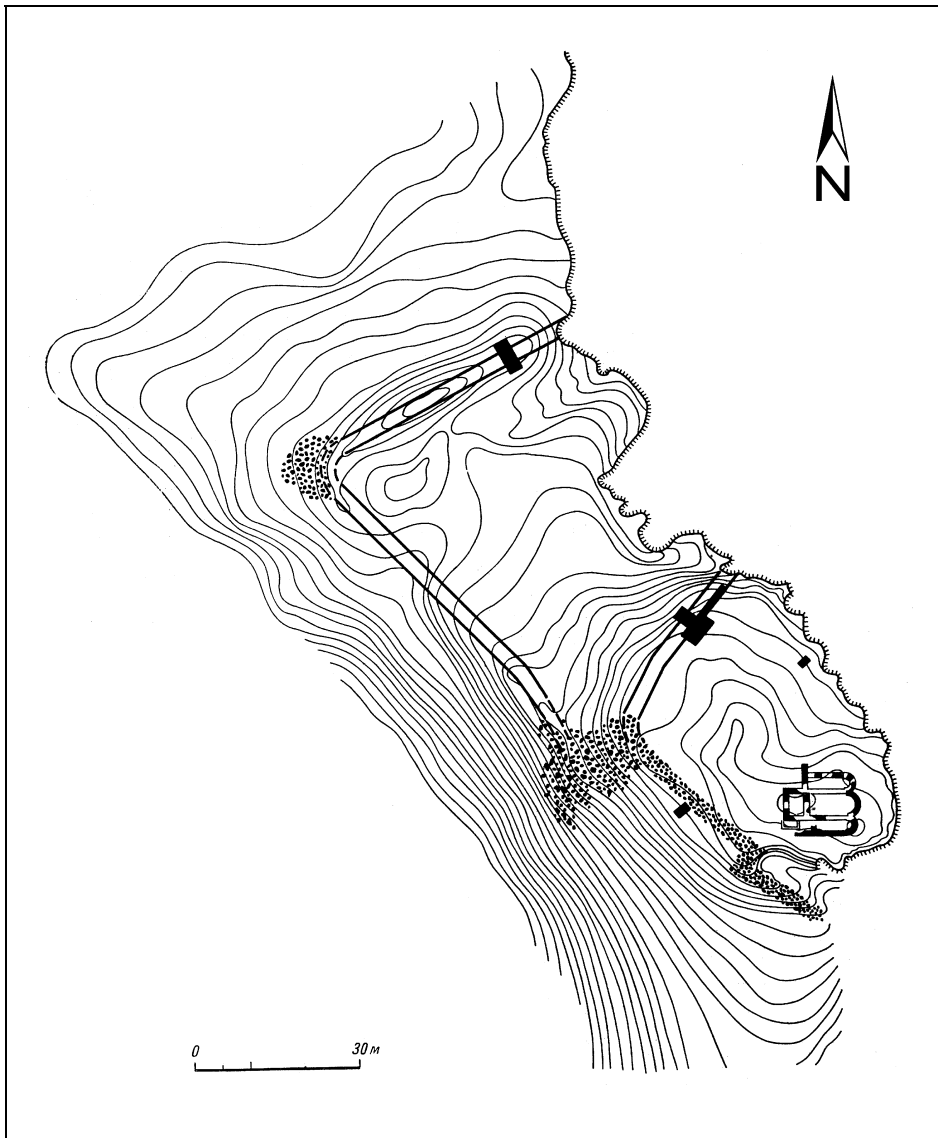


Abb. 10: Basilika innerhalb einer Befestigung bei Pampuk Kaja
nach Jakobson 1970

Die Siedlungslandschaft wurde offenbar während langer Zeiträume durch offene unbefestigte Siedlungen charakterisiert. Neben Eski Kermen und Mangup gibt es aber in deren näherem Umfeld die Anlagen von Sjuren und Pampuk Kaja. Erstere ist eine Festung mittelbyzantinischer Zeit, die auf einem Felssporn über dem Tal des Belbek liegt. Ihr ist auf dem Plateau eine weitläufigere Abschnittsbefestigung vorgelagert, in der sich möglicherweise auch einige Gebäude befanden (Baranov 1990, S. 61). In Pampuk Kaja handelt es sich um eine kleine Befestigung

wohl des 8. Jahrhunderts um eine Basilika, die exponiert an einer Felskante über dem Belbek-Tal thront (*Jakobson* 1970, S. 110ff.)

Einige kleine Kirchen im Bergland sowie größere Basiliken im näheren Umfeld des Mangup bilden gemeinsam mit den Höhlenklöstern Suldan, Ajtodur und Čelter-Koba eine eindrucksvolle christliche Sakrallandschaft. Im Bergland sind es vor allem kleine Saalkirchen mit Apsis. Eine davon – auf dem Berg Babulgan neben einem eisenzeitlichen Opferplatz – wurde in den vergangenen Jahren von den Kollegen aus Simferopol ausgegraben.¹² Dabei konnte auch ein christlicher Friedhof nachgewiesen werden.

Ein weiteres Ergebnis der Surveys ist die Kartierung zahlreicher Altstraßentrasen. In vielen Bereichen geben sie sich als weit gefächerte Hohlwegbündel zu erkennen. Sie zeigen, dass die heute kaum zugängliche Bergkette vom Mangup aus mit zahlreichen Wegen erschlossen war. Mangup und Eski Kermen lagen anders als heute an wichtigen Verbindungsstraßen, welche die Bergkrim querten.

Schon jetzt wird deutlich, dass die frühmittelalterlichen Höhensiedlungen in einer dicht besiedelten Landschaft entstanden sind, die in erster Linie landwirtschaftlich genutzt wurde. Offen hingegen sind die Fragen nach den Veränderungen des Siedlungsgefüges im Lauf der Zeit.

Möglicherweise erfolgten im Laufe des Mittelalters eine Siedlungsverdichtung und ein Landesausbau, der auch das Bergland südlich des Mangup in größerem Maße erschlossen hat. Jedenfalls konzentrieren sich die frühmittelalterlichen Gräberfelder auffallend in den Tälern.

Hinweise auf mittelalterliche Landschaftsveränderungen

Das Bergland der südwestlichen Krim ist heute nur noch dünn besiedelt und weitgehend bewaldet. Seit dem Spätmittelalter scheint ein Rückgang der Besiedlung erfolgt zu sein, der bisher nur bedingt archäologisch zu fassen ist, der sich aber in osmanischen Steuerlisten und frühen Reiseberichten zu erkennen gibt. In der Neuzeit haben der Zweite Weltkrieg und die Siedlungspolitik der Sowjetunion zu einer weitgehenden Entvölkerung geführt. Heute weithin ungenutzt liegende Flurbereinigungen und Dammbauten, unter Einsatz schwerer Maschinen betriebene Aufforstungen haben in sowjetischer Zeit punktuell zu massiven Eingriffen in die Landschaft geführt.

Die Surveys erbrachten jedoch auch einige Hinweise auf frühere, wohl mittelalterliche Landschaftsveränderungen: Im Tal Džan-Dere nördlich des Mangup liegen kaum erkennbar zwei sanfte Erhebungen, die nach der geophysikalischen Prospektion, die im Anschluss an die Surveys durchgeführt wurden, als Grabhügel zu interpretieren sind. Mit Georadar konnten weitere Grabhügel sowie wahrscheinlich mittelalterliche Gebäudereste geortet werden, die ebenfalls unter Aufschwemmungen liegen.¹³ Das bei den Surveys geborgene Fundmaterial gibt in diesem

¹² Unpubliziert.

¹³ Geophysikalische Prospektionen durch Vienna Institute for Archaeological Sciences. – Wien (*Wolfgang Neubauer u. Klaus Löcker*)

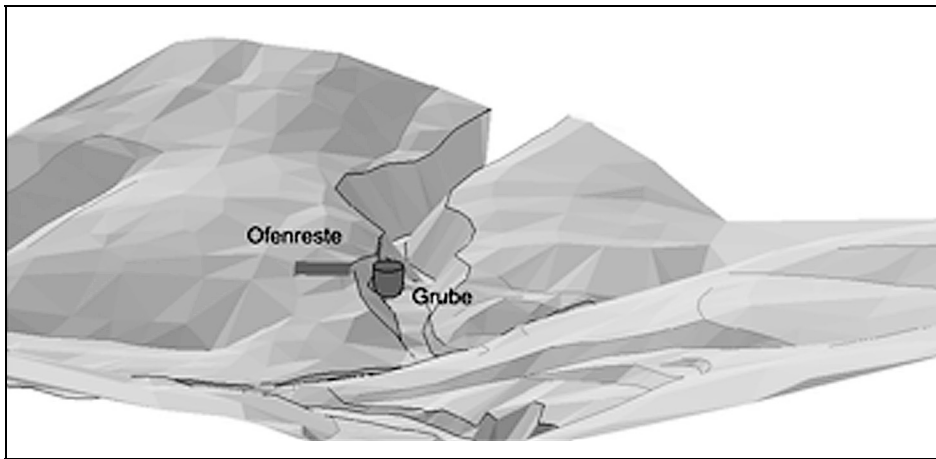


Abb. 11: Geländemodell der Ziegelei Suodkan I – Eine tiefe Erosionsrinne durchschneidet eine Abfallgrube der Ziegelei

A. Cramer, RGZM

Bereich keine klaren Verteilungsmuster zu erkennen und zeigt durch seinen hohen Zerscherungsgrad, dass es wahrscheinlich einer Verlagerung unterworfen war.

Deutlicher sind die Hinweise, die sich aus tiefen Erosionsrinnen im Bergland südlich des Mangup ergeben. An der Fundstelle Suodkan I schneidet eine solche Erosionsrinne eine mittelalterliche Abfallgrube (Abb. 11).

Zugleich liefert die Fundstelle eine erste Idee über die Hintergründe der Landschaftsveränderung. Kleine Sondagen zeigen, dass es sich bei der Fundstelle um die Reste einer Ziegelei, wohl des 9./10. Jahrhunderts handelt. Demnach wäre ein Zusammenhang zwischen der Ziegelproduktion und den Erosionserscheinungen denkbar. Ziegelmarken, die bei der Sondage gefunden wurden, finden sich zum Teil in Mangup, Eski Kermen und auch Cherson wieder (Parchina 1988, Abb. 3). Sie werfen die Frage auf, inwiefern im Bergland eine organisierte Produktion von Ziegeln in großem Stil stattgefunden hat. Tatsächlich finden sich in der Umgebung an mindestens drei weiteren Stellen Fehlbrände von Ziegeln. Die Ziegeleien liegen in einer verkehrstopographisch ungünstigen Lage in den Bergen. Möglicherweise war eine weitgehende Abholzung tieferer Lagen der Grund, warum man auf das Holz in den Bergen weit abseits der Siedlungszentren zurückgreifen musste.

Diese Beobachtungen gewinnen an Bedeutung, da im Rahmen geoarchäologischer Forschungen im Umfeld von Chersonesos ebenfalls auf mittelalterliche Landschaftsveränderungen geschlossen wurde. Von besonderem Interesse sind die neuen Beobachtungen im Tal des Černaja-Flusses (bislang Cordova *et al.* 2003; Cordova *et al.* 2005; Cordova *et al.* 2006). Hier konnten mächtige Kolluvien erfasst werden, die ins Mittelalter datieren. Das Bodenmaterial wurde von Nebenflüssen aus dem Bergland heran transportiert und gibt einen wichtigen Hinweis auf intensive Rodung und Landnutzung in unserem Arbeitsgebiet.

Fazit

Die Problematik von Stadt und Umland wird im byzantinischen Raum durch eine Deurbanisierung geprägt, die die Unterschiede zwischen Dorf und Stadt verschwinden lässt. »Städte« werden vor allem durch ihre Befestigung gekennzeichnet. Gemessen an den Grundtendenzen der byzantinischen Siedlungsentwicklung zeigt das Bergland der südwestlichen Krim an zwei Punkten bemerkenswerte Abweichungen. Zum einen entstehen in einer Region ohne antike Städte gerade in der Zeit des Niedergangs der Städte erstmalig stadtartige, befestigte Siedlungen, die man am ehesten als »kastra« klassifizieren kann. Zudem fügen sie sich in ein Umfeld offener Gruppen- und Einzelsiedlungen ein – und zwar wahrscheinlich bereits zur Völkerwanderungszeit – als anderswo ländliche Siedlungen befestigt werden. Die Gründe dafür sind nicht zu bestimmen, doch könnten hier ältere Traditionen der »alano-gotischen« Bevölkerung eine Rolle spielen. Die zitierte Prokopstelle, wonach die Bevölkerung der südwestlichen Krim nicht hinter Mauern leben wollte, könnte sich eher auf die ländlichen Siedlungen, als auf die wenigen zentralen »kastra« beziehen.

Literaturverzeichnis

- Ajbabin, A.*: La nécropole d'Eski-Kermen. – In: *Berthelot, S.* [Hrsg.]: Archéologie de la Mer Noire. La Crimée à l'époque des Grandes Invasions, IV^e–VIII^e siècles. Exposition organisée par le Conseil régional de Basse-Normandie, 30^e mai – 1^{er} septembre 1997. Caen 1997, S. 79–82.
- Ajbabin, A.*: Etničeskaja istorija rannevizantijskogo Kryma. – Simferopol 1999.
- Ajbabin, A.*: A Byzantine fortress on Eski-Kermen Mountain in Crimea. – In: *Jeffreys, E. M.; Haarer, F. K. u. Gilliland, J.* [Hrsg.]: Proceedings of the 21st international congress of byzantine studies, London, 21–26 August, 2006. Aldershot 2006, S. 75.
- Ajbabin, A.; Albrecht, St.; v. Aufschnaiter, M.; Daim, F.; Herdick, M.; Schreg, R.; Gerdien, A.; Černýč, S.; Bemann, J.; Schneider, K.; v. Freeden, U.; Macyńska, M. u. Urbaniak, A.*: Höhlenstädte der Krim am Rande des Byzantinischen Reiches. – In: Archäologie in Deutschland 2008, S. 12–16.
- Albrecht, St.*: Die Krim als Teil des byzantinischen Reiches. – In: *Daim, F. u. Herdick, M.* [Hrsg.]: Byzans und die Höhlenstädte (im Druck).
- Balard, M.*: La Romanie génoise. XII^e – début du XV^e siècle. Rome: École française de Rome. Atti della Società ligure di storia patria n.s. 18,1. – Rom 1978.
- Baranov, I. A.*: Tavrika v epochu rannego srednevekov'ja. Saltovo-Majackaja kul'tura. – Kiev 1990.
- Barmina, N. I.*: Archeologičeskie issledovanija Mangupskoi baziliki. – In: Archeologičeskie issledovanija v Krymu. Institut Archeologii. Simferopol 1994, S. 47–50.
- Borromeo, E.*: Voyageurs occidentaux dans l'empire ottoman (1600–1644). Vol. 1. – Paris 2007.
- Brandes, W.*: Die byzantinische Stadt Kleinasien im 7. und 8. Jahrhundert – ein Forschungsbericht. – In: *Klio* 70, 1988, S. 176–208.
- Brandes, W.*: Die Städte Kleinasien im 7. und 8. Jahrhundert. – Berlin 1989 (Berliner byzantinistische Arbeiten, 56).

- Brandes, W.*: Die Entwicklung des byzantinischen Städtewesens von der Spätantike bis ins 9. Jahrhundert. – In: *Matschke, K. P. [Hrsg.]*: Die byzantinische Stadt im Rahmen der allgemeinen Stadtentwicklung. Referate und Diskussionen der byzantinischen Fachkonferenz in Leipzig 9.–11. Januar 1990. Leipzig 1995, S. 9–26.
- Brandes, W. u. Haldon, J.*: Towns, tax and transformation: State, cities and their hinterlands in the East Roman world, c. 500–800. – In: *Brogiolo, G. P. [Hrsg.]*: Towns and their territories between Late Antiquity and the early middle ages. Leiden 2000 (The transformation of the Roman world, 9), S. 141–172.
- Carter, J. C.*: Crimean Chersonesos. City, chora, museum, and environs. – Austin, Texas 2003.
- Carter, J. C.; Crawford, M.; Lehman, P. H.; Nikolaenko, G. M. u. Trelogan, J.*: The chora of Chersonesos in Crimea, Ukraine. – In: *American Journal of Archaeology* 104, 2000, S. 707–741.
- Cherry, J. F.; Davis, J. L. u. Mantzourani, E.*: Introduction to the archaeology of Post-Roman Keos. – In: *Cherry, J. F.; Davis, J. L. u. Mantzourani, E. [Hrsg.]*: Landscape archaeology as long-term history. Northern Keos in the Cycladic Islands from earliest settlement until modern times. Los Angeles, Calif. 1991 (Monumenta archaeologica, 16), S. 351–364.
- Cordova, C. E. u. Lehman, P. H.*: Archaeopalynology of synanthropic vegetation in the chora of Chersonesos, Crimea, Ukraine. – In: *Journal Arch. Science* 30, 2003, S. 1438–1501.
- Cordova, C. E. u. Lehman, P. H.*: Holocene environmental change in southwestern Crimea (Ukraine) in pollen and soil records. – In: *The Holocene* 15, 2005, S. 263–277.
- Cordova, C. E. u. Lehman, P. H.*: Mediterranean agriculture in southwestern Crimea: paleoenvironments and early adaptations. – In: *Peterson, D. L.; Popova, L. M. u. Smith A. T. [Hrsg.]*: Beyond the Steppe and Sown. Leiden 2006 (Colloquia Pontica, 13), S. 425–447.
- Dunn, A.*: The transition from polis to kastron in the Balkans (III–VII cc.): general and regional perspectives. – In: *Byzantine and Modern Greek Studies* 18, 1994, S. 60–80.
- Gercen, A. u. Manaev, A. Yu.*: Demir-Kapu (Ukreplenie a. XIX) v sisteme oboronitel'n'ich soruženij Mangupa. – In: *Materialy po Arheologii, Istorii i Etnografii Tavrii* 11, 2005, S. 314–345.
- Gercen, A. u. Maxneva-Gercen, O. A.*: Peščernye goroda Kryma. – Sevastopol 2006 (a).
- Gercen, A. et al.*: Stratigraficheskie issledovanija na Jugo-Vostochnom sklone mysa Teshkli-Burun (Mangup). – In: *Materialy po Arheologii, Istorii i Etnografii Tavrii* 12, 2006, S. 371–494 (b).
- Gus'kov, A. A.*: Atlas peščernych gorodov Kryma: puteshestvie k stroiteliam i obitateliam pešcer. – Char'kov 2007.
- Herdick, M. u. Schreg, R.*: Das Bergland der Krim im Frühmittelalter – Eski Kermen, Mangup und ihr Umfeld. – In: *Biermann, F.; Kersting, T. u. Klammt, A. [Hrsg.]*: Siedlungsstrukturen und Burgen im westslawischen Raum. Langenweißbach 2009 (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas, 52), S. 295–315.
- Hodges, R. u. Bowden, W. [Hrsg.]*: Byzantine Butrint. Excavations and Surveys 1994–99. – Oxford 2005.
- Hubert, E.*: L'incastellamento dans le Latium. Remarques à propos de fouilles récentes. – In: *Annales (HSS)* 55/3, 2000, S. 583–599.
- Jakobson, A. L.*: Iz istorii srednevekovoj architektury v Krymu. – In: *Sovjetskaja Archeologija* 6, 1940, S. 205–226.
- Jakobson, A. L.*: Rannesrednevekovye sel'skie posenija jugo-zapadnoj Tavriki. Materialy i issledovanija po archeologii SSSR 168. – Moskva 1970.

- Jakobson, A. L.*: Krim. – In: *Wessel, K. u. Restle, M. [Hrsg.]*: Reallexikon zur byzantinischen Kunst 5. Kreuz-Maltechnik. Stuttgart 1995, S. 375–439.
- Jobst, K. S.*: Die Perle des Imperiums. Der russische Krim-Diskurs im Zarenreich. – Konstanz 2007 (Historische Kulturwissenschaft, 11).
- Kunz, N.*: Die Krim unter deutscher Herrschaft (1941–1944). Germanisierungsutopie und Besatzungsrealität. – Darmstadt 2005 (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsborg der Universität Stuttgart, 5).
- Maczyńska, M. u. Gercen, A.*: Ein frühvölkerwanderungszeitliches Kammergrab aus dem Gräberfeld Almalyk-Dere bei Mangup auf der Krim. – In: *Maczyńska, M. [Hrsg.]*: Die spätrömische Kaiserzeit und die frühe Völkerwanderungszeit in Mittel- und Osteuropa. Instytut Archeologii. Łódź 2000, S. 522–544.
- Milinković, M.*: Stadt oder Stadt: »Frühbyzantinische Siedlungsstrukturen im nördlichen Illyricum«. – In: *Henning, J. [Hrsg.]*: Byzantium, Pliska, and the Balkans. Berlin 2007 (Millennium-Studien 5,2), S. 159–192.
- Mogaricev, J. M.*: Peščernye cerkvi Tavriki. – Simferopol' 1997.
- Müller-Wiener, W.*: Von der Polis zum Kastron. Wandlungen der Stadt im Ägäischen Raum von der Antike zum Mittelalter. – In: *Gymnasium* 93, 1986, S. 435–475.
- Niewöhner, Ph.*: Archäologie und die »Dunklen Jahrhunderte« im byzantinischen Anatolien. – In: *Henning, J. [Hrsg.]*: Byzantium, Pliska, and the Balkans. Berlin 2007 (Millennium-Studien 5, 2), S. 119–157.
- Nikolaenko, G. M.*: The Chersonesean Chora in light of the new investigations in the Herakleian Peninsula (1991–2003). – In: *Guldager Bilde, P.; Munk Højte, J. u. Stolba, V. F. [Hrsg.]*: The Cauldron of Ariantas, studies presented to A. N. Sceglov on the occasion of his 70th Birthday. Aarhus 2003 (Black Sea Studies, 1), S. 131–144.
- Parchina, E. A.*: Eski-Kermenskaja basilika. – In: *Architekturno-archeologičeskie issledovanija v Krymu*. Institut Archeologii. Kiev 1988, S. 36–59.
- Romančuk, A. I. u. Heinen, H.*: Studien zur Geschichte und Archäologie des byzantinischen Cherson. – Leiden 2005 (Colloquia Pontica, 11).
- Saprykin, S. J.*: Ancient farms and land-plots on the Khora of Khersonesos Taurike. (research in the Herakleian Peninsula 1974–1990). – Amsterdam 1994 (Monographies en archéologie et histoire classiques de l'Université McGill, 16).
- Sidorenko, V. A.*: »Goty« oblasti Dori Prokopija kesarijskogo »dliniye sten« v Krymu. – In: *Materialy po Archeologii, Istorii i Etnografii Tavrii* 2, 1991, S. 105–118.
- Stampfuß, R.*: Germanen in der Ukraine. – In: *Germanen-Erbe* 7, 1942, S. 130–140.
- Toepfer, V.*: Die Gotenfestung Eski Kermen auf der Krim. – In: *Germania* 26, 1942, S. 195–200.
- Toubert, P.*: Byzantium and the Mediterranean Agrarian Civilization. – In: *Laiou, A. E. [Hrsg.]*: The economic history of Byzantium. From the seventh through the fifteenth century. Washington, DC 2002 (Dumbarton Oaks studies, 39), S. 377–391.
- Vinogradov, J. G. u. Kryžickij, S. D.*: Olbia: Eine altgriechische Stadt im nordwestlichen Schwarzmeerraum. – Leiden, New York u. Köln 1995.
- Vysotskaja, T. N.*: Neapol' – stolica gosudarstva podnik skifov. – Kiev 1979.
- Werner, T.; Ludwig, R. [Hrsg.]*: Unbekannte Krim: archäologische Schätze aus drei Jahrtausenden. – Heidelberg 1999.

Aleš Nováček

Historische Geographie in Tschechien

Ein Bericht über den aktuellen Stand der Forschung

International gilt gewöhnlich die angelsächsische Historische Geographie als führend und von zentraler Bedeutung – unabhängig davon, ob sie entweder als eigenständiges Fach oder als Teilbereich der Geographie oder der historischen Wissenschaften betrachtet wird. Es ist aber unübersehbar, dass die Historische Geographie auch in Mitteleuropa eine wichtige Rolle spielt, was nicht zuletzt durch die Zeitschrift *Siedlungsforschung* dokumentiert wird, deren Beiträge eine relativ eigenständige Ausrichtung des Faches im deutschsprachigen Raum erkennen lassen. In Mitteleuropa kann die deutschsprachige Forschung wahrscheinlich auch auf die längste Tradition zurückblicken. Der vorliegende Aufsatz hingegen soll einen kurzen Überblick über den Stand der Historischen Geographie im Nachbarland Tschechien bieten.

Die tschechische Forschung wird in den letzten zwanzig Jahren durch ähnliche Trends geprägt wie andere Bereiche der wissenschaftlichen Welt, was sich daran ablesen lässt, dass sich die Forschung interdisziplinär orientiert, zugleich aber fragmentiert; sich dem Thema Umwelt zuwendet; und sich auf die Suche nach neuen Quellen, Methoden, Ansätzen und Themen macht. Zur gegenwärtigen Dynamik der Historischen Geographie hat ein deutlich intensiverer Austausch mit der internationalen Wissenschaft beigetragen. In dieser anregenden und lebendigen Atmosphäre ist eine Reihe von Projekten und Werken entstanden, die auch über Tschechien hinaus von Interesse sein können. Anstelle einer enzyklopädischen Aufzählung wichtiger Werke und ihrer Autoren soll der vorliegende Aufsatz das deutschsprachige Publikum mit den Forschungsstandorten, aktuellen Paradigmen und Themen der Forschung in Tschechien vertraut machen.

Institutionen und Organisationen

Die Historische Geographie existiert in Tschechien entweder innerhalb der Geschichtswissenschaft oder als ein Teil der Geographie; sie ist also unter den Dächern zweier Disziplinen zu Hause. Demzufolge kann man in der tschechischen Historischen Geographie eine geschichtswissenschaftliche und eine geographische Forschungstradition unterscheiden, die beide bis in die Gegenwart reichen.

Die geschichtswissenschaftliche Tradition wird vor allem an zwei akademischen Institutionen gepflegt, am Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften

der Tschechischen Republik in Prag (HÚ AV ČR)¹ und am Kabinett für Regionalgeschichte der Philosophischen Fakultät der Palacký-Universität in Olomouc.² Am *Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften* ist die Historische Geographie mit der *Kommission für Historische Geographie* verankert, deren Vorsitzende *Eva Semotanová* ist, eine der wichtigsten Vertreterinnen des Faches in Tschechien. Als weitere Vertreter des Faches am Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften sind zum Beispiel *Josef Žemlička* und *Robert Šimůnek* zu nennen. Die dortige Forschung hat ihre besonderen Schwerpunkte seit langer Zeit im Bereich der Historischen Kartographie und Kartographiegeschichte und im Bereich der Siedlungsgeschichte mit einer besonderen Betonung des Mittelalters. Ein großes Schlüsselprojekt der letzten Jahre, an dem das Historische Institut einen maßgeblichen Anteil hat, ist der »Historický atlas měst České republiky« (Historischer Atlas der Städte der Tschechischen Republik),³ von dem weiter unten noch die Rede sein wird. Mit der Arbeit der Kommission eng verbunden ist die Ausrichtung einer historisch-geographischen Tagung, die jährlich im Januar an der Akademie der Wissenschaften in Prag stattfindet, und die Herausgabe der Zeitschrift »Historická geografie« (Historische Geographie).

Die zweite geschichtswissenschaftliche Einrichtung, in der die Historische Geographie eine feste Position hat, ist das *Kabinett für Regionalgeschichte am Institut für Geschichte der Philosophischen Fakultät der Palacký-Universität in Olomouc*. Zu den wichtigsten Fachvertretern gehören hier *Jindřich Schulz*, der Leiter des Kabinetts, und *Miloš Trapl*. Die Forschung bewegt sich im Übergangsbereich zwischen regionaler Historischer Geographie, historischer Landeskunde und historischer Topographie. Ein gutes Beispiel dafür ist das Hauptprojekt »Historický místopis Moravy a Slezska 1848–1960« (Historische Topographie Mährens und Schlesiens 1848–1960),⁴ das in Einzelbänden schon seit den 1960er Jahren erscheint.

Für die geographische Tradition des Faches befindet sich der weitaus wichtigste Standort am *Lehrstuhl für Sozialgeographie und Regionalentwicklung der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität in Prag*.⁵ Er ist neben dem Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften, mit dem eng zusammengearbeitet wird, eines der beiden Zentren der tschechischen Historischen Geographie.

1 Mit Sitz in: Prosecká 76, 190 00 Praha 9. Kontakt und Webseiten: bucharova@hiu.cas.cz; <http://www.hiu.cas.cz/cs/mapova-sbirka/historicka-geografie.ep/>

2 Mit Sitz in: Křížkovského 10, 771 80 Olomouc. Kontakt und Webseiten: khist@ffnw.upol.cz, <http://www.historie.upol.cz/krd.php/>

3 Die verantwortlichen Wissenschaftler sind Eva Semotanová und Josef Žemlička. Bis heute sind 18 Bände = 18 Städte erschienen. Mehr über dieses Projekt: <http://hiu.cas.cz/cs/mapova-sbirka/historicky-atlas-mest-cr.ep/>

4 Bis heute sind 16 Bände erschienen, jeder umfasst mehrere Bezirke. Hauptautoren dieses langfristig angelegten Gemeinschaftsprojektes sind *Josef Bartoš*, *Jindřich Schulz* und *Miloš Trapl*.

5 Mit dem Sitz: Albertov 6, 128 43 Praha 2. Kontakt und Webseiten: ksgrrsek@natur.cuni.cz; <http://www.geography.cz/socgeo/>

Hier konzentriert sich die historisch-geographische Forschung auf die Entwicklung der Beziehung zwischen Mensch und Umwelt, konkret handelt es sich um die Themen historische Landnutzung (land use), Umweltgeschichte sowie Fragen mit kulturgeographischem Akzent einschließlich regionaler Studien. Zu den Protagonisten gehören hauptsächlich *Ivan Bičík*, *Leoš Jeleček* und *Pavel Chromý*.⁶ Die Bedeutung dieses Standorts wird durch die Beteiligung seiner Mitarbeiter an einigen internationalen Projekten deutlich. Als ein Beispiel unter vielen sei das Programm »LUCC = Land Use/Land Cover Change« genannt.⁷ Im Jahre 2004 wurde zudem in der Tschechischen Geographischen Gesellschaft (Česká geografická společnost – ČGS)⁸ eine *Sektion für Historische Geographie* gegründet. Diese versucht zusammen mit der bereits erwähnten Kommission für Historische Geographie im Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften, eine bislang fehlende selbständige Organisation des Faches zu kompensieren. Der Vorsitzende der Sektion *Leoš Jeleček* und ihr Sekretär *Pavel Chromý* sind auch international aktiv und können derzeit neben *Eva Semotanová* vom Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften als die gegenwärtig wichtigsten Akteure in der tschechischen Historischen Geographie gelten. *Leoš Jeleček* war Mitglied im Redaktionsbeirat des »Journal of Historical Geography« und ist bis heute Mitglied des Redaktionsbeirates der internationalen Zeitschrift »Environment and History«. Die Sektion für Historische Geographie versteht sich zugleich als aktiver Teil der internationalen historisch-geographischen Community und als ein Partner der Europäischen Gesellschaft für Umweltgeschichte (ESEH – European Society for Environmental History). Es war unzweifelhaft ihr Verdienst, dass die 2. internationale Konferenz der ESEH im Jahr 2003 in Prag unter dem Motto »Dealing with

6 Zur neuen Generation junger Wissenschaftler und postgradualer Studenten gehören u. a. *Tomáš Burda*, *Jan Kabrda*, *Zdeněk Kučera*, *Silvie Kučerová*, *Jiří Martínek*, *Aleš Nováček* und *Robin Rašín*.

7 Das internationale Projekt »LUCC = Land Use/Land Cover Change« entstand 1997 bei der IGU – International Geographic Union. Der Vorsitzende der internationalen Studiengruppe der IGU LUCC ist (seit 2007 – nach dem japanischen Geograph *Yukio Himiyama* und *Alexander Mather* aus Schottland) und das Wissenschaftlerteam für das Gebiet Tschechiens leitet *Ivan Bičík*. Als ein Hauptergebnis ist der internationale LUCC-Atlas ausgewählter Gebiete der Welt, einschließlich Tschechiens, erschienen. Die LUCC Datenbasis kann man auf der Webseite <http://www.lucc.ic.cz> finden.

8 Die Tschechische Geographische Gesellschaft (ČGS) existiert seit 1894, sie ist Mitglied in der IGU und dient der tschechischen Geographie als Dachverband. Zur Zeit ist sie an der Geographischen Sektion der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität in Prag angesiedelt (Albertov 6, 128 43 Praha 2). Die Mitglieder der Geographischen Sektion bilden zugleich den organisatorischen Kern der ČGS, wobei ihr gegenwärtiger Präsident aber *Tadeusz Siwek* von der Universität Ostrava ist. Seit 1895 gibt sie die Zeitschrift »Geografie – Sborník ČGS« heraus, die für die tschechische Geographie von grundlegender Bedeutung ist. Webseiten: <http://www.geography.cz/> und <http://www.geography.cz/SBORNIK/index.php/>

Diversity« stattfinden konnte.⁹ Zu den Aktivitäten zählt auch die Herausgabe der Internetzeitschrift für Umweltgeschichte und Historische Geographie »Klaudyán«.

Zu den weiteren geographischen Institutionen, an denen unter anderem auch historisch-geographische Forschung betrieben wird, gehören zwei Arbeitsstellen in Brunn: das *Geographische Institut der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Masaryk-Universität*¹⁰ und das *Institut für Geonik der Akademie der Wissenschaften*.¹¹ Hier wird hauptsächlich auf dem Gebiet der Historischen Klimatologie geforscht, wofür die Namen *Rudolf Brázdil* und *Jan Munzar* stehen. Mit historisch-geographischen Themen befasst sich allerdings auch eine ganze Reihe von Wissenschaftlern an regionalen Universitäten und außerhalb der Welt der akademischen Einrichtungen. Besonders zu erwähnen sind die Weiterentwicklung der Methodik und Anwendung Geographischer Informationssysteme, mit denen man sich am Geographischen Institut der Westböhmischen Universität in Pilsen (*Marie Novotná*) und im Geoinformatiklabor der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Ústí nad Labem (*Vladimír Brůna*) beschäftigt, sowie die Beiträge im Bereich der regionalen Historischen Geographie aus dem Historischen Institut der Südböhmischen Universität in České Budějovice (*Jiří Dvořák*).

Eine besondere identitätsstiftende und organisatorische Rolle für den Bereich der Historischen Geographie spielen gegenwärtig, abgesehen von den regelmäßig stattfindenden Konferenzen, zwei Zeitschriften. Schon seit 40 Jahren erfüllt diese Aufgabe die Zeitschrift *Historická geografie*, die seit 1968 fast jährlich als Sammelband vom Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften in Prag herausgegeben wird. Der 35. Jahrgang befindet sich momentan in Vorbereitung.¹² Die Zeitschrift bietet traditionell einer breiten Palette von Themen Raum, darunter auch Beiträgen zu Methodik und Quellen sowie Berichten. Das zweite Periodikum ist *Klaudyán – Internetzeitschrift für Umweltgeschichte und Historische Geographie*.¹³ Sie erscheint seit 2000 zweimal pro Jahr in digitaler Form und ergänzt sich in sinnvoller Weise mit der eher traditionell ausgerichteten *Historická geografie*.

9 Zur Konferenz erschien der Sammelband: *Jeleček, Leoš; Chromý, Pavel; Janů, Helena; Mikšovský, Josef u. Uhlířová, Lenka [eds.]: Dealing with Diversity. 2nd International Conference of the European Society for Environmental History Prague 2003 – Praha 2003.*

10 Mit Sitz in: Kotlářská 2, 611 37 Brno. Kontakt und Webseiten: <http://www.geogr.muni.cz/>

11 Mit Sitz in: Drobného 28, 602 00 Brno. Kontakt und Webseiten: geonika@geonika.cz, <http://www.geonika.cz/>

12 Nähere Informationen einschließlich des Inhalts der letzten Jahrgänge: <http://www.hiu.cas.cz/mapova-sbirka/historicka-geografie.ep/> Chefredakteur ist *Robert Šimůnek*, im Redaktionsrat sitzen die führenden tschechischen Historischen Geographen: *Eva Semotanová, Josef Žemlička, Pavel Chromý, Jiří Dvořák* u.a.

13 <http://www.klaudyan.cz/> Chefredakteur ist *Leoš Jeleček*.

Rückblick auf die Entwicklung der Historischen Geographie vor 1989

Die Historische Geographie entwickelt sich in der Gegenwart besonders dynamisch, sie blickt aber auch in Tschechien auf eine längere Tradition zurück. Die Arbeit der heute tätigen Wissenschaftler knüpft zu einem nicht unbeträchtlichen Teil an Themen und Forschungen aus älterer Zeit an. Daher wäre es ein Fehler, einen Bericht über die aktuelle Forschung vorzulegen, ohne die Entwicklung vor 1989 und bestimmte Kontinuitäten zumindest in groben Zügen zu skizzieren.¹⁴

Mit der Entstehung der modernen Wissenschaften *im 19. Jahrhundert* entstand auch die Historische Landeskunde, ein direkter Vorläufer der Historischen Geographie. Die Werke, die in dieser Phase entstanden, zeichnen sich durch einen beschreibenden Charakter und eine patriotische Orientierung aus. *In der Zwischenkriegszeit* gewann die Historische Landeskunde die Form einer selbständigen Disziplin und näherte sich der heutigen Auffassung von Historischer Geographie an. In der neu entstandenen Tschechoslowakei bildeten sich zwei Zentren der historisch-geographischen Forschung heraus: an der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität in Prag, wo *Vítězslav Šimák* 1921 die erste Professur für Historische Landeskunde überhaupt bekam, und an der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität in Brünn, was sich dem dortigen Wirken *Bohuslav Hosáks* verdankt. Ihre zumeist deskriptiven Werke beschäftigen sich im ersten Fall mit historischer Topographie und Siedlungsgeschichte und im zweiten Fall mit regionaler Historischer Geographie sowie der Geschichte der Kartographie und Geographie. *Nach dem Zweiten Weltkrieg* begann sich die Generation der Schüler zu profilieren, wobei in Prag *František Roubík* und in Brünn *Ladislav Horák* die einflussreichsten Forscher waren. Einen neuen Impuls erhielt die Historische Geographie im Jahr 1953 durch die Gründung des Kabinetts für Historische Geographie an der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften (ČSAV – der Vorläufer der AV ČR), das wiederum *František Roubík* leitete.¹⁵ Die Aufgabe der Historischen Geographie wurde damals hauptsächlich als diejenige einer historischen Hilfswissenschaft interpretiert, ihr Paradigma war stark durch einen Umweltdeterminismus bestimmt und in ihre methodologisch-theoretische Konzeption wurden Teile des wissenschaftlichen Marxismus integriert. Die Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften wurde Schritt für Schritt zum wichtigsten Zentrum der historisch-geographischen Forschung und *in den 60er Jahren* erlebte diese eine bis dahin beispiellose Blütezeit. Auf eine Initiative des damaligen Abteilungsleiters *Jaroslav Purš* zurückgehend konnte 1965 das bis heute wahr-

14 Mit der Entwicklung der tschechischen Historischen Geographie befasst sich ausführlich: *Semotánová, Eva*: Historická geografie českých zemí. – Praha 2002.

15 Zu Beginn leitete *Bohuslav Horák* das Kabinett für Historische Geographie für kurze Zeit. Nach ihm übernahm 1954–1960 *František Roubík* die Leitung, der wiederum von *Jaroslav Purš* abgelöst wurde, der das Kabinett bis 1989 leitete. Ab 1954 war das Kabinett als selbständige Abteilung in das Historische Institut der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften eingegliedert. Später änderte sich der Name des Kabinetts noch mehrmals, bevor die Einrichtung nach der Revolution 1989 aufgelöst wurde.

scheinlich bedeutendste Werk der tschechoslowakischen Historischen Geographie, der »Atlas československých dějin« (Atlas der tschechoslowakischen Geschichte) veröffentlicht werden und 1968 begann die Zeitschrift »Historická geografie« zu erscheinen. Im Zeitraum von den 1960er bis 1980er Jahren geriet die sonst durchweg traditionell orientierte Forschung mit einer gewissen Verspätung unter den Einfluss neuer Trends der internationalen Wissenschaft – Quantifizierung, Hinwendung zu positivistischen Paradigma und zum Thema Umwelt. Dennoch beschäftigte sich die Forschung im wesentlichen mit den klassischen Themen der Bevölkerungs- und Siedlungsgeschichte (*Zdeněk Boháč, Ervín Černý, Václav Hampl, Ota Pokorný*), der Geschichte der Geographie und Kartographie (*Jaroslav Kašpar, Dušan Trávníček*), der Industrie (*Ludvík Kopačka, Jaroslav Purš*), der Landwirtschaft und des Bodenfonds (*Leoš Jeleček*), aber auch mit der Historiographie und methodologisch-theoretischen Konsolidierung des Faches (*Jaroslav Kašpar, Ota Pokorný, Jaroslav Purš, Jaroslav Vaniš, Otto Zwettler*).

Aktuelle Konzeptionen und Themen der Forschung

Nach der Revolution 1989 kam es zur Auflösung der derzeit selbständigen Abteilung für Wirtschaftsgeschichte und Historische Geographie an der ČSAV und das Zentrum des Faches wurde größtenteils zurück an die Universitäten und die dortigen historischen und geographischen Lehrstühle verlagert. Die intensivere Öffnung hin zu den internationalen Trends im Fach und der engere Kontakt mit der angelsächsischen Forschung schufen zusammen mit einem teilweisen Generationenwechsel die Voraussetzung für eine neue Etappe der Historischen Geographie in Tschechien. Das ist deutlich zu erkennen sowohl an der größeren Dynamik im Fach und der Verschiebung der methodischen Schwerpunkte als auch an der Erweiterung um neue Themen und Konzeptionen. Trotz dieser Veränderungen sind aufgrund der relativ großen Bedeutung der Traditionen auch zahlreiche Kontinuitäten festzustellen.

Was die gegenwärtige *theoretisch-methodologische Situation* der tschechischen Historischen Geographie betrifft, unterscheiden *Pavel Chromý* und *Leoš Jeleček* drei ineinander übergreifende und sich ergänzende Konzeptionen.¹⁶ Die erste Konzeption könnte man als *positivistische* bezeichnen, sie knüpft an die Forschungstradition aus der Zeit vor 1989 an. Aus methodologischer Sicht ist sie eher idiographisch und kommt vorwiegend bei der Analyse alter Karten und bei der Identifikation von Relikten anthropogener Eingriffe in die Landschaft zum Tragen. Zu diesem Zweck nutzt sie im Unterschied zur Vergangenheit vielfach moderne Technologien, ganz besonders Geographische Informationssysteme (GIS). Dank dieser neuen Möglichkeiten dominiert diese Konzeption zum Beispiel in der Historischen Klimatologie und in der Historischen Kartographie. Die zweite Konzeption

16 *Chromý, Pavel u. Jeleček, Leoš*: Tři alternativní koncepce historické geografie v Česku. – In: *Historická geografie* 33, 2005 b, S. 327–345.

kann man als *post-positivistische* bezeichnen. Im Unterschied zur ersten Konzeption gilt ihre Aufmerksamkeit der Suche nach den Determinanten in der Entwicklung der Beziehung zwischen Gesellschaft und Umwelt. Für wichtiger als die Beschreibung hält sie die Erklärung dieser Interaktionen und strebt nach einer Identifikation allgemeiner Gesetzmäßigkeiten und Trends. Ihre überwiegend nomothetische und quantitative Orientierung nutzt sie auch zur Vorhersage der künftigen Entwicklung. Zu den Richtungen der Historischen Geographie, in denen diese Konzeption in Tschechien eine Rolle spielt, gehört vor allem die Erforschung der Landschaftsentwicklung – ganz konkret der Ansatz des schon genannten LUCC-Projektes. Die dritte Konzeption schließlich charakterisieren *Chromý* und *Jeleček* als die *postmoderne*. Sie setzt sich in Tschechien erst in der jüngsten Zeit durch und deckt sich in ihren Methoden und Forschungsobjekten im Wesentlichen mit denjenigen der Kulturgeographie. Ähnlich wie die Kulturgeographie legt diese Konzeption den Nachdruck auf qualitative Methoden und ein idiographisches Interesse für singuläre Phänomene. Nah stehen ihr auch die Methoden des kritischen Realismus. Aufgrund dessen und der thematischen Orientierung, die sich in gewisser Weise von den älteren Konzeptionen abhebt, wird diese Richtung auch als »Neue Historische Geographie« bezeichnet. Was konkrete Themen betrifft, so gilt ihre Aufmerksamkeit der Frage, wie sich die Identität von Menschen, Gesellschaften und Regionen und die Landschaft wechselseitig beeinflussen, der Entwicklung und dem Einfluss von Grenzen, der räumlichen Polarisierung sowie der Bedeutung des Natur- und Kulturerbes. Allerdings existieren die drei genannten Konzeptionen in der aktuellen tschechischen Historischen Geographie nicht isoliert voneinander, sondern stehen miteinander in Austausch und ergänzen sich gegenseitig.

Die wichtigsten Themen der Forschung der letzten zwei Jahrzehnte lassen sich bei einer gewissen Verallgemeinerung folgenden Gebieten zuordnen.¹⁷ Zunächst zu nennen sind Studien zur Disziplingeschichte und methodologisch-theoretischen Charakters von drei führenden Fachvertretern: *Leoš Jeleček* (1999, 2001), *Pavel Chromý* (1999, 2001, 2005b) und schließlich *Eva Semotánová* (2000/01, 2002a). Gerade *Eva Semotánová*s Werk »Historická geografie Českých zemí« bietet die einzige moderne Übersicht über die Historische Geographie Tschechiens. Erwähnenswert ist auch das biographische Lexikon zur Geschichte der tschechischen Geographie von *Jiří* und *Miroslav Martínek* (1998). Ein traditionelles Gebiet der Forschung bleibt weiterhin die Historische Geographie der Bevölkerung und Besiedlung. Hier sorgten zum Beispiel die Arbeiten der verstorbenen Autoren *Ervín Černý* und *Zdeněk Boháč* für eine Kontinuität bis in die Gegenwart hinein. *Ervín Černý* befasste sich unter anderem mit mittelalterlichen Dörfern im Drahaner Hochland (z.B. 1994) und *Zdeněk Boháč* mit der Siedlungsgeschichte im Zusammenhang mit kirchlichen Patrozinien. Von den aktiven Forschern seien *Josef Žemlička* und sein Beitrag zum bereits erwähnten Langzeitprojekt »Historický

17 Angesichts des beschränkten Raumes gebe ich nur einen knappen Überblick über die historisch-geographische Forschung. Für die vollen Titel der ausgewählten Werke verweise ich auf die Literaturliste am Ende des Artikels.

atlas měst České republiky« (seit 1995; Historischer Atlas der Städten der Tschechischen Republik) oder *Karel Kuča* mit seinem umfangreichen, bisher siebenteiligen Lexikon der tschechischen Städte und Städtchen (seit 1996) erwähnt. Fortgesetzt wird auch die Forschung im Bereich der historischen Topographie, die hauptsächlich mit dem schon genannten Projekt »Historický místopis Moravy a Slezska v letech 1848–1960« (seit 1966; Historische Topographie Mährens und Schlesiens 1848–1960) verknüpft ist, das *Jindřich Schulz* und *Miloš Trapl* leiten. Die Veränderungen im politischen System und in der staatlichen Verwaltung und insbesondere die ökonomische Transformation nach 1989 hinterließen auch in der Historischen Geographie tiefe Spuren. Im Zusammenhang damit ist die Suche nach Kontinuitätslinien zu sehen, die unter diesen aktuellen Entwicklungen liegen, was zu einer Reihe neuerer Arbeiten führte. Im Bereich der territorialen und administrativen Entwicklung des Staates knüpft die neue Publikation von *Zdeňka Hledíková* u.a. (2007) allerdings auch an das ältere Werk von *Dušan Trávníček* (1984) an. Die ökonomische Transformation in Tschechien wurde unter verschiedenen Gesichtspunkten auch zu einem Gegenstand der historisch-geographischen Forschung. *Ludvík Kopačka* und *Milan Myška* richteten ihre Aufmerksamkeit auf die Industrie, *Vít Jančák* (mit Götz 1997) auf die Landwirtschaft, *Milan Hlavačka* (1990) und *Ivan Jakubec* auf die Infrastruktur des Verkehrs. Unter den verschiedenen Richtungen der Historischen Geographie trat die Historische Klimatologie zuletzt besonders in den Vordergrund, da die zunehmende Dynamik des Klimawandels für Aufmerksamkeit auch außerhalb des engeren Kreises von Spezialisten sorgt. Die Konjunktur der Forschung in diesem Bereich ist an dem Projekt »History of Weather and Climate in the Czech Lands« (1995–2005) abzulesen, das von *Rudolf Brázdil* geleitet wurde. Neben ihm sind auch *Jan Munzar* und eine Reihe anderer Forscher eng mit dem Zentrum der tschechischen Historischen Klimatologie in Brünn verbunden.

Ein weiterer Zweig der Historischen Geographie, der in den letzten Jahren dank des Einsatzes moderner Technologien, Methoden und namentlich des GIS enorme Fortschritte machen konnte, ist die Historische Kartographie. Als ihre bedeutendste Vertreterin kann zweifellos *Eva Semotanová* gelten, die Autorin einer ganzen Serie von grundlegenden Monographien (1994, 2001) und Atlanten zur tschechischen Geschichte (1998, 2002b, 2003, 2004). Als Hilfsmittel bzw. als Ergänzung dazu können das Lexikon der Kartenarchive und Kartensammlungen der Tschechischen Republik (*Semotanová u. Šimůnek* 2000) und der Sammelband mit dem Titel »Historická krajina a mapové bohatství Česka« (2006; Die historische Landschaft und der kartographische Reichtum Tschechiens) dienen, der als Supplement der Zeitschrift *Historická geografie* erschienen ist. Äußerst wert- und dienstvoll ist die Produktion spezieller Atlanten, wofür die einzelnen Bände des bereits mehrfach erwähnten »Historický atlas měst České republiky« oder auch der historische »Atlas des Gebietes von Glatz« (*Feldman u. Semotanová* 2005) exemplarisch genannt seien. Historische Geographen sind außerdem in erheblichem Maße in das Projekt »Atlas krajiny České republiky« (Atlas der Landschaft der Tschechischen Republik) eingebunden. Außer den genannten Wissenschaftlern befassen sich mit der Problematik von Altkarten und ihrer Digitalisierung beispielsweise auch *Pavel*

Boháč, Vladimír Brůna,¹⁸ *Miroslav Mikšovský, Marie Novotná und Lenka Uhlířová*. Dank des Einsatzes von GIS ließ sich ein deutlicher Fortschritt auch bei der Untersuchung von Landnutzungsveränderungen erreichen. Das internationale Projekt »LUCC = Land Use/Land Cover Change« konnte zu diesem Zweck für den Zeitraum 1848–2000 auf die einzigartige Quellenbasis der Katasterkarten zurückgreifen, die in einigen Nachfolgestaaten Cisleithaniens (Tschechien, Österreich, Slowenien) aus historischen Gründen zur Verfügung stehen. Nicht ohne Grund gilt daher das tschechische Territorium zu den in diesem Zusammenhang am besten erforschten und kartierten Regionen der Welt. Das Hauptverdienst gebührt einem Forscherteam der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität in Prag, zu dem neben dem Leiter *Ivan Bičík* auch *Pavel Chromý, Vít Jančák, Leoš Jeleček, Lucie Kupková, Vít Štěpánek, Přemysl Štych* und *Jana Winklerová* gehören. Außer in eigenen Publikationen, in denen die Ergebnisse des Projekts vorgestellt wurden (z.B. Bičík u.a. 2001 a, 2001 b), fließen manche Ergebnisse auch in den »Atlas krajiny České republiky« ein. Noch relativ jung sind in Tschechien die Disziplinen Umweltgeschichte und Landschaftsökologie, die über zahlreiche potentielle Berührungspunkte mit der Historischen Geographie verfügen.¹⁹ Zu den wichtigsten Repräsentanten der Umweltgeschichte gehören *Leoš Jeleček* (u.a. 2003) und *Lenka Uhlířová*, für die Landschaftsökologie sind *Jaromír Beneš* (und Brůna 1994), *Jan Janák* und *Zdeněk Lipský* (2000) zu nennen. Ähnlich jung und innovativ ist die »Neue Historische Geographie«, deren thematisches Spektrum auf die Nähe zur Kulturgeographie verweist. In diesem Sinne sind historisch-geographische Beiträge zu festen Größen bei der Untersuchung peripherer Räume (*Novotná* ed. 2005 – Beiträge von *Pavel Chromý* und *Aleš Nováček*), des tschechischen Grenzgebietes (*Jeřábek* u.a. 2004 – Teil von *Pavel Chromý*; weiter *Chromý* 2000, 2003), einzelner Regionen (z.B. Südböhmen – *Dvořák* 2003) und der regionalen Identität (*Chromý u. Janů* 2005 a) geworden.

Fazit

Abschließend kann man feststellen, dass die Historische Geographie in Tschechien gegenwärtig eine dynamische Entwicklung erlebt und ihre thematische Bandbreite weiter wächst. Dazu kann sie sowohl aus der relativ langen nationalen Tradition des Faches schöpfen als auch neue Impulse und Trends der internationalen Forschung aufgreifen. Der Nachteil, dass keine zentrale institutionelle Verankerung existiert, wird durch die Herausgabe der Zeitschriften *Historická geografie* und *Klaudyán* zumindest teilweise abgemildert. Die Zukunft der Historischen Geographie hängt

18 Die Digitalisierung der Altkarten für das Gebiet Tschechiens übernimmt das Geoinformatiklabor der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Ústí nad Labem unter der Leitung *Vladimír Brůnas*. Man kann sie auf der Webseite <http://oldmaps.geolab.cz/> finden.

19 Beide profilieren sich angesichts des zunehmenden Gewichts der Umweltforschung innerhalb der Wissenschaften immer stärker als selbstständige Disziplinen.

entscheidend von der Zusammenarbeit zwischen den bestehenden historischen und geographischen Instituten sowie der historisch-geographischen Kommission bzw. Sektion ab. Neben der Grundlagenforschung übernimmt die Historische Geographie in Tschechien einerseits die Rolle als Hilfswissenschaft für historisch-kartographische und historisch-topographische Untersuchungen, andererseits dient sie in einer anwendungsbezogenen Form bei Gestaltung, Schutz und Rekultivierung von Landschaften, in der Denkmalpflege sowie in der Landschafts- und Raumplanung. Trotz aktivem und engem Kontakt mit der internationalen Forschung sind die meisten Studien nach wie vor beschreibenden Charakters und nur bei einer geringen Anzahl gelingt es, sie in internationalen Organen zu publizieren, wobei es sich dabei zumeist um Arbeiten aus dem LUCC-Projekt oder dem Bereich der Historischen Kartographie handelt.

Literatur

- Atlas československých dějin. Hrsg. ÚSGK a Historický ústav ČSAV. – Praha 1965.
- Beneš, Jaromír u. Brůna, Vladimír [eds.]: Archeologie a krajinná ekologie. – Most 1994.
- Bičík, Ivan; Jeleček, Leoš u. Štěpánek, Vít: Land-use changes and their social driving forces in Czechia in the 19th and 20th centuries. – In: Land Use Policy 18, Nr. 1, 2001 a, S. 65–73.
- Bičík, Ivan; Chromý, Pavel; Jančák, Vít u. Kupková, Lucie [eds.]: Land use/land cover changes in the period of globalization. Proceedings of the IGU-LUCC International Conference Prague 2001. – Prague 2001 b.
- Bičík, Ivan et al.: Land use/land cover changes in Czechia over the past 150 years – an overview. – In: Himiyama, Yukio et al. [eds.]: Land use/cover change in selected regions in the world. Vol. I, Asahikawa 2001 c, S. 29–39.
- Bičík, Ivan u. Jeleček, Leoš: Political events factoring into land-use changes in Czechia in the 20th century. – In: Milanova, Elena; Himiyama, Yukio; Bičík, Ivan [eds.]: Understanding land-use and land-cover change in global and regional context. Enfield (USA), Plymouth (UK) 2005a, S. 165–186.
- Bičík, Ivan u. Kupková, Lucie: Dlouhodobé změny využití krajiny Česka: metody, výsledky a problémy výzkumu. – In: Historická geografie 33, 2005b, S. 346–366.
- Boháč, Zdeněk u. Jeleček, Leoš: Mountains, forests, rivers – medieval Bohemia in the context of Central Europe. – In: Purš, Jaroslav [ed.]: History and Society. Prague 1985, S. 305–333.
- Brázdil, Rudolf et al.: History of weather and climate in the Czech Lands. Vol. I.–VII. – Brno 1995–2005.
- Černý, Ervín: Die historisch-geographische Erforschung der wüsten mittelalterlichen Dörfer und Fluren im Drahaner Hochland. – In: Siedlungsforschung. Archäologie–Geschichte–Geographie 12, 1994, S. 125–141.
- Chromý, Pavel: New trends in Czech and world historical geography. – In: Acta Facultatis Rerum Naturalium Universitatis Comenianae, Geographica, Supplementum 2/I. Bratislava 1999, S. 267–278.
- Chromý, Pavel: Historickogeografické aspekty vymezení pohraničí a jeho geografické analýzy. – In: Geografie-Sborník ČGS 105, Nr. 1, 2000, S. 63–76.
- Chromý, Pavel: Výzvy pro českou historickou geografii? – In: Historická geografie 31, 2001, S. 87–108.

- Chromý, Pavel*: Historical-geographical and cultural-geographical research of the development in border, marginal and peripheral regions in Czechia. – In: *Kowalczyk, Andrzej [ed.]*: Theoretical and methodological aspects of geographical space at the turn of the century. Warszawa 2003, S. 187–192.
- Chromý, Pavel u. Janů, Helena*: Regional identity, activation of territorial communities and the potential of the development of peripheral regions. – In: *Acta Universitatis Carolinae, Geographica* 38, 2003/1, 2005 a, S. 105–117.
- Chromý, Pavel u. Jeleček, Leoš*: Tři alternativní koncepce historické geografie v Česku. – In: *Historická geografie* 33, 2005 b, S. 327–345.
- Dvořák, Jiří*: Jižní Čechy jako region. – In: *Historická geografie* 32, 2003, S. 135–181.
- Felcman, Ondřej u. Semotanová, Eva*: Kladsko, proměny středoevropského regionu. Historický atlas. – Praha 2005.
- Fialová, Ludmila et al.*: Dějiny obyvatelstva českých zemí. – Praha 1998.
- Geografie-Sborník ČGS. Hrsg. ČGS.* – Praha seit 1895.
- Hámpel, Martin; Gardavský, Václav u. Kühnl, Karel*: Regionální struktura a vývoj systému osídlení ČSR. – Praha 1987.
- Historická ekologie 1.* Hrsg. ČSAV. – Praha 1988.
- Historická geografie.* Hrsg. Historický ústav AV ČR. – Praha seit 1968.
- Historická krajina a mapové bohatství Česka. Prameny, evidence, zpřístupňování, využívání. Historická geografie, Supplementum 1.* Hrsg. Historický ústav AV ČR. – Praha 2006.
- Historický atlas měst České republiky.* Bd. 1 – Litoměřice; Bd. 2 – Pardubice; Bd. 3 – České Budějovice; Bd. 4 – Děčín; Bd. 5 – Hradec Králové; Bd. 6 – Slaný; Bd. 7 – Tábor; Bd. 8 – Jihlava; Bd. 9 – Třebíč; Bd. 10 – Telč; Bd. 11 – Český Krumlov; Bd. 12 – Trutnov; Bd. 13 – Chrudim; Bd. 14 – Praha-Libeň; Bd. 15 – Tišnov; Bd. 16 – Chomutov; Bd. 17 – Kladno; Bd. 18 – Jičín. Hrsg. Historický ústav AVČR (*Semotanová, Eva; Žemlička, Josef* u.a.). – Praha seit 1995.
- Historický místopis Moravy a Slezska v letech 1848–1960.* Bd. 1–16. Hrsg. Kabinet regionálních dějin Olomoucké University. – Olomouc seit 1966.
- Hlavačka, Milan*: Dějiny dopravy v českých zemích v období průmyslové revoluce. – Praha 1990.
- Horák, Bohuslav*: Dějiny zeměpisu. Teil 1.–3. – Praha 1954–1968.
- Hosák, Ladislav u. Šrámek, Rudolf*: Místní jména na Moravě a ve Slezsku. Teil 1. u. 2. – Praha 1970 u. 1980.
- Janák, Jan; Hledíková, Zdeňka u. Dobeš, Jan*: Dějiny správy v Českých zemích: od počátků státu po současnost. – Praha 2007.
- Jančák, Vít u. Götz, Antonín*: Územní diferenciacie českého zemědělství a její vývoj. – Praha 1997.
- Jeleček, Leoš*: Current trends in the development of historical geography in Czechoslovakia. – In: *Historická geografie* 19, 1980, S. 59–102.
- Jeleček, Leoš*: Zemědělství a půdní fond v Čechách ve 2. polovině 19. století. – Praha 1985.
- Jeleček, Leoš*: Environmentalizace historické geografie, historiografie a historický land use. – In: *Historická geografie* 30, 1999, S. 53–84.
- Jeleček, Leoš*: Environmentální dějiny a česká historiografie a historická geografie. – In: *Pešek, Jiří [ed.]*: Sborník VIII. sjezd českých historiků, Praha 2001, S. 306–326.
- Jeleček, Leoš; Chromý, Pavel; Janů, Helena; Mikšovský, Josef u. Uhlířová, Lenka [eds.]*: Dealing with diversity. 2nd International Conference of the European Society for Environmental History Prague 2003 – Prague 2003.

- Jeřábek, Milan; Dokoupil, Jaroslav; Havlíček, Tomáš et al.*: České pohraničí – Bariéra nebo prostor zprostředkování? – Praha 2004.
- Kašpar, Jaroslav*: Vybrané kapitoly z historické geografie Českých zemí a z nauky o mapách. – Praha 1990.
- Kuča, Karel*: Města a městečka v Čechách, na Moravě a ve Slezsku. Teil 1.–7. – Praha seit 1996.
- Lipský, Zdeněk*: Sledování změn v kulturní krajině. – Kostelec nad Černými lesy 2000.
- Lutterer, Ivan u. Šrámek, Rudolf*: Zeměpisná jména v Čechách, na Moravě a ve Slezsku. – Praha 1997.
- Martínek, Jiří u. Martínek, Miroslav*: Kdo byl kdo naši cestovatelé a geografové. – Praha 1998.
- Nováček, Aleš*: Dlouhodobé trendy polarizace v Česku v zrcadle populačního vývoje. – In: Historická geografie 33, 2005, S. 367–396.
- Novotná, Marie [ed.]*: Problémy periferních oblastí. – Praha 2005.
- Purš, Jaroslav*: Průmyslová revoluce v českých zemích. – Praha 1960.
- Purš, Jaroslav*: Průmyslová revoluce. Vývoj pojmu a koncepce. – Praha 1973.
- Roubík, František*: Vývoj správního rozdělení Čech v letech 1850–1974. – Praha 1939.
- Roubík, František*: Soupis map českých zemí. Teil 1. u. 2. – Praha 1951 u. 1952.
- Sedláček, August*: Hrady, zámky a tvrze království Českého. Bd. 1–15. – Praha 1882–1927.
- Semotanová, Eva*: Kartografie v historické práci. – Praha 1994.
- Semotanová, Eva*: Atlas českých dějin. Teil 1. u. 2. – Praha 1998 u. 2003.
- Semotanová, Eva*: Historical geography. – In: *Pánek, J. [ed.]*: Czech Historiography in the 1990's, *Historica* 7–8, 2000/01, S. 227–246.
- Semotanová, Eva*: Mapy Čech, Moravy a Slezska v zrcadle staletí. – Praha 2001.
- Semotanová, Eva*: Historická geografie českých zemí. – Praha 2002a.
- Semotanová, Eva*: Atlas zemí koruny české. – Praha 2002b.
- Semotanová, Eva*: Atlas der Länder der Böhmischen Krone. Gesamtkarten, Länder, Regionen, Städte. – Hamburg 2004
- Semotanová, Eva u. Šimůnek, Robert*: Lexikon mapových archivů a sbírek České republiky. – Praha 2000.
- Svoboda, Jiří; Vašků, Zdeněk u. Čílek, Václav*: Velká kniha o klimatu zemí Koruny české. – Praha 2003.
- Šimák, Vítězslav*: Středověká kolonizace v zemích českých. – In: České dějiny I/5. Praha 1938.
- Šmilauer, Vladimír*: Osídlení Čech ve světle místních jmen. – Praha 1960.
- Štěpánek, Miroslav*: Změny vegetace a klimatu v historickém období. – In: Československý časopis historický 16, Praha 1968, S. 415–434.
- Trávníček, Dušan*: Historická geografie. Teil 1.: Od nejstarších dob do konce 16. století. – Praha 1984.
- Trávníček, Dušan*: Přehled územního vývoje našeho státu. – In: *Folia Facultatis Rerum Naturalium Universitatis Purkynianae Brunensis* I/XXV, *Geographia* 20, Brno 1984.
- Zwettler, Otto*: Historická geografie světa. Teil 1.: Evropa (5.–17. století). – Brno 1992.
- <http://www.lucc.ic.cz>
- <http://www.klaudyancz>
- <http://www.oldmaps.geolab.cz>

Alexandra Kruse

EucaLand-Netzwerk. Europäische Kultur- und Agrarlandschaften¹

Das EucaLand-Netzwerk »European Cultural and Agricultural Landscapes«² ist ein Zusammenschluss von Experten, um repräsentative Beispiele europäischer Agrarlandschaften als kulturelles Erbe zu identifizieren, zu klassifizieren und zu schützen. Durch diese Tätigkeit unterstützt das Netzwerk zum Beispiel Initiativen wie die UNESCO Welterbe Konvention und die Europäische Landschaftskonvention des Europarates.

Da es nahezu unmöglich ist, das komplette Spektrum der »traditionellen« Agrarlandschaften Europas zu erhalten, liegt der Focus des Netzwerks darauf, ihre Vielfalt zu dokumentieren und somit eine Daten- und Entscheidungsgrundlage zu deren Erhaltung zu liefern. Des Weiteren sollen nachhaltige Lösungen zum Schutz und zur Bewahrung der überwiegend nicht geschützten Landschaften erarbeitet und angeboten werden. Die Entwicklung von Richtlinien und Werkzeugen für diesen Zweck ist vorgesehen.

Durch Partnerschaften, die heute bereits mehr als 20 europäische Länder erreichen, will das EucaLand-Netzwerk europaweit anwendbare Herangehensweisen entwickeln, um eine Klassifikation der Agrarlandschaft auf europäischer Ebene voranzubringen. Vorhandene lokale, nationale und europäische Ansätze und Methoden werden mit einbezogen, um zu verhindern, dass ein theoretisches Konstrukt entsteht, welches auf die vielfältigen Landschaften nicht anwendbar ist. Das Netzwerk arbeitet in enger Zusammenarbeit mit bereits existierenden Initiativen und möchte diesen sein Wissen und seine Kapazitäten zur Verfügung stellen sowie ein Forum für Erfahrungsaustausch sein.

Der europäische Kontext: Agrarlandschaften und Landnutzung

Wer von oben auf Europa schaut, nimmt in einem sehr begrenzten geographischen Raum viele unterschiedliche Agrarlandschaftstypen wahr. Diese Heterogenität dominiert noch immer die europäische Landschaft, unabhängig von den vielfältigen

1 Dem Beitrag liegt der Vortrag zugrunde, der auf der 34. Tagung des Arbeitskreises für historische Kulturlandschaftsforschung in Mitteleuropa, ARKUM e.V. (Utrecht, 12.–15. September 2007) gehalten wurde.

2 www.eucalandnetwork.eu

Veränderungen der Agrarproduktion und ihren Veränderungen der Produktivität. Nach Hunziker et al. (1997; 2006) fühlen sich Europäer, sowohl die Bewohner der Städte als auch die aus den ländlichen Regionen, auch heute noch sehr stark mit der Agrarlandschaft verbunden, die sie bis zu einem gewissen Punkt als ihre Wurzeln betrachten.

In den letzten zwei Jahrhunderten haben sich die Landschaftstypen unaufhaltsam und kontinuierlich verändert (vgl. Schmidt 1999; Pügener u. Kruse 2006; Konold 1996) – allerdings aus unterschiedlichen Gründen und mit unterschiedlichen Folgen in Europa. Während sich vielerorts die Agrarlandschaft von einer vorindustriellen zu einer industriellen Produktionsfläche wandelte, hat sie in anderen europäischen Regionen ihre Produktivität gänzlich verloren. In der Konsequenz sind einige Agrarlandschaftstypen durch den Wechsel in der Landnutzung heute bedroht. Die Veränderungen betreffen nicht nur die Landnutzung, sondern auch die Kultur der mit ihr verbundenen Gesellschaften; Geschichte, traditionelle Kulturen und die soziale Infrastruktur sind ebenso betroffen.

Europäisches Erbe und Europäischer Charakter

Landnutzung ist verkettet mit der Kultur und der Geschichte der umgebenden Gesellschaft. Landschaftsgeschichte gibt uns Einblicke in die Dynamik von Landschaft, ihren Ursprung, ihre Organisation und wie Menschen mit unterschiedlichen sozialen und kulturellen Hintergründen zusammen gelebt und gearbeitet haben. Die Struktur der Agrarflächen ist vernetzt mit Infrastruktur, Märkten und Verwaltung. Es ist notwendig, die Geschichte und die Kultur einer Landschaft zu kennen, um in der Lage zu sein, Entwicklung und Zustände zu interpretieren.

Das EucaLand-Netzwerk ist davon überzeugt, dass es unsere Pflicht ist, typische Agrarlandschaften als Teil des europäischen Erbes zu schützen sowie diesen Charakter zu erklären und die Aufmerksamkeit der Menschen auf den Platz, an dem sie leben, zu lenken. Dies kann zur Entwicklung einer europäischen Identität beitragen. Des Weiteren bildet sich eine Wertschätzung der Kulturlandschaft und ihrer Singularität heraus. Ohne Kenntnis der »Geschichte« der Agrarlandschaft werden zukünftige Generationen Agrarlandschaften ausschließlich als Produktions- und Freizeitflächen betrachten. Der damit verbundene Verlust von Identität und Verbundenheit wird gleichzeitig zu einem Verlust von Landschaft und dem Verschwinden von Vielfalt führen. Deshalb ist es notwendig, auf diese Landschaften mit einem europäischen Blickwinkel zu schauen, um uns selbst einen besseren Überblick und eine stärkere Verbundenheit zu verschaffen. Auf diese Weise können wir uns auch stärker für eine europäische Kultur einsetzen.

Aus diesen Gründen wird das EucaLand-Netzwerk europäische Initiativen zur Identifikation, Klassifikation und zum Schutz repräsentativer Beispiele europäischer Agrarlandschaften unterstützen.

Das EucaLand-Netzwerk

Institutionen aller europäischen Länder sind willkommen und aufgefordert, Mitglied im EucaLand-Netzwerk zu werden. Das Netzwerk möchte europaweite Herangehensweisen (tools) entwickeln, um eine Klassifikation der Agrarlandschaften mit einer gemeinsamen Methodologie zu erreichen. Dabei werden vorhandene lokale, nationale und europäische Ansätze miteinbezogen. Das eingerichtete Netzwerk steht in enger Kooperation mit bereits existierenden Forschungsinitiativen und stellt diesen seine Kapazitäten und Ergebnisse zur Verfügung. Als Beispiele für bereits bestehende Kooperationen seien genannt:

- Europarat: Regelmäßige Teilnahme an den Workshops zur Umsetzung der Europäischen Landschaftskonvention (ELK)
- UNESCO: u.a. UNESCO Man and Biosphere Program, Gutachten, regionale Workshops zu Kulturlandschaften
- ECOVAST³ als Vermittler zu Stakeholdern vor Ort
- ICOMOS⁴
- Landscape Observatory Barcelona und Olot

Die Idee zur Gründung eines Netzwerkes zu Agrarlandschaften in Europa, das deren Geschichte, Entwicklung und Erfahrungsschatz erforschen und schützen will und echte »Produktions«landschaften ebenso umfasst wie die sogenannten pittoresken Kulturlandschaften, entstand während eines Arbeitstreffens im September 2005 bei der UNESCO in Paris. Seitdem wurden bereits zwei Workshops abgehalten, einer 2006 in Köln und einer 2007 in Cambridge. In 2006 fanden zusätzlich zwei Netzwerktreffen in Berlin (im Rahmen der PECSRL⁵-Konferenz) und Girona (im Rahmen des 5. Workshops zur Implementierung der ELK) sowie zwei Arbeitstreffen in Cambridge und Paris statt.

Die Hauptziele des Netzwerkes

- Das erste Ziel des EucaLand-Netzwerkes ist es, Ansätze für eine einheitliche, europäische Methodik zur Beschreibung, Geschichtsschreibung, Klassifizierung und Bewertung, Planung und Politik der kulturellen Aspekte unserer europäischen Agrarlandschaften zu erforschen beziehungsweise zu entwickeln.
- Daraus ergibt sich das zweite Ziel, eine übertragbare und allgemein verständliche Herangehensweise für die genannten Bereiche zu entwickeln, welche von unterschiedlichen Nutzergruppen (Stakeholdern) in der täglichen Arbeit eingesetzt werden kann.

3 ECOVAST: European Council for the village and small town, www.ecovast.org

4 ICOMOS: International Council on Monuments and Sites, www.icomos.org

5 PECSRL = Permanent European Conference for the Study of the Rural Landscape, www.pecsrl.org

- Das dritte Ziel besteht darin, die Ergebnisse (Methoden und Herangehensweise) an die verschiedenen beteiligten Gruppen (UNESCO, Europarat, ECO-VAST), sowie an Forschungsinstitutionen, Politiker und nicht zuletzt an die Europäer vor Ort zu kommunizieren.

Die Aufgaben des Netzwerkes

Die Hauptaufgabe des EucaLand-Netzwerkes ist es, die innovativen Aspekte innerhalb des Netzwerks zu etablieren und aktiv zu halten.

1. Des Weiteren sollen die Verbindungen zwischen der Europäischen Landschaftskonvention und der Welterbekonvention (UNESCO) unterstützt und verbessert werden. Um dies zu erreichen, soll sich die angestrebte Klassifizierung der europäischen Agrarlandschaften im Geiste der beiden Konventionen bewegen. In diesem Sinne werden sich die angestrebte Landschaftsbewertung sowie die zu erarbeitenden politischen Richtlinien an internationale Richtlinien zum Erbe und an internationale Konventionen (vor allem die oben genannten) halten.
2. Die langfristig wichtigste, aber auch aufwändigste Aufgabe des Netzwerkes ist das Sammeln von Daten zu den Agrarlandschaften in allen europäischen Ländern:
 - Die Beschreibung dieser Landschaften, mit ihren Charakteristika und ihrer Geschichte,
 - die Analyse ihrer kulturellen Werte und letztendlich
 - ihre Zukunftsplanung unter Berücksichtigung ihrer kulturellen Werte, ihres Erbes und sozio-ökonomischer Trends.
3. Es ist geplant, ein englischsprachiges Glossar zur Landschaftstypologie mit einer Übersetzung in jede Mitgliedssprache zu erarbeiten, um Missverständnisse zu vermeiden und um die Bedeutung von Worten und Subjekten zu klären bzw. zu definieren. Anliegen ist es, dass am Ende jeder Beteiligte unter den verwendeten Begriffen das gleiche versteht, also eine gemeinsame Sprache gesprochen wird – im fachlichen Sinne.

Um diese Aufgaben zu entwickeln, wird das EucaLand-Netzwerk verschiedene Forschungsprojekte starten und sich an europäischen Forschungsprojekten beteiligen.

Die Workshops des EucaLand-Netzwerkes

Der erste Workshop des EucaLand-Netzwerkes im Februar 2006 in Köln bildete die Basis für das EucaLand-Netzwerk und etablierte eine erste Arbeitsweise. Vertreter aus zwölf Ländern nahmen teil: Bulgarien, Belgien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Malta, die Niederlande, Österreich, Portugal, Spanien und Ungarn – mit Vertretern von Universitäten, Regierungs- und Nichtregierungsorganisationen.

Auf diesem ersten Treffen wurde das EucaLand-Netzwerk initiiert. Inhalt, Struktur sowie die Ziele des Netzwerkes wurden diskutiert und verabschiedet. Die Partner nutzten die Gelegenheit, um ihre Erfahrungen und Arbeiten im Bereich der Agrarlandschaft in den unterschiedlichsten Maßstabsebenen auszutauschen. Des Weiteren wurden erste Lücken definiert, die die angedachte Zusammenarbeit vielleicht schließen könne. Die Idee, unter der Schirmherrschaft des Netzwerkes weiter zusammen zu arbeiten, wurden von allen Anwesenden voll unterstützt.

Der zweite Workshop des EucaLand-Netzwerkes fand im April 2007 in Cambridge statt. Im Mittelpunkt stand die Präsentation der agrarlandschaftlichen Daten der einzelnen Länder: Art, Umfang, Zustand und Erreichbarkeit der Daten für den Bürger. Jedes Land gab eine Übersicht über die zur Verfügung stehenden Daten. Bei diesem Treffen waren 17 Länder vertreten: Belgien, Deutschland, Estland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Kroatien, die Niederlande, Lettland, Österreich, Polen, Schweden, die Schweiz, die Slowakei, Spanien, die Tschechische Republik sowie Ungarn.

Die anschließenden Diskussionen führten zu neuen Entwicklungen innerhalb der Ziele des EucaLand-Netzwerkes. Die Darstellungen umfassten u.a. folgende Aspekte:

- Nationale Beschreibungen der Agrarlandschaft,
- Nationale Register (Inventare) der Agrarlandschaft, inkl. Kartenmaterial,
- Nationale Klassifikationen der Agrarlandschaften und ihre kartographische Darstellung,
- Art des zur Verfügung stehenden Kartenmaterials,
- Atlas der Agrarlandschaften,
- Datenmaterial, welches gegenwärtig erhoben bzw. aufbereitet wird,
- Fehlende Daten,
- Daten, die produziert werden sollten.

Die Beteiligung an und während dieses Workshops war zahlreich und brachte interessante Ergebnisse.

Das nächste Treffen wird im Rahmen des 23. PECSRL-Treffens in 2008 mit einer eigenen Sektion des EucaLand-Netzwerkes abgehalten. Die 23. Sitzung der »Permanent European Conference for the Study of the Rural Landscape« steht unter dem Titel »Landscapes, Identities and Development« und wird in Portugal stattfinden.

Weitere Information über das EucaLand-Netzwerk finden sich auf der Homepage unter www.eucalandnetwork.eu oder bei der Autorin. Das Netzwerk ist offen sowohl für Institutionen als auch für Einzelpersonen.

Abstract

The EucaLand-Network »European Cultural and Agricultural Landscapes«⁶ is an expert network aimed at identifying, classifying and protecting representative examples of European agrarian landscapes retaining cultural heritage. In doing so, it will support initiatives like the UNESCO World Heritage Convention and the CoE (Council of Europe) European Landscape Convention.

Since preserving the full spectrum of European »traditional« agricultural landscapes is almost impossible, the focus of the network is to preserve a part of it and find sustainable solutions for the preservation of the rest. Tools and guidelines for this purpose are envisaged.

Through a large partnership, counting today more than 20 countries, the EucaLand-Network will develop European wide tools to carry out a classification of agrarian landscapes based on existing approaches on local, national and European level. The established network will work in close cooperation, and will lend its capacities to existing research initiatives.

Literatur

- Fügener, K. u. Kruse, A. (2006): Landscape history. – In: Flade, M.; Plachter, H.; Schmidt, R. u. Werner, A. [Hrsg.]: Nature Conservation in Agricultural Ecosystems – Results of the Schorfheide-Chorin research project. Wiebelsheim, S. 35–62.
- Gehring, K.; Buchecker, M. u. Hunziker, M. (2003): Explaining public assessments of future landscape developments – towards an integrative preference model based on a representative survey in Switzerland«. – In: Crossing boundaries – the value of interdisciplinary research. Proceedings of the 3rd conference on the EPUK network. – Aberdeen, Robert Gordon University.
- Gehring, K.; Kianicka, S.; Buchecker, M. u. Hunziker, M. (2004): Welche Landschaft in den Alpen und wie lässt sich ein Konsens darüber finden. – In: Informationsblatt des Forschungsbereichs Landschaft. WSL 60, S. 1–3.
- Hanns-Seidel-Stiftung [Hrsg.] (2005): Generationenstudie 2005 Wertewandel, politische Einstellungen und gesellschaftliche Konfliktpotenziale im Spannungsfeld von Generationen und Regionen. – Sonderausgabe POLITISCHE STUDIEN, im Auftrag der I. und W. Tausend-Stiftung. München.
- Herberg, A.; Gruehn, D. u. Roth, M. (2005): Vielfalt, Eigenart und Schönheit als Kriterien zur Bestimmung von Landschaftsbildqualitäten für den Fachbeitrag des Naturschutzes und der Landschaftspflege zum Landschaftsprogramm am Beispiel Sachsen. – In: Akademie der Sächsischen Landesstiftung Natur und Umwelt u. Lehr- und Forschungsgebiet Landschaftsplanung der Technischen Universität Dresden [Hrsg.]: Dresdner Planergespräche. Die Berücksichtigung der Landschaftsgestaltqualitäten in der Landschaftsplanung, in Umweltverträglichkeitsstudien und in Landschaftspflege-rischen Begleitplänen. Bericht zur wissenschaftlichen Arbeitstagung am 07. und 08. November 2003. Dresden, Reproplan, S. 127–143.

⁶ www.eucalandnetwork.eu

- Hunziker, M. (1991): Die Schönheit der Landschaft im Urteil der Touristen. – In: Informationsblatt des Forschungsbereichs Landschaft. WSL 9, S. 1–2.
- Hunziker, M. (1993): Tourism-induced landscape changes as assessed by tourists. Proceedings IALE – Congress in Rennes 1993.
- Hunziker, M. (2001): Welche Landschaft wollen wir? Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Untersuchungen. – In: CIPRA [Hrsg.]: 2. Alpenreport. Schaan, S. 384–385.
- Hunziker, M.; Gehring, K. u. Buchecker, M. (2005): Objectives and conflicts regarding future landscape development – Measuring the effect of consensus-building procedures. – Proceedings ISSRM-Conference, Östersund, Schweden, 16.–19.6.05, S. 59.
- Hunziker, M.; Gehring, K. u. Buchecker, M. (2006): Welche Landschaft wollen wir? – In: Heimatschutz 2/06, S. 23–25.
- Kianicka, S.; Buchecker, M.; Hunziker, M. u. Müller-Böker, U. (2006): Locals' and tourists' sense of place: A case study in a Swiss Alpine village. – In: Journal of Mountain Research and Development 26/1, S. 55–63.
- Kienast, F. u. Hunziker, M. (1997): Vom Photoexperiment zur Karte der Schönheit von Landschaften. – In: Informationsblatt des Forschungsbereichs Landschaft. WSL 34, S. 1–4.
- Konold, W. [Hrsg.] (1996): Naturlandschaft Kulturlandschaft – Die Veränderung der Landschaften nach der Nutzbarmachung durch den Menschen. – Landsberg, ecomed 322 S.
- Kruse, A. (unter dem Geburtsnamen Schmidt) (1999): Beitrag der historischen Landschaftsanalyse für aktuelle Fragen des Naturschutzes – Eine Untersuchung durchgeführt am Beispiel des Biosphärenreservates Schorfheide-Chorin. – GCA-Verlag Herdecke, 368 S.
- Makhzoumi, J. u. Pungetti G. (1999): Ecological landscape design and planning: The Mediterranean context. Spon-Routledge. – London 330 S.
- Pungetti, G., (2001): Rio S. Lucia Lowland, Sardinia« – In: B. Green and Vos, W. [eds.]: Threatened landscapes: Conserving cultural environments« Spon. London, S. 87.
- Pungetti, G. (1995): Anthropological approach to agricultural landscape history in Sardinia. – In: Landscape and Urban Planning 31, S. 41–56.
- Roth, M. u. Gruehn, D. (2006): Die Bedeutung von Landschaftselementen für das Landschaftserleben. Vorstellung eines empirisch basierten Ansatzes zur validen Landschaftsbildbewertung auf der Ebene des Landschaftsprogramms. – In: Kleinschmit, B. u. Walz, U. [Hrsg.]: Landschaftsstrukturmaße in der Umweltplanung. Berlin (Landschaftsentwicklung und Umweltforschung, S19), S. 154–168.
- Roth, M. (2006): Landschaftsbildanalyse – Landschaftsbildbewertung. Entwicklungsgeschichte eines Planungsinstruments. – In: Eisel, U. u. Körner, S. [Hrsg.]: Landschaft in einer Kultur der Nachhaltigkeit. Band I: Die Verwissenschaftlichung kultureller Qualität. Infosystem Planung. Kassel (Arbeitsberichte des Fachbereichs Architektur – Stadtplanung – Landschaftsplanung, H. 163), S. 47–65.
- Ruehn, D.; Roth, M. u. Kenneweg, H. (2003): F&E-Studie Entwicklung eines Ansatzes zur Einschätzung der Bedeutung von Landschaftselementen für das Landschaftserleben als Grundlage für die Beurteilung des Landschaftsbildes. Abschlussbericht im Auftrag des Sächsischen Landesamtes für Umwelt und Geologie. – Berlin 142 S. zzgl. Karten.

Anschriften der Autoren und Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

Anschriften der Autoren

Ragnhild Berge: Institutt for arkeologi og religionsvitenskap, Gunnerushuset*A205 – NTNU, N- 7491 Trondheim, Email: ragnhild.berge@hf.ntnu.no

Annika Björklund: Department of Human Geography, Stockholm University, S-106 91 Stockholm, Sweden, Email: annika.bjorklund@humangeo.su.se

Prof. Dr. Renger E. de Bruin: Centraal Museum Utrecht – Postbus 2106, NL-3500 CG Utrecht, Email: info@centraalmuseum.nl

Drs. Peter Burggraaff: Büro für historische Stadt- und Landschaftsforschung – c/o Institut für Integrierte Naturwissenschaften der Universität Koblenz, Geographie – Universitätsstraße 1, D-56070 Koblenz; Am Mühlberg 6, D-53539 Kelberg-Zermüllen, Email: burggra@uni-koblenz.de.

Prof. Dr. Klaus Fehn: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D-53115 Bonn; Fridtjof-Nansen-Straße 11, D-53127 Bonn, Email: k.fehn@uni-bonn.de

Dr. Orsolya Heinrich-Tamáska: Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. – Luppenstraße 1b, D-04177 Leipzig, Email: heintama@rz.uni-leipzig.de

Dr. Klaus-Dieter Kleefeld: Büro für historische Stadt- und Landschaftsforschung, Rathausstraße 13, 51143 Köln, Email: klaus.kleefeld@t-online.de.

Prof. Dr. Pim Kooij: Economische en Sociale Geschiedenis van de Rijksuniversiteit Groningen – Oude Kijk in 't Jatstraat 26, NL-9712 EK Groningen, Email: p.kooij@rug.nl.nl

Dr. Michael Kriest: Windischenhaig 50, 95326 Kulmbach, Email: michael.kriest@gmx.de

Dr. Alexandra Kruse: Büro für Landschaft & Service – Fuchskaule 10, 51491 Overath, Email: Kruse@EucaLandnetwork.eu

Dr. Thomas Küntzel: Hochschule Anhalt (FH). Strenzfelder Allee 28; D-06406 Bernburg; Untere Masch Straße 16, D-37073 Göttingen. Email: thomas.kuentzel@praehist.uni-halle.de

Aleš Nováček: Dukovanská 759, CZ-67401 Trebiš, Tschechische Republik

Dr. Gloria Pungetti: Cambridge Centre for Landscape and People – 39 Parkside, Cambridge CB1 1PN – UK, Email: cclp@hermes.cam.ac.uk

Dr. Peter Rückert: Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D-70173 Stuttgart; Zwingenstraße 2, D-74321 Bietigheim-Bissingen, Email: peter.rueckert@la-bw.de

Dr. Rainer Schreg: Römisch-Germanisches Zentralmuseum – Ernst-Ludwig-Platz 2, D-55116 Mainz, Email: schreg@rgzm.de

Prof. Dr. Susanne Sievers: Deutsches Archäologisches Institut: Römisch-Germanische Kommission – Palmengarten 10-12, D-60325 Frankfurt a.M., Email: sievers@rgk.dainst.de

Dr. Rolf Peter Tanner: Pädagogische Hochschule Bern, Institut Sekundarstufe I, Geographie – Fabrikstrasse 2E, CH-3012 Bern, Email: rolf.tanner@phbern.ch

Raf Verbruggen: Department of Geography, Loughborough University, Loughborough, Leicestershire, LE11 3TU, UK, Email: R.Verbruggen@lboro.ac.uk

Donat Wehner M.A.: Christian-Alberts-Universität Kiel. Graduate School »Human Development in Landscape – Neufeldstraße 10, D–24118 Kiel, Email: donatwehner@gshdl.uni-kiel.de

Anschriften der Vorstandsmitglieder des Arbeitskreises

Dr. Rudolf Bergmann: Westfälisches Museum für Archäologie – Landesmuseum und Amt für Bodendenkmalpflege, Mittelalter und Neuzeitarchäologie, An den Speichern 7, D–48157 Münster; Pastor-Hoffmann-Straße 4, D–48301 Nottuln, Email: rudolf.bergmann@lwl.org

Prof. Dr. Vera Denzer: Institut für Geographie der Universität Leipzig – Johannisallee 19a, D–04103 Leipzig; Herloßsohnstraße 13, D–04155 Leipzig, Email: denzer@rz.uni-leipzig.de

Prof. Dr. Andreas Dix: Geographisches Institut der Universität Bamberg, Historische Geographie – Am Kranen 12, D–96049 Bamberg; Maria-Ward-Straße 46, D–96047 Bamberg, Email: andreas.dix@uni-bamberg.de

Prof. Dr. Hans-Rudolf Egli: Geographisches Institut der Universität Bern – Hallerstraße 12, CH–3012 Bern; Feld 34, CH–3045 Meikirch, Email: egli@giub.unibe.ch

Dr. Matthias Hardt: Geisteswissenschaftliches Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. – Luppenstraße 1B, D–04177 Leipzig; Thomasiusstraße 13, D–04109 Leipzig, Email: hardt@rz.uni-leipzig.de

Prof. Dr. Eike Gringmuth-Dallmer: Große Hamburger Straße 31, D–10115 Berlin, Email: eike.gringmuth@gmail.com

Dr. Klaus-Dieter Kleefeld: Büro für historische Stadt- und Landschaftsforschung – Rathausstraße 13, D–51143 Köln; Rathausstraße 13, D–51143 Köln, Email: klaus.kleefeld@t-online.de

Dr. Johannes Renes: Departement Sociale Geografie en Planologie der Universität Utrecht – Heidelberglaan 2, NL–3584 CS Utrecht, Email: j.renes@geo.uu.nl

Dr. Peter Rückert: Hauptstaatsarchiv Stuttgart – Konrad-Adenauer-Straße 4, D–70173 Stuttgart; Zwingerstraße 2, D–74321 Bietigheim-Bissingen, Email: peter.rueckert@la-bw.de

Prof. Dr. Winfried Schenk: Geographisches Institut der Universität Bonn, Historische Geographie – Meckenheimer Allee 166, D–53115 Bonn; Unterer Neubergweg 17, D–97074 Würzburg, Email: winfried.schenk@giub.uni-bonn.de

Umschlagabbildung:

Compact geography of the Netherlands. – Utrecht 2007, S. 37: Built-up areas of Randstad in 2000 (Ronald Kranenburg).

CONTENTS

Urban settlements and their rural surroundings

<i>Susanne Sievers</i>	
Environmental relations of Iron Age centres of authority	7
With 3 figures	
<i>Donat Wehner</i>	
Early urban settlements and their environs on the Baltic Sea	
and in the interior Wolin and Brandenburg in comparison	23
With 1 figure	
<i>Pim Kooij</i>	
Towns and their environs in the Netherlands from medieval times	
until the 20 th century	37
With 3 figures	
<i>Thomas Küntzel</i>	
Quedlinburg and their environs. Settlement research for the	
OSCAR-Project of the College Anhalt (FH)	53
With 10 figures	
<i>Ragnhild Berge</i>	
Resource management in the town common of medieval Trondheim,	
Norway. Presentation of an archaeological PhD-Project	75
With 2 figures and 1 table	
<i>Renger E. de Bruin</i>	
Patricians of Utrecht and townsmen as estate owners. A process of	
aristocratisation, 1600–1850	87
With 6 figures	
<i>Rolf Peter Tanner</i>	
»Die Bistums-Lande, wie bekant, rauch, ohnwegsam, mithin zum	
Commercio auf keine Weiss bequemlich«.	
The prince diocese of Basel in the area of conflict of centre and	
periphery between the ancient world and of “Ancient Regime” . .	127
With 17 figures	
<i>Peter Burggraaff and Klaus-Dieter Kleefeld</i>	
Historical environmental relations of towns in the Lower Rhine Area	163
With 8 figures	
<i>Peter Rückert</i>	
The court and its environs between the middle ages and early modern	
period: The example of Württemberg	179
With 4 figures	
<i>Annika Björklund</i>	
Urban farming and settlement expansion.	
An historical geographical study of the town land in Uppsala	195
With 7 figures and 2 tables	

Klaus Fehn

Walter Christaller and the spatial planning of the national-socialist period	215
---	-----

Short Papers

Raf Verbruggen

A geographical appreciation of historical research on urban networks	235
--	-----

Michael Kriest

The „Reichautobahnnetz“ of the Third Reich as an element of the historical cultural landscape	241
With 6 figures	

Orsolya Heinrich-Tamaska

The environment of late roman inner fortifications in Pannonia (4 th century A.D.)	251
With 6 figures	

Rainer Schreg

The environment of the cave towns Mangup and Eski Kermen in the south west of the Crimea.	
A settlement landscape in the periphery of the Byzantine Empire .	267
With 11 figures	

Articles

Aleš Nováček

Historical geography in the Czech Republic.	
A report on the actual research	287

Alexandra Kruse

EucaLand-Netzwerk. European Cultural and Agricultural Landscapes	299
---	-----

Addresses of authors and board members

of the working group	307
--------------------------------	-----

Contents	309
--------------------	-----

Schwerpunktthemen der bisher erschienenen Bände der Zeitschrift
Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie

Band 1, 1983, S. 15–166

STADTRANDPHÄNOMENE

Mit Beiträgen von: Busso von der Dollen; Burkhard Hofmeister; Winfried Schich;
Felix Escher; Wolfgang Hofmann; Eberhard Bohm; Franz Irsigler; Henriette
Meynen.

Band 2, 1984, S. 7–185

MITTELALTERLICHE UND FRÜHNEUZEITLICHE SIEDLUNGSENTWICKLUNG
IN MOOR- UND MARSCHENGEBIETEN

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille; Hans-Jürgen Nitz; Hendrik van der
Linden; Guus J. Borger; Ekkehard Wassermann; Klaus Brandt; Rosemarie Krä-
mer; Dietrich Hoffmann, Hans Joachim Kühn und Bodo Higelke.

Band 3, 1985, S. 7–85

METHODISCHE UND KONZEPTIONELLE WEITERENTWICKLUNGEN IN DER
HISTORISCH-GEOGRAPHISCHEN SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn; Dietrich Denecke; Helmut Hildebrandt und Neek
Maqsud; Hans-Jürgen Nitz.

Band 4, 1986, S. 9–184

VERKEHRSWEGE UND IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Karlheinz Willroth; Birgitta Hardh; Svend Gissel; Franz
Irsigler; Karel A.H.W. Leenders; Ulrich Troitzsch; Frank Norbert Nagel; Gerhard
Oberbeck.

Band 5, 1987, S. 9–204

STÄDTISCHES WOHNEN

Mit Beiträgen von: Wilfried Krings; Günter P. Fehring; Miroslav Richter und
Zdenek Smetánka; Pavel J. Michna und Vladimír Nekuda; Herbert Knittler;
Jürgen Ellermeyer; Josef Ehmer; Renate Banik-Schweitzer.

Band 6, 1988, S. 9–214

FRÜHE UMWELTEN

Mit Beiträgen von: Helmut Jäger; Walter Janssen; Jens Lüning und Arie J. Kalis;
Karl-Ernst Behre; Helmut Bender; Ulf Dirlmeier; Christian Pfister; Jürgen Hagel;
Engelbert Schramm; Achim Rost; Reinhard Mook und Helge Salvesen; Günter
Bayerl; Hubert Mücke.

Band 7, 1989, S. 9–216

SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG AM UNTERLAUF GROSSER STRÖME AM BEISPIEL DES RHEIN-MAAS-DELTAS

Mit Beiträgen von: Guus J. Borger; J.H.F. Bloemers; W.J.H. Willems; H. A. Heidinga; Peter Henderikx; Herbert Sarfatij; Adriaan Verhulst; Jan Bieleman; J.D.H. Harten; Jelier A. J. Vervloet; Johannes Renes und Gerard P. van der Ven.

Band 8, 1990, S. 9–206

SIEDLUNGSPROZESSE AN DER HÖHENGRENZE DER ÖKUMENE. AM BEISPIEL DER ALPEN

Mit Beiträgen von: Klaus Aerni; Hans-Rudolf Egli; René Wyss; Jürg Rageth; Paul Gleirscher; Werner Kreisel; Werner Meyer; Werner Bätzing; Hans Becker; Susanne Pacher.

Band 9, 1991, S. 9–227

DER EINFLUSS POLITISCHER GRENZEN AUF DIE SIEDLUNGS- UND KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler; Hermann Parzinger; Helmut Bender; Vladimír Nekuda; Armin Ratusny; Hans-Jürgen Nitz; Winfried Schich; Ludwig Schober; Johann-Bernhard Haversath; Klaus Fehn.

Band 10, 1992, S. 9–210

DIE BESIEDLUNG DER HÖHEREN MITTELGEBIRGE

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke; Wolf-Dieter Sick; Uwe Kühl; Jörg Stadelbauer; Rainer Graafen; Heiko Steuer; Eike Gringmuth-Dallmer; Gerhard Billig und Volkmar Geupel; Wolfgang Schwabenicky.

Band 11, 1993, S. 9–291

ENTSTEHUNG UND ENTWICKLUNG KLEINERER STÄDTE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn; Hans Losert; Hans-Georg Stephan; Gabriele Isenberg; Miroslav Richter und Tomáš Velímský; Lieselott Enders; Michel Pauly; Ronald Flückiger-Seiler; Ernst Pleßl; Martina Stercken; Gerhard Henkel; Alois Mayr.

Band 12, 1994, S. 9–233

WÜSTUNGSPROZESSE – WÜSTUNGSPERIODEN – WÜSTUNGSRÄUME

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke; Rudolf Bergmann; Manfred Balzer; Günter Mangelsdorf; Vladimír Nekuda; Rostislav Nekuda; Ervín Černý; Alojz Habovštiak; Hans Krawarik; Peter Rückert; Peter Čede; Johannes Renes.

Band 13, 1995, S. 9–249

BRÜCHE IN DER KULTURLANDSCHAFTSENTWICKLUNG

Mit Beiträgen von: Hans-Jürgen Nitz; Georg Kossack; Walter Janssen; Karlheinz Blaschke; Felix Escher; Frank Hering; Dieter Scholz; Heinz Günter Steinberg;

Thomas Wölker; Luise Grundmann; Heinz Schürmann; Horst Förster; Jörg Stadelbauer.

Band 14, 1996, S. 7–313

KULTURLANDSCHAFTSMUSTER UND SIEDLUNGSSYSTEME

Mit Beiträgen von: Eike Gringmuth-Dallmer; Günter Löffler; Harm Tjalling Waterbolk; Theo Spek; Wim A. Ligtdag; Johannes A. Mol und Paul Noomen; Johannes Ey; Dirk Meier; Hans-Rudolf Egli; Carl-Hans Hauptmeyer.

Band 15, 1997, S. 9–220

MARITIME KULTURLANDSCHAFTEN AM BEISPIEL DES OSTSEERAUMES

Mit Beiträgen von: Michael Müller-Wille; Christer Westerdahl; Winfried Schich; Andreas Dix; Achim Leube; Axel Prieb; Rolf Plöger; Bruno Benthien; Susanne Schumacher-Gorny; Gerd Hoffmann, Walter Dörfler, Michael Müller-Wille und Jörn Thiede.

Band 16, 1998, S. 9–362

BERGBAU- UND INDUSTRIELANDSCHAFTEN UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON STEINKOHLENBERGBAU UND EISEN- UND STAHLINDUSTRIE

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Wolfgang Wegener, Hans-Werner Wehling, Rolf Plöger, Johannes Biecker und Heinrich Otten, Michael Hartenstein, Horst Kranz, Jörg Wiesemann, Johannes Renes, Georg Römhild, Günther Hein, Christoph Willms.

Band 17, 1999, S. 9–318

DÖRFER IN VORINDUSTRIELLEN ALTSIEDELLANDSCHAFTEN

Mit Beiträgen von: Werner Rösener, Johann-Bernhard Haversath, Mathias Austermaier, Norbert Gebauer, Udo Recker, Birgitta Vits, Ulrich Reuling, Reinhard Bauer, Jürg Tauber, Friedrich Eigler, Hans Krawarik, Armin Ratusny, Eike Gringmuth-Dallmer, Matthias Hardt, Hans-Jürgen Nitz.

Band 18, 2000, S. 9–261

ZUKUNFTSPERSPEKTIVEN DER GENETISCHEN SIEDLUNGSFORSCHUNG IN MITTELEUROPA

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Winfried Schenk, Peter Rückert, Klaus-Dieter Kleefeld, Hermann Parzinger, Perdita Pohle, Dirk Meier, Karl Martin Born, Matthias Koch, Günther Moosbauer, Hansjörg Küster, Renate Gerlach, Bernward Selter, Gabriele Recker, Ulrich Stanjek, Oliver Karnau, Josef Mangold, Franz Maier, Helmut Flachenecker, Jürgen Vollbrecht, Heinrich Otten. Die Beiträge von Dietrich Denecke und Rudolf Bergmann finden sich in Band 19, 2001.

Band 19, 2001, S. 9-270

WALD UND SIEDLUNG

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Günter Moosbauer (mit einem Beitrag von Matthias Leopold und Jörg Völkel), Chrystina Häuber, Hansjörg Küster, Christoph Morissey, Peter Rückert, Bernd-Stefan Grewe, Aline Kottmann und Reinhold Schaal, Bernward Selter, Anton Schuler, Richard Pott und Holger Freund, Franz Schmithüsen, Per Grau Møller.

Band 20, 2002, S. 9-237

RELIGION UND KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Leszek Paweł Ślupecki, Jerzy Strzelczyk, Izabela Skierska, Ralf Gebuhr, Winfried Schich, Rudolf Bergmann, Jerzy Piekalski, Krzysztof R. Mazurski, Peter Čede, Oliver Karnau, Zoltán Ilyés, Klaus Fehn, Dietrich Denecke.

Band 21, 2003, S. 7-215

SINGULÄRE UND PERIODISCHE GROSSVERANSTALTUNGEN IN IHRER AUSWIRKUNG
AUF DIE HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFT

Mit Beiträgen von: Klaus Fehn, Karl-Heinz Willroth, Hans-Wilhelm Heine, Hauke Jöns, Caspar Ehlers, Christoph Bartels, Monika Meyer-Künzel, Dieter Rödel und Franz Kümmerle, Klaus Fesche, Olaf Mußmann, Siegfried Zelnhefer.

Band 22, 2004, S. 7-202

KERNRÄUME UND PERIPHERIEN

Mit Beiträgen von: Dietrich Denecke, Franz Irsigler, Günter Mangelsdorf, Heiko Steuer, Christian Lübke, Hans Rudolf-Egli, Klaus Fehn, Reinhard Zölitz-Möller, Helmut Klüter, Reinhold E. Lob

Band 23, 2005, S. 9-294

NATURKATASTROPHEN UND NATURRISIKEN

Mit Beiträgen von: Thomas Glade, Karl-Ernst Behre, Guus J. Borger, Elke Freifrau von Boeselager, Manfred Jakubowski-Tiesen, Eike Gringmuth-Dallmer, Peter Rückert, Birgit Heuser-Hildebrandt, Martin Gudd, Christian Rohr, Lukas Clemens, Mathias Deutsch und Karl-Tilman Rost, Christian Stolz, Thomas Meier, Klaus Fehn

Band 24, 2006, S. 9-312

HISTORISCHE KULTURLANDSCHAFTSFORSCHUNG IM SPANNUNGSFELD VON ÄLTEREN
ANSÄTZEN UND AKTUELLEN FRAGESTELLUNGEN UND METHODEN

Mit Beiträgen von: Winfried Schenk, Klaus Fehn, Ute Wardenga, Sebastian Brather, Eike Gringmuth-Dallmer, Fred Ruchhöft, Rainer Schreg, Udo Recker, Rudolf Bergmann, Theo Spek, Johannes Renes und C.A. Kolen, Peter Rückert, Axel Posluschny

Band 25, 2007, S. 9–312

FLÜSSE UND FLUSSTÄLER ALS WIRTSCHAFTS- UND KOMMUNIKATIONSWEGE

Mit Beiträgen von: Franz Irsigler, Stephan Freund, Eike Gringmuth-Dallmer, Vladimír Salač, Thomas Fischer, Matthias Hardt, Peter Ettel, Roman Grabolle, Petra Weigel, Christian Zschieschang, Hans Friedrich Kniehase, Horst-Günter Wagner, Volker Kaminske, Klaus-Dieter Kleefeld, Johannes Ey, Jette Anders, Pierre Fütterer, Max Linke, Stefan Baumeier und Thomas Küntzel.

Band 26, 2008, S. 7–286

STÄDTISCHE SIEDLUNGEN UND IHR UMLAND

Mit Beiträgen von: Susanne Siewers, Donat Wehner, Pim Kooij, Thomas Küntzel, Franz Irsigler, Ragnhild Berge, Renger E. de Bruin, Rolf Peter Tanner, Peter Burggraaff und Klaus-Dieter Kleefeld, Peter Rückert, Annika Björklund, Klaus Fehn, Raf Verbruggen, Michael Kriest, Orsolya Heinrich-Tamaska, Rainer Schreg.

Die bisher erschienenen Bände der Zeitschrift Siedlungsforschung sind zu beziehen bei: Selbstverlag Arkum e.V., Meckenheimer Allee 166, 53115 Bonn, c/o Geographisches Institut / Historische Geographie. Tel. 02 28 – 73 58 71 und 73 76 52, Fax 02 28 – 73 76 50

